Bilder

aus

der Geschichte Bremens.

Bilder

aus der

Geschichte Bremens,

in zusammenhängender Folge dargestellt,

nebst einer kurzen, geographischen

Beschreibung des bremischen Staates

von

Johann Krüger.

Bremen, 1855.
C. Schünemann's Buchhandlung
Martinistraße Nr. 22.

Vorwort.

Weil lange Vorreden selten gelesen werden, so ist Dasjenige, was über Zweck und Bestimmung des vorliegenden Buches, so wie über Auswahl und Behandlung des Stoffes im Allgemeinen zu sagen war, in das Schlußwort eingeflochten.

Die Quellen, aus welchen der Verfasser geschöpft hat, sind zunächst die über bremische Vergangenheit vorhandenen, größern, gedruckten Werke, die Chroniken von Roller, Storck, Miesegaes und Duntze gewesen; dann auch einzelne ältere und eine Menge kleinere Schriften, welche über dieses oder jenes Ereigniß im Besondern Aufschluß zu geben vermochten.

Der Verfasser hat sich bemüht, überall durch Vergleichung und Zusammenstellung das Wahre herauszufinden und die interessantesten Begebenheiten zu einem Ganzen zu verbinden.

Da ein streng fortlaufender Faden insofern nicht befolgt werden konnte, als hie und da manches Minderbedeutende ausfiel, in der Zeitfolge größere Lücken entstanden, so suchte derselbe jeden Abschnitt mehr als für sich bestehend abzurunden und wählte deßhalb für die Arbeit den

den Titel »Bilder aus der Geschichte Bremens«. Ob ein anderer passender gewesen wäre, möge der geneigte Leser selbst untersuchen und beurtheilen.

Der in der öffentlichen Ankündigung dieses Werkes nicht erwähnte Anhang, welcher eine kurze geographische Beschreibung des bremischen Freistaates nach seinem gegenwärtigen Bestande enthält, wird hoffentlich den meisten Lesern als eine nicht unwillkommene Zugabe erscheinen. Was die älteren Angaben und namentlich das Bleibende, d. h. dasjenige, was früher so war und auch künftig so sein wird, wie es jetzt ist, anbelangt, so ist darüber zu bemerken, daß dabei besonders das vortreffliche Werk des Herrn Dr. Heineken, »die freie Stadt Bremen und ihr Gebiet«, benutzt worden ist.

Möge denn dieser Arbeit eine nachsichtsvolle Aufnahme und günstige Beurtheilung zu Theil werden und sie dazu beitragen, der Kenntniß unserer vaterstädtischen Geschichte eine allgemeinere Verbreitung zu geben.

Bremen, im Juni 1855.

Johann Krüger.

Inhalt.

1. Die Gründung der Stadt Bremen.

Von alten Zeiten laßt euch erzählen, wie sie waren und was sich in ihnen zugetragen hat, damit ihr erfahret, auf welche Weise Alles so geworden ist und so werden mußte, wie es jetzt vor unsern Augen steht.

Folgt mir darum mit euren Gedanken durch zwei Jahrtausende rückwärts zu der Zeit, in welcher unser deutsches Vaterland von den Römern als eine unwirthbare Wildniß und seine Bewohner als auf der untersten Stufe der Bildung stehende Menschen geschildert wurden. Da ahnte man nicht, daß jene Wildnisse in fruchtbare, gesegnete Länder, jene zwar rauhen, aber doch naturkräftigen Bewohner in ein hochgebildetes Volk sich umwandeln würden. Da fehlte die Erkenntniß der Wahrheit, daß Erde und Mensch sich stets verändern, daß die Menschheit, die von höherer Hand vorgezeichnete Bahn des Fortschrittes und der Veredlung durchschreitet.

Damals war auch die Stelle, welche jetzt unser umfangreiches, mit einer Menge schöner Gebäude geschmücktes Bremen trägt, dasselbe, was jene ehrwürdigen Alten vom ganzen deutschen Lande erzählen, eine wüste, unwirthliche Gegend. Sanddünen, mit Haidekraut und Brombeerstauden wild bewachsen, erstreckten sich am rechten Ufer der Weser, welche in altsächsischer Mundart Wirraha hieß und ihren Wasserschatz, von Menschenhand ungezügelt, in vier Mündungsarmen in die Nordsee ergoß. Bei jedem Anschwellen des Stromes wurden die Ufer weithin überflutet, wodurch der überschwemmte Boden manche Veränderung erlitt, die oft gewaltsam, hie und da jedoch allmälig vor sich gehen mochte. Auf weiten Strecken entstanden

jene mächtigen Ablagerungen von fettem Schlamm, aus welchen das fruchtbare Marschland hervorgegangen ist. Tiefer ins Land gab es Erlenbrüche, Moor- und Waldflächen. Auerochsen, Bären, Wölfe und andere Thiere der nordischen Wildniß durchstrichen die menschenleere Gegend. Schaaren von Vögeln bedeckten Gewässer, Sümpfe und Moräste, bauten ihre Nester ungestört in niederm Gestrüpp oder im dichten, mannshohen Schilf- und Rohrwalde. Nebel, von der nahen Meeresküste durch den Wind herbeigeführt, oder dem wasserreichen Boden entquollen, verhüllten während ganzer Tage und Wochen das heitere Himmelslicht, so daß ein heller Sonnentag zur seltenen Erscheinung wurde.

Einst, so erzählt die Sage, lagen im Weserstrome einige rohgearbeitete Fischerkähne, besetzt mit Männern, Weibern und Kindern. Es waren Leute, die vor der Gewalt mächtiger Feinde flüchteten, die sich an den Ufern der fischreichen Wirraha nach einem sicher gelegenen Orte umsahen, wo sie ihre armseligen Hütten aufschlagen, sich und ihren Nachkommen eine neue, feste Heimat gründen möchten. Doch hatte damals die göttliche Christuslehre ihren Glanz auf Erden noch nicht entfaltet. Die Naturreligion, aus der kindlichen Anschauungsweise reiner Naturmenschen entsprossen, von keinem Strahle der Wissenschaft geläutert und zur wahren, im ächten Christenthume sich wieder findenden Vernunftreligion erhoben, hielt die Gemüther in mancherlei Irrthum und Aberglauben befangen. So harrten sie denn einen ganzen Tag auf ein günstiges Zeichen, durch welches die Gottheit ihnen andeute, ob eine Niederlassung an diesem Orte, welcher, seiner bequemen Lage zum Fischfange wegen, ihnen besonders gefiel, von Glück und Segen begleitet sein werde. Aber finsteres Gewölk hielt den Himmel umzogen, kein Sonnenstrahl küßte die einsame Haide, und schon schien mit dem Herannähen des Abends ihre Erwartung unerfüllt zu bleiben. Da theilten sich plötzlich die verhüllenden Nebel, ein Strahl der sinkenden Sonne färbte mit röthlichem Lichte das auf den Haidehügeln reichlich wuchernde Bramkraut,*) und eine Gluckhenne zog mit ihren Küchlein eine Anhöhe hinan, im dichten Gestrüpp ihr nächtliches Lager suchend. Jubelnd begrüßte der Haufe der Heimatlosen dieses Ereigniß, sie sprangen an's Ufer und nach

*) Färberginster (Genista tinctorum).

wenigen Tagen erhoben sich, von rankenden Brombeerstauden umschattet, ihre ärmlichen Hütten auf sandigem Boden. Hier sollte die bedrohte Freiheit sicher sein und herrlich aufblühen, die bedrängte Unschuld friedlich wohnen. Eine Volksburg sollte hier erstehen, in welcher weder Tyrannei noch Willkür, sondern Ordnung, Recht und Gesetzmäßigkeit allein Geltung habe in heiliger Eintracht unter freien Menschen. Die Gluckhenne mit den Küchlein wurde das Wahrzeichen unserer guten Stadt Bremen, insofern sie die schirmende Mutter alles dessen ist, was Menschenglück und Menschenwohlfahrt herbeiführen und erhalten kann. Man sieht es, zum steten Gedächtniß in Stein gehauen, über dem zweiten Rathhausbogen, wenn man vom Domshof, am Dom herunter, nach dem Markte geht.

So läßt die Sage unsere liebe Stadt Bremen ihren Anfang nehmen und bestätigt damit zugleich die herrschende Meinung, daß Fischer die ersten Gewerbsleute hiesigen Orts gewesen sind. Aber woher kamen jene ältesten Einwohner? Welchem Volksstamme fühlten sie sich verwandt? Warum erhielt diese Niederlassung den Namen Bremen? Die sicherste Vermuthung dürfte sein, daß die ersten Bremer zu dem großen Stamme der Chauken gehörten, der im Norden unsers Vaterlandes weit verbreitet war. Der Ursprung des Namens Bremen wird verschieden angegeben. Einige wollen ihn von "Bram" herleiten, Andere von "Prahm." Ein alter römischer Schriftsteller spricht im zweiten Jahrhundert n. Chr. von einer Stadt an der Weser, Phabiranum, vielleicht eine Uebertragung des Namen "Fahrt by Rhern," — d. i. bei dem Flusse, — in die römische Sprache. Derselbe Fremdling schildert die Chauken als ein Volk der Germanen, welches durch Stärke, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe sich auszeichne. Wir haben uns demnach unserer Ahnen nicht zu schämen, denn welches Lob ist unparteiischer, als das aus Feindes Munde! Laßt uns daher streben, ihrer würdige Nachkommen zu sein!

---

2. Erhebung Bremen's zum Bisthum.

Aus dem Dämmerlichte der Vorzeit sehen wir Bremen gegen das Ende des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in den Bereich der Geschichte treten. Freilich bleibt auch von da an noch Manches dunkel und in Sagen gehüllt, jedoch gewinnen die Nachrichten in dem Grade allmälig an Bestimmtheit, als die Quellen, denen sie entspringen, an Zahl zunehmen.

Die erste Urkunde, welche das Vorhandensein Bremen's um jene Zeit beglaubigt, stammt von dem mächtigen Frankenkönig, Karl dem Großen her. Wie es aber kam, daß dieser erste römische Kaiser deutscher Nation das von Fischern und Fährleuten bewohnte Dorf seiner Aufmerksamkeit würdigte, mögt ihr dem Folgenden entnehmen.

Bekanntlich hatten sich die zahlreichen germanischen Gauvölker schon lange vor dem Sturze des abendländisch-römischen Kaiserreiches zu vier großen Volksstämmen vereinigt, unter denen die Franken und Sachsen für uns die bedeutendsten sind, weil ihre Geschichte auf urdeutschem Boden sich fortentwickelte. Zwischen diesen beiden mächtigen Brudervölkern herrschte endlose Zwietracht, die zu heben, Karl der Große die Sachsen mit seiner ganzen, gewaltigen Macht zu bekriegen und zu unterjochen beschloß. Nachdem nach langjährigem, blutigem Kampfe die Unterwerfung des herrlichen Sachsenvolkes mühsam gelungen, kam es ihm darauf an, seine Macht in den eroberten Gauen zu befestigen, zu welchem Endzweck die Abschaffung der heidnischen und die strenge Einführung der christlichen Religion das geeignetste Mittel zu sein schien. Ueberall wurden daher die Altäre der heidnischen Gottheit gestürzt, ihre heiligen Haine verwüstet und die besiegten Bekenner des Heidenthums zu Tausenden unter das Zeichen des Kreuzes und zur Taufe getrieben. So entstanden auf königliches Machtgebot, ganz gegen Christi Geist und Sinn, neue Christengemeinden in Menge, Kirchen wurden errichtet und Priester angestellt, dem gelungenen Werke nachhaltige Stützen zu sein. Dabei erhielten mehrere Gemeinden einen Oberpriester, einen Aufseher über Kirchen und Geistliche, Bischof genannt, dem man einen günstig

für diesen Zweck gelegenen Ort zum Wohnsitz überwies. Man erwählte dazu gern einen größern, wo möglich befestigten Ort, mithin eine Stadt. Städte gab es aber im Sachsenlande nicht, weil dessen Bewohner, treu der Meinung aller alten Germanen, sie für Gefängnisse hielten. Jeder suchte, so lange es thunlich, allein zu hausen, daher selbst Dörfer schon zu den Seltenheiten gehörten. Aus Mangel an Städten mußten also Ausnahmen von der Regel gemacht werden. Man suchte die bestgelegenen Dörfer zu Bischofsitzen aus und so fiel denn auch auf das Fischerdorf Bremon an der Wirraha zu jenem Zwecke die Wahl. Der geehrte Name der Chauken hatte längst das Schicksal der Namen so vieler anderer Gauvölker getheilt, er war in der allgemeinen Benennung "Sachsen" aufgegangen. — Dem Bisthume Bremen wurden nach der in Worms schon im Jahre 778 ausgefertigten Urkunde zehn Gaue des alten Sachsenlandes zugetheilt, diese aber, um Erinnerungen an vergangene Zeiten so viel als möglich zu verwischen, in zwei große Provinzen des Frankenreiches umgewandelt, die man Wigmodien und Lorgoe benannte. Der Sprengel des neuen Bisthums reichte nördlich an die Elbe und das deutsche Meer, und vom linken Weserufer aus weit in das Land der edlen Friesen.

Zum Unterhalte für die Kirche und ihre Diener legte man den Gemeinden den Zehnten auf, welcher jährlich von allem Gut und allem Erwerb entrichtet werden sollte. Dies war den Besiegten, die den Zwang einer Abgabe bis dahin nicht gekannt, eine ungewohnte Last, welche sie in der Folge mehrfach abzuwerfen versuchten. Die fränkischen Priester waren ihnen ohnehin, als Fremdlinge, verhaßt genug, sie haßten sie aber noch mehr, weil sie ihnen als Werkzeuge erschienen, die der große Karl hergesandt, ihren hartnäckigen Freiheitsstolz vollends zu unterdrücken. Lange blieben daher auch die Orte, wo sie einst zu ihrem Wodan gebetet, im geheiligten Andenken und manche stille Nacht goß ihren Sternenschein auf einsame Gestalten nieder, die an gestürzten Opferaltären in den traurigen Ueberresten der Götterhaine, sich den Geistern ihrer Ahnen zu nahen suchten. Sobald solches ruchbar wurde, sprach man von geheimem Umgange mit dem leibhaftigen Bösen und die christlichen Priester hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Abtrünnigen vom wahren Glauben nicht allein zu lästern und zu schmähen, sondern auch zu hassen und zu verfolgen. Dem heidnischen Aberglauben stellten die Priester Lehren

2. Erhebung Bremen's zum Bisthum.

Aus dem Dämmerlichte der Vorzeit sehen wir Bremen gegen das Ende des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in den Bereich der Geschichte treten. Freilich bleibt auch von da an noch Manches dunkel und in Sagen gehüllt, jedoch gewinnen die Nachrichten in dem Grade allmälig an Bestimmtheit, als die Quellen, denen sie entspringen, an Zahl zunehmen.

Die erste Urkunde, welche das Vorhandensein Bremen's um jene Zeit beglaubigt, stammt von dem mächtigen Frankenkönig, Karl dem Großen her. Wie es aber kam, daß dieser erste römische Kaiser deutscher Nation das von Fischern und Fährleuten bewohnte Dorf seiner Aufmerksamkeit würdigte, mögt ihr dem Folgenden entnehmen.

Bekanntlich hatten sich die zahlreichen germanischen Gauvölker schon lange vor dem Sturze des abendländisch-römischen Kaiserreiches zu vier großen Volksstämmen vereinigt, unter denen die Franken und Sachsen für uns die bedeutendsten sind, weil ihre Geschichte auf urdeutschem Boden sich fortentwickelte. Zwischen diesen beiden mächtigen Brudervölkern herrschte endlose Zwietracht, die zu heben, Karl der Große die Sachsen mit seiner ganzen, gewaltigen Macht zu bekriegen und zu unterjochen beschloß. Nachdem nach langjährigem, blutigem Kampfe die Unterwerfung des herrlichen Sachsenvolkes mühsam gelungen, kam es ihm darauf an, seine Macht in den eroberten Gauen zu befestigen, zu welchem Endzweck die Abschaffung der heidnischen und die strenge Einführung der christlichen Religion das geeignetste Mittel zu sein schien. Ueberall wurden daher die Altäre der heidnischen Gottheit gestürzt, ihre heiligen Haine verwüstet und die besiegten Bekenner des Heidenthums zu Tausenden unter das Zeichen des Kreuzes und zur Taufe getrieben. So entstanden auf königliches Machtgebot, ganz gegen Christi Geist und Sinn, neue Christengemeinden in Menge, Kirchen wurden errichtet und Priester angestellt, dem gelungenen Werke nachhaltige Stützen zu sein. Dabei erhielten mehrere Gemeinden einen Oberpriester, einen Aufseher über Kirchen und Geistliche, Bischof genannt, dem man einen günstig

für diesen Zweck gelegenen Ort zum Wohnsitz überwies. Man erwählte dazu gern einen größern, wo möglich befestigten Ort, mithin eine Stadt. Städte gab es aber im Sachsenlande nicht, weil dessen Bewohner, treu der Meinung aller alten Germanen, sie für Gefängnisse hielten. Jeder suchte, so lange es thunlich, allein zu hausen, daher selbst Dörfer schon zu den Seltenheiten gehörten. Aus Mangel an Städten mußten also Ausnahmen von der Regel gemacht werden. Man suchte die bestgelegenen Dörfer zu Bischoffitzen aus und so fiel denn auch auf das Fischerdorf Bremon an der Wirraha zu jenem Zwecke die Wahl. Der geehrte Name der Chauken hatte längst das Schicksal der Namen so vieler anderer Gauvölker getheilt, er war in der allgemeinen Benennung „Sachsen" aufgegangen. — Dem Bisthume Bremen wurden nach der in Worms schon im Jahre 778 ausgefertigten Urkunde zehn Gaue des alten Sachsenlandes zugetheilt, diese aber, um Erinnerungen an vergangene Zeiten so viel als möglich zu verwischen, in zwei große Provinzen des Frankenreiches umgewandelt, die man Wigmodien und Lorgoe benannte. Der Sprengel des neuen Bisthums reichte nördlich an die Elbe und das deutsche Meer, und vom linken Weserufer aus weit in das Land der edlen Friesen.

Zum Unterhalte für die Kirche und ihre Diener legte man den Gemeinden den Zehnten auf, welcher jährlich von allem Gut und allem Erwerb entrichtet werden sollte. Dies war den Besiegten, die den Zwang einer Abgabe bis dahin nicht gekannt, eine ungewohnte Last, welche sie in der Folge mehrfach abzuwerfen versuchten. Die fränkischen Priester waren ihnen ohnehin, als Fremdlinge, verhaßt genug, sie haßten sie aber noch mehr, weil sie ihnen als Werkzeuge erschienen, die der große Karl hergesandt, ihren hartnäckigen Freiheitsstolz vollends zu unterdrücken. Lange blieben daher auch die Orte, wo sie einst zu ihrem Wodan gebetet, im geheiligten Andenken und manche stille Nacht goß ihren Sternenschein auf einsame Gestalten nieder, die an gestürzten Opferaltären in den traurigen Ueberresten der Götterhaine, sich den Geistern ihrer Ahnen zu nahen suchten. Sobald solches ruchbar wurde, sprach man von geheimem Umgange mit dem leibhaftigen Bösen und die christlichen Priester hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Abtrünnigen vom wahren Glauben nicht allein zu lästern und zu schmähen, sondern auch zu hassen und zu verfolgen. Dem heidnischen Aberglauben stellten die Priester Lehren

entgegen, welche der gesunden Vernunft der Sachsen unsinniger vorkamen, als der Glaube der Väter. Lange Zeit blieb die neue Religion vom Volke unbegriffen und unverstanden, so daß im Leben der Bekehrten christliche Frömmigkeit mit heidnischem Brauch sich mengte.

---

3. Die ersten Bischöfe.

Durch eines mächtigen Herrschers Wort zum Bischofsitz erhoben, nahm das Dorf Bremon, dessen ältesten Häuser wahrscheinlich in der Gegend der Tiefer lagen, bald an Umfang und Größe zu. Vortreffliche Rechte und Freiheiten seiner Insassen, der ergiebige Fischfang in der Weser, die erhöhte Lage an derselben, mitten im sumpfigen, bruchigen Boden, lockten Manchen zur Ansiedlung herbei. Dazu gewährte eine geschlossene Gemeinde größere Sicherheit vor Seeräubern, die damals nicht selten die Weser heraufkameu, um auch auf dem Festlande zu morden und zu plündern. Von größtem Nutzen für das Gedeihen des Ortes war aber das Wirken seines ersten Bischofs, Willehad, welcher der besonderen Gunst Karl's des Großen sich rühmen durfte. Er wußte es dahin zu bringen, daß die Einwohner Bremon's vor dem übrigen Sachsenvolke gewisse Rechte genossen und die Entrichtung gewisser Abgaben ihnen erlassen wurde. Auf einen außerhalb des Orts belegenem Haidehügel erbaute er eine kleine, hölzerne Kirche, die wunderschön gewesen sein soll und als erste bischöfliche den Namen „Dom" erhielt. Nicht fern von dem Gotteshause soll er den Brunnen haben graben lassen, der noch gegenwärtig nach ihm der Willhadi-Brunnen heißt, dessen Wasser man nach seinem Tode eine wunderthätige Kraft beilegte.

Bischof Willehad stammte aus England. Er bereitete sich früh auf das schwere Amt eines Heidenbekehrers vor und ging in Deutschland zuerst unter die Friesen, das durch Bonifazius oder Winfried bei denselben begonnene Werk zur Vollendung zu bringen. Beinahe

hätte ihm dieser kühne Versuch schon in den ersten Jahren das Leben gekostet, weil er durch unkluge Verachtung der Opfersteine den Zorn der Heiden erregte, so daß ein Häuptling einen Schwerthieb nach seinem Haupte führte, der nur dadurch unschädlich wurde, „daß er ein Reliquienkästchen bei sich trug,“ welches an einem ledernen Riemen, der sich um den Hals schlang, vorn auf der Brust befestigt hing. Später kam Willehad an den kaiserlichen Hof, von wo aus man ihn mehrfach in das Sachsenland schickte, um durch die Predigt vom Kreuze dem weltlichen Arm den Weg zu bahnen. Nach siebenjährigem Wirken in Bremen und Umgegend ernannte ihn Karl der Große zum ersten Bischof daselbst. Er reiste häufig in seinem weiten Sprengel umher und gewann durch seinen rastlosen, frommen Eifer viele Heiden für den Christenglauben. Jede neue Gemeinde versah er mit einem Priester, dem er den strengsten Amtseifer durch ernste Ermahnung zur Gewissenspflicht machte. In Bremen bestand sogar unter seiner Leitung und Oberaufsicht eine Art Schule, in welcher junge Leute für den geistlichen Stand ihre Ausbildung empfingen. Sein Wandel wird als rechtschaffen und brav geschildert, seine Tugend als frei von jeglicher Heuchelei. Als er im Jahre 790 zu Plecatessem (Bleren) an der Unterweser verweilte, die dortige Christengemeinde zu trösten und zu erbauen, befiel ihn ein heftiges Fieber, welches am 8. November, kurz nach Sonnenaufgang mit seinem unerwarteten Tode endigte. Sein Leichnam ward die Weser herauf nach Bremen geschafft und, wie es heißt, unter Wehklagen und Jammergeschrei des Volkes in der von ihm erbauten hölzernen Domkirche beerdigt. *) In spätern Jahren legte Pfaffentrug seinen Gebeinen eine wunderwirkende Kraft bei, so daß ihretwillen von nah und fern Christen und Heiden nach Bremen wallfahrteten, wodurch sich das Ansehen des Ortes ungemein hob. Auch Seeräuber kamen, aber nicht in der unschuldigen Absicht, den heiligen Ueberresten des Bischofs Willehad andächtige Verehrung zu zollen, sondern ihn zu stehlen. Als das den schlauen Priestern kundbar wurde, baueten sie

---

*) In der großen Halle unseres Rathhauses sieht man auf einem Gemälde Karl den Großen und Bischof Willehad, beide sitzend auf vergoldeten Sesseln, den bremer Dom zwischen sich haltend. Darunter steht in altsächsischer Mönchsschrift ein langer Reim.

eine besondere, feste Kapelle *) neben dem Dom zur Aufbewahrung des Leichnams.

Da nach des ersten bremischen Bischofs Tode zwischen Franken und Sachsen neue Kämpfe entstanden, so blieb seine Stelle zwölf Jahre lang unbesetzt. Erst im Jahre 803 konnte Willerich, ein Schüler Willehads, vom Frankenkönige zu des Letztern Nachfolger ernannt, sein priesterliches Ansehen in Bremen befestigen. Auch diesem Manne wird ein einfacher, apostolischer Lebenswandel nachgerühmt, indeß war er es, welcher den Reliquiendienst in Uebung brachte, auch suchte er der Kirche Güter zu mehren, daher er denn wohl bei aller Pflichttreue und unermüdetem Eifer im angeblichen Dienste Gottes mehr ein Priester des römischen Papstes, als ein wahrer Jünger Jesu gewesen sein muß. Er ließ die hölzerne Domkirche niederreißen und an derselben Stelle die erste steinerne erbauen, welche von mittelmäßiger Größe war und drittehalb hundert Jahre stand. Er starb wahrscheinlich im Jahre 840. Sein Nachfolger, Leuderich, dem von den alten Chronisten Stolz und Hochmuth zum Vorwurfe gemacht wird, verwaltete sein Amt nur acht Jahre. Darnach ging mit dem Bisthum Bremen eine Veränderung vor, womit euch der nächste Abschnitt bekannt machen wird, eine Veränderung, die in der Folge unser Bremen seines Ranges als vornehmsten Bischofsitz im Norden Deutschlands fast verlustig machte.

---

*) Diese Willehadikapelle brannte im Jahre 913 oder 916 ab. Im 12. Jahrhundert baute man eine neue Kirche, welche bis ins 18. Jahrhundert am heutigen Wurstmarkte stand, da, wo jetzt ein Weinlager ist. Seit 1527 diente sie zum Zeughause, nachmals zum stätischen Hopfenlager, weßhalb sie im Munde des Volkes die „Hoppenkarke“ hieß. Ihr nicht sehr hoher Thurm kam 1726 zum Abbruch.

4. Das Erzstift Hamburg=Bremen und der heilige Ansgar.

Ihr werdet nun einen Mann kennen lernen, dessen Name mit dem glänzenden Prädicate „Apostel des Nordens“ euch hie und da vielleicht schon zu Ohren gekommen ist, den die römisch=katholische Kirche sogar unter die Zahl der Heiligen aufgenommen hat. Nicht selten heißt unser Bremen nach ihm die Stadt des heil. Ansgarius und eine Kirche, so wie ein Eingang in die Stadt, erinnern uns fast täglich an seinen Namen. Vernehmt jedoch zuvor eine kurze Bemerkung über das zu seiner Zeit und gewissermaßen durch seine Mitwirkung entstandene Erzstift Hamburg=Bremen.

Schon Karl der Große hatte an der Alster, einem Nebenfluße der Elbe, zum Schutz seines Reiches gegen die Dänen und Normannen zwei Festungen anlegen lassen und trug den Gedanken mit sich herum, die eine davon, Hamburg, am Einfluß der Alster in die Elbe, zu einem Erzbisthume zu erheben, welches an Umfang und Macht dem zu Köln am Rhein gleiche. Er starb darüber hinweg, so daß jener Plan erst unter seinem Sohne und Nachfolger, dem Kaiser Ludwig dem Frommen, in Ausführung kam. Eine Reichsversammlung zu Ingolheim erhob das bisherige Bisthum Hamburg zu einem Erzstift. Die 843 geschehene Theilung des großen Frankenreiches unter die Enkel des großen Karls hatte aber das Erzstift Hamburg so vermindert, daß ihm nur vier Taufkirchen (Pfarrkirchen) blieben, dazu war Hamburg zwei Jahre später von dem Dänenkönige Erich ausgeplündert und bis auf den Grund verwüstet worden, daher faßte eine Synode zu Mainz 847 den Beschluß, das durch Leuderichs Tod erledigte Bisthum Bremen mit demselben zu verbinden. Ansgarius, der sich um das Missionswesen im Norden schon sehr verdient gemacht, wurde zum ersten Erzbischof der hamburgisch=bremischen Kirche ernannt. Die Einführung in das Erzstift verzögerte sich indeß um einige Jahre, weil benachbarte Bischöfe, z. B. der zu Verden an der Aller, die Endgültigkeit jenes Beschlusses anfochten. Obwohl nun künftig Hamburg für die eigentliche Stadt des Erzbischofs galt, so nahm

dieser seinen Sitz doch lieber in Bremen, das gegen Ueberfall heidnischer Schaaren, seiner Lage wegen, mehr gesichert war.

Ansgar trat sein Amt an und verwaltete es fast volle achtzehn Jahre mit großem Segen. Er war am 8. September 801 in der Nähe der Stadt Amiens in Frankreich geboren. Sein Vater stammte aus einem angesehenen fränkischen Geschlecht und stand zu Karl dem Großen in naher Beziehung. Seine Mutter, eine überaus fromme Frau, starb, als er erst fünf Jahre zählte, weßhalb er, da sein Vater sich weniger mit seiner Erziehung befassen konnte, schon früh in ein Kloster *) kam. Hier wurden die Keime zur Frömmigkeit und Tugend, welche die Mutter in dem jungen, empfänglichen Gemüthe früh geweckt, den Glaubenssatzungen und Lehrbegriffen damaliger Zeit gemäß, weiter ausgebildet und entwickelt. Der Entschluß, sein ganzes Leben dem Dienste seines Gottes zu weihen, kam bald in ihm zur Reife und weil er bei gutem Unterrichte, durch Fleiß und Anlagen noch mehr gehoben, schon im Jünglingsalter große Kenntnisse und vieles Wissen sich angeeignet, so wurde er im zwanzigsten Lebensjahre Lehrer und Vorsteher der Klosterschule Corvey **) an der Weser. Später ging er nach Dänemark und Schweden, wo er mit großem Eifer und, wie es heißt, bedeutendem Erfolge den Heiden die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkündete. Vielfach erschien er auch an den Höfen der nordischen Könige als der bevollmächtigte Gesandte des Kaisers in weltlichen Angelegenheiten. Ueberall, wo er wirkte, erhoben sich Klöster und Kirchen, doch nicht diese allein, sondern, was seinem Charakter ein noch schöneres Zeugniß gibt, auch Schulen, Armen- und Krankenanstalten. Der Geist ächt christlicher Liebe, welcher in ihm wohnte, machte ihn zu einem Retter der Bedrängten, einem Vater der Unmündigen und Verlassenen. Den größten Theil seiner Einkünfte verwandte er zum Wohlthun, ja, wenn seine Mittel nicht

---

*) Die Klöster waren damals noch Stätte der Zucht und Sitte, so wie ihre Bewohner, die Mönche, häufig im Besitz großer Gelehrsamkeit. Jedes Kloster pflegte daher auch eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt zu sein.

**) Aus dem Kloster Corvey sind viele tüchtige, Männer hervorgegangen, welche für die Ausbreitung des Christenthums thätig gewesen.

ausreichten, scheute er sich nicht, selbst kostbare Kirchengeräthe, wo sich solche vorfanden, anzugreifen, um gefangene Christensclaven loszukaufen. Beständig führte er einen Beutel mit Geld bei sich, damit er nicht in Verlegenheit komme, wenn ihn etwa ein Dürftiger um ein Almosen bitte. Kam er in seinen Sprengel zurück, so versammelte er die Armen um sich, erwies ihnen jegliche Dienstleistung, ordnete Mahlzeiten für sie an und speisete mit ihnen an einem Tische. Seine Kost war von der einfachsten Art, oft begnügte er sich mit Salz, Brot und Wasser; überhaupt hielt er Mäßigkeit im Genusse trotz aller Mühseligkeit, die ihm sein Wirken auferlegte, für strenge Pflicht. Körperliche Leiden, die theils Folge großer Anstrengung und Entbehrung, theils Folge natürlicher Leibesschwäche waren, ertrug er standhaft und mit Geduld. Wahrhaft rührend ist die Ergebung in Gottes Hand, mit welcher er eine mehrmonatliche, schwere Krankheit, die ihn an das Ziel seiner irdischen Laufbahn führte, erduldete, in den alten Chroniken zu lesen. Er starb in Bremen am 3. Februar 864 in den Armen seines geliebtesten Schülers, Rembertus, welcher auch sein Leben beschrieben hat. Sein seit frühestem Lebensalter gehegter Wunsch, öffentlich als Märtyrer seines Glaubens zu sterben, blieb zwar unerfüllt, doch mag sein ganzes aufopferndes Leben als ein Märtyrerthum bezeichnet werden. Dieser Wunsch nach der Marterkrone gehört ganz der Richtung der Zeit an, welche ihn in ihrem Schooße barg und kann auf seinen Wandel keinen Schatten werfen. Eben so wenig schadet es seinem sittlichen Werthe, wenn von seinem Wunderglauben und der Verehrung, welche er gegen Reliquien hegte, berichtet wird. Oft hielt sich Ansgarius in seinem Leben durch Träume und Erscheinnungen berufen, was sich indeß aus ganz natürlichen Ursachen, großer Aufregung des Geistes und körperlicher Schwäche sehr leicht erklären läßt. War er auch wundergläubig, so wies er doch stets die Zumuthung von sich, als könne er selbst Wunder verrichten, wobei er die schönen Worte zu sagen pflegte: „Wenn Gott mich solcher Gabe würdig hielte, wollt ich ihn bitten, mir das eine Wunder zu gewähren, einen guten Menschen aus mir zu machen.“

Immerhin mögen wir also in Ansgarius einen großen, des Andenkens würdigen Mann erblicken und dabei das Eine festhalten, daß auch er ein Mensch war, der seine Irrthümer und Schwächen hatte, gleich wie wir nicht frei von Mängeln sind, vielmehr in unserm

ganzen Sein als Wesen auftreten, welche dem Einflusse ihrer Zeitverhältnisse unterworfen sind.

Das Leichenbegängniß des ersten Erzbischofs der hamburg-bremischen Kirche erfolgte unter inniger Theilnahme Aller, die ihm im Leben nahe gestanden, besonders aber derjenigen, die durch ihn in irgend einer Lage Trost und Hülfe empfangen hatten. Im Dom, vor dem Altare der Mutter Gottes, kam seine irdische Hülle in die Gruft.

Unter den milden Stiftungen, welche er in Bremen gegründet, verdient das Gasthaus St. Jürgen, worin arme Reisende unentgeltlich Obdach und Pflege finden konnten, Erwähnung. Anfänglich lag es außerm Heerdenthore, später in der Stadt an der Hutfilterstraße, Ecke der kurzen Wallfahrt.

---

5. Der Erzbischof Rembert.

Der heil. Ansgarius ruhete vor dem Marienaltar in der Peterskirche, da traten des andern Tages die Geistlichen und das Volk zusammen, einen neuen Erzbischof zu küren. Die Wahl traf den geliebten Schüler, den treuen Freund und Gehülfen Ansgars, Rembertus, einen äußerst geistreichen und gelehrten Mann. Die benachbarten Bischöfe stellten ihn dem Könige Ludwig dem Deutschen vor, welcher die Wahl bestätigte, ihn feierlichst mit dem Erzstift belehnte und durch den Erzbischof Luitbert von Mainz weihen ließ; auch der Papst gab nach Jahresfrist seine Zustimmung.

Rembert nahm in seinem Walten und Wirken den dahingeschiedenen Lehrer zum Vorbilde, indem er dessen Fußstapfen in allen Stücken treulich folgte. Er wanderte in seinem erzbischöflichen Sprengel fleißig umher, überall mit Ermunterung, Trost, Ermahnung und Hülfe bei der Hand. Er unternahm weite Reisen in die Länder der Heiden, nach Schweden, Dänemark und den Nordseeinseln, litt mehrere

Male Schiffbruch und verkündete nicht selten mit Gefahr seines Lebens, immer aber mit Feuereifer, das Wort vom gekreuzigten Heiland. Gefangene Christensclaven kaufte er los, und nie entließ er einen Armen, ohne ihm eine Gabe gereicht zu haben. Zu seiner Zeit brachen über das nördliche Deutschland böse Tage herein. Die Normannen drangen unter dem Könige Erich III. von Nordjütland ins Reich, verbanden sich mit den Slaven und allen Unzufriedenen, die aus Zwang das Cristenthum bekannten, verwüsteten Aecker und Fluren, verbrannten die Städte und legten namentlich die Kirchen in Trümmer. Da trug die blutige Saat, welche Karl der Große ausgestreut, indem er auf der Spitze des Schwertes das Christenthum in jene Länder zu bringen trachtete, gräuelvolle Früchte. Das Heer der Sachsen unter dem Herzog Bruno wurde aufgerieben, die vornehmsten Anführer blieben im Kampfe, und die Alles verheerende Flut der Feinde wälzte sich durch Friesland nach dem Rheine zu, ja selbst bis Utrecht in Holland. Sogar Cöln am Rhein und das uralte Trier an der Mosel gingen in Flammen auf. Da hatte Rembertus volle Arbeit. Unermüdet durchzog er die zertretenen Länder, um aller Orten der Verlassenen Hort zu sein; wahrscheinlich auch, um Alles gegen die wüthenden Feinde seines Glaubens unter die Waffen zu rufen; denn nach der alten Kunde heißt es, daß die Normannen ihm nachspürten und trachteten, ihn zu fangen. Sie beschlossen einen Ueberfall, als er bei seiner Gemeinde zu Norden in Friesland weilte, fanden aber allda eine so unvermuthete, tapfere Gegenwehr, daß ihrer mehr denn 10000 (?) auf der Wahlstatt blieben. Rembert stand während des Getümmels auf einem Hügel, den man noch lange nachher zeigte, im Gebet.

Im Jahre 888 kehrte Rembert von einer Wanderung durch seinen Sprengel krank nach Bremen zurück und starb am 11. Juni desselben Jahres, nachdem er sich auf sein Ende, das er schnellen Schrittes anrücken sah, sieben Tage vorbereitet hatte. Sein Leichnam ward, seinem Willen gemäß, außerhalb der Domkirche beerdigt. Auch er ist nachmals vom Papste canonisirt, d. i. für heilig erklärt.

Merkwürdiger Weise war Bremen dem großen Angriff der nordischen Völker, der unter Remberts Amtsführung geschah, glücklich entgangen. Nicht so leicht entkam Bremen den Streifzügen der wilden, raublustigen Ungarn, welche 916 heranstürmten, die Stadt ausplünderten, die Gotteshäuser anzündeten, die Priester vor den Altären

erschlugen. Die Sage berichtet, wie im fürchterlichsten Gewitter ein starker Orkan die Schindeln von den Dächern der halbverbrannten Kirchen den enteilenden Ungarn in das Gesicht geschleudert, sie hier- und dorthin versprengt habe, so daß ihrer Viele von den zürnenden Einwohnern einzeln angegriffen und erschlagen, andere in blinder Hast in die Weser gejagt sein sollen, deren tosende Fluten ihnen den Untergang brachten. Noch andere Horden der Ungarn sollen von Leuten der Stadt, welche Nothwehr in der Gegend des Osterthors zusammengeführt, aufgehalten und in eine enge Straße, die ebenfalls nach der Weser ausläuft, gedrängt worden sein. In dieser Gasse haben Frauen und Kinder von den Dächern der nicht hohen Häuser, Steine, Ziegel, siedendes Wasser, geschmolzenes Pech u. dgl. auf die Barbaren geschleudert und gegossen, so daß die meisten eines qualvollen Todes starben.

Seit jener Begebenheit heißt die Gasse noch zur Stunde die Marterburg. Sie reicht von der Osterthorstraße bis an die Holzpforte.

---

6. Zustände Bremens im ersten Jahrhundert seines geschichtlichen Bestehens.

Mit dem Tode Remberts war für Bremen seit dem Erlaß der Stiftungsurkunde ein volles Jahrhundert zum Abschluß gekommen. Als unansehnliches Fischerdorf ward es zu einem der Hauptorte in den eroberten Gauen des Sachsenlandes erhoben. Bischof und Graf*) standen fortan an der Spitze des bis dahin freien Gemeinwesens, das unter ihrem Einflusse und durch die Verordnungen Karls des Großen und seiner Nachfolger eine neue Gestalt empfing. An die Stelle altherkömmlicher Gewohnheit trat ein durch bestimmtes Gesetz aus-

*) Die weltliche Macht im Erzstift lag in der Hand eines Grafen (Vogts).

geübter Zwang, so daß von der ungebundenen Freiheit der Altvordern in Sitte und Brauch nur wenige Reste stehen blieben. Hatten die Landeseinwohner früher zu Neu- und Vollmond wegen gemeinsamer Berathung sich zusammengefunden, auch in hergebrachter Weise das Recht gesprochen, so waren jetzt bestimmte Gerichtstage vorgeschrieben, die man anfangs noch unter freiem Himmel, nach und nach aber in einem bedeckten Raume abhielt. Der kaiserliche Vogt, welcher im sogenannten Kaiserhause*) seine Wohnung hatte, vertrat bei allen öffentlichen Angelegenheiten die Person des Herrschers. Er wählte unter Beistimmung der Gemeinde seine Helfer, Schöffen, die wegen gewissenhafter Erfüllung ihrer Pflicht beeidigt wurden. Die Anzahl der Schöffen setzte Karl der Große auf sieben fest, unter Ludwig dem Frommen stieg sie auf zwölf. — Karl wollte auch hierin das Andenken an alte Zeiten gleichsam verlöschen, weil die Sachsen vor der Unterjochung durch die Franken unter zwölf Aeltesten (Grafen) standen, welche das Volk frei wählte. — Wählbar für den Schöffenstuhl war jeder freie Grundeigenthümer, jedoch mußte dessen Gut eine gewisse Größe haben. Dabei galt die ausdrückliche Verordnung des Kaisers, daß der Vogt auf die B e s s e r n und W a h r h a f t i g e n in der Gemeinde Rücksicht nehmen solle, womit solche Männer gemeint waren, von deren Ergebenheit an den Kaiser man sich überzeugt halten konnte. In dieser anscheinend weisen Verordnung lag aber der Keim zu einem großen Uebel, indem eigennützige und harte Vögte nur diejenigen zu Schöffen machten, von welchen sie wußten, daß sie entweder ihnen gleich gesinnt oder Schwachköpfe waren. Die in den Schöffen dargestellte Vertretung des Volkes verlor sich aber ganz, als später nur Leute aus dem Ritterstande dazu genommen wurden. Das Geschäft der Schöffen bestand in der Berathung von Gemeindeangelegenheiten in Gemeinschaft mit dem Vogte, dem Beisitz im Gerichte, der Findung und Vollziehung des Urtheils, dem Zeugnißablegen in Rechtssachen und der Hütung der Volksrechte. — Bei richterlichen Erkenntnissen ging man noch immer vom alten Brauch und Herkommen aus. Mündliche Ueberlieferungen vertraten in den meisten Sachen die Stelle des geschriebenen Gesetzes. Selbst dann noch, als

*) Dasselbe befand sich Jahrhunderte lang in der Gegend der St. Martinikirche.

man den Zutritt des Volkes zu der Gerichtsstelle allmälig zu mindern und aufzuheben suchte, lebten die alten Willkören (Willenserklärungen) der Gemeinde fort und bildeten nachmals die Grundlage zu dem ersten und ältesten bremischen Stadtrechte, dessen hie und da in Schriften noch gedacht wird.

Als Wohnort hatte Bremon, wie es noch immer hieß, im Laufe des Jahrhunderts sich bedeutend verändert. Den, nur hie und da durch einiges Pfahlwerk schwach geschirmten Ort umgab ein Graben, die Balge genannt, der wahrscheinlich von Natur vorhanden war, von Menschenhand aber weiter geführt und mehr ausgetieft worden ist. Dieser erste Stadtgraben umschloß zunächst das jetzige Martini-kirchspiel. Er ging von der Mitte der Tiefer aus, an der heutigen Klosterkirchenstraße hin, dem obern Ende der Wachtstraße zu, von da hinterm Schütting weg und einem Theile der Langenstraße nach der Weser, die er ungefähr in der Mitte der Schlachte, wo es später die Kruken-börse hieß, erreichte. Freilich war auch in diesem kleinen Raume noch nicht Alles dicht bebaut, indeß lagen außerhalb desselben doch schon manche Gebäude, das Gasthaus St. Jürgen, der Dom und um diesen herum die Wohnungen der zum Capitel des Doms gehörenden Geistlichen. Erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts füllte sich der innere Raum der Stadt mehr aus. Es wirkte dazu besonders die schon früher erwähnte gesicherte Lage des Orts, die gegen Ueber-schwemmung, durch die vielen Gewässer der Gegend verursacht, und zugleich gegen Seeräuber Schutz bot. Ein reger Verkehr begann sich zu entwickeln, indem Heiden und Christen von nah und fern, einige aus Neugierde, andere aus religiösem Drange, herbeikamen; denn in Bremen war der Sitz einer zahlreichen hohen Geistlichkeit, die in der Hauptkirche einen prächtigen Gottesdienst zu halten pflegte und viele Heiligthümer zur Schau stellte, von denen die meisten im Rufe großer Wunderkraft standen. Von Bremen aus machten sich viele gott-begeisterte Männer auf den Weg, um den Völkern des rauhen Nordens das Evangelium zu predigen. Die neugegründeten Gemeinden traten alsdann zu der bremischen Kirche in ein besonderes Verhältniß, so daß die Stadt zu hohem Ansehen stieg und sich bald den bedeutungs-vollen Namen „das nordische Rom" erwarb.

7. Vereinigung erzbischöflicher Macht mit weltlicher Hoheit.

Bei der Gründung von Bisthümern an der Nordgrenze seines ausgedehnten Reiches hatte Karl der Große lediglich den Zweck im Auge, durch Ausbreitung des Christenthumes die unterjochten Völker fester mit den Franken zu verbinden. Gleich wie eine Sprache sämmtliche deutschen Gauvölker als Brüder eines Stammes erwies, sollte auch das Band einer Religion sie alle umschlingen. Ein Gott, Jehovah, sollte in den Herzen seines Volkes leben, ein Glaube vor den Altären christlicher Tempel in heiliger Andacht die Kniee Aller beugen. Dies große Werk der Einigung im Geiste zu fördern, war die Hauptaufgabe der Priester. Die Bisthümer sollten daher in ursprünglicher Bestimmung nur Religionsanstalten sein, die weltliche Macht in ihren Gebieten ward durch Grafen vertreten. Aber nur zu bald wurde es anders. Habgier uud Eigennutz, verbunden mit dem Gelüste nach Herrschaft war ja leider das Merkmal der alleinseligmachenden Kirche seit ihrem Entstehen, warum sollte es sich hier nicht auch geltend machen? Das sichtbare Oberhaupt der Kirche Christi gebot längst über Land und Leute, warum sollten die untergeordneten Geistlichen nicht auch darnach trachten, in ihren Sprengeln weltliche Hoheit zu gewinnen? Das Trachten nach Herrschaft ist ein eigenthümlicher Reiz, dem so leicht kein Sterblicher, der ihn empfindet, zu widerstehen vermag, den Priesterschlauheit immer am ehesten zu befriedigen gewußt hat.

Einhundert Meierhöfe kamen unter Bischof Willerich an die Kirche zu Bremen. Von diesen Gütern hatten die Geistlichen anfangs nur die Nutznießung, die Herrschaft darüber verblieb dem Kaiser durch seinen Vogt. Auf solche Schenkung ließ sich schon eine Macht gründen. Dazu kam noch der Auftrag an den Bischof, den Vogt in seiner Amtsführung zu beobachten. Da machte man es so, daß die geschenkten Güter über kurze Zeit der Kirche als völliges Eigenthum zufielen. Laßt euch dies etwas ausführlicher schildern!

Das Volk der Sachsen stand noch immer ungern unter fränkischer Herrschaft, es gedachte der ungezügelten Freiheit seiner Vorfahren und wünschte dieselbe zurück. Freilich hatte es bei den Gerichten durch Geschworne, bei der Landesverwaltung durch Schöffen seine Vertretung, diese hatte aber wenig zu bedeuten, indem die Meinung des Vogtes in wichtigen Dingen fast unbedingt den Ausschlag gab, ja sie mußte in ihrer Ohnmacht manchmal wie zum Spott und Hohn in den Augen des Volkes, dessen althergebrachten Rechten gegenüber, dastehen. Die Vögte oder Gaugrafen, die auch nach erweiterter Machtvollkommenheit strebten, erlaubten sich demzufolge vielerlei Unterdrückungen, und Murren, Unwillen und Beschwerde wurde wider sie laut. Die lästigste Pflicht, welche dem Volke auferlegt war, bestand unstreitig in dem Kriegsdienst, zu welchem es nicht mehr, nach der Väter Sitte, aus freiem Entschluß, um Ruhm und Beute gleich zu theilen, zusammentrat, sondern durch Aufgebot mittelst des Heerbannes. Nicht für eigenes Interesse stritt man noch, sondern für eine fremde Macht, für einen Gewaltigen, den man haßte, weil er sein Joch dem freien Nacken aufgezwungen. — Jegliche Klage des Volkes wurde nun von dem geistlichen Oberhirten gern gehört, er konnte dann gelegentlich bei Hofe von Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen von Seiten des Vogtes sprechen, darin das Oberaufsichtsrecht über den Grafen in Anwendung bringen, sowie geeignete Mittel und Wege zur Abhülfe des Uebels vorschlagen. Ueberdies waren die Könige aus sächsischem Geschlechte aus doppeltem Grunde nicht ungeneigt, den Bischöfen weltliche Macht zu verleihen, weil erstens die Unterhaltung eines besonderen Vogtes in manchen Städten und Gauen zu kostspielig war und zweitens die Gewalt eines Kirchenfürsten nicht auf leibliche Erben, sondern fast allemal auf eine andere Familie überging. Man erkannte bereits die große Gefahr, welche aus der Einrichtung des Lehnswesens sowohl der Macht des deutschen Königs, als auch der Einheit des Reiches erwuchs und suchte derselben auf geeignetem Wege entgegen zu arbeiten. So vernehmen wir denn nach alten Berichten, daß dem Nachfolger des Erzbischofs Rembert, Adalgar, vom Könige Arnulf die sogenannten Regalien oder Königsrechte über Kirchen und Klöster, das Domstift und sonstige geistliche Güter in Stadt und Land, ja selbst über die Krongüter im Erzstift übertragen wurden. Allerdings war die Beschränkung beigefügt, daß

der Erzbischof die Ausübung weltlicher Hoheitsrechte in seinem Sprengel nicht unmittelbar in die Hand nehmen dürfe, sondern durch einen dazu bestellten Kirchenvogt wahrnehmen lassen müsse, indeß war doch ein großer Schritt zur weitern Entwicklung seiner Macht in weltlichen Dingen gethan. Auch sah Adalgar den Kreis seines amtlichen Wirkens sich erweitern, indem im Jahre 897 das Bisthum Schleswig ihm zugetheilt und damit zugleich die Anweisung wurde, das Christenthum den noch immer widerstrebenden Völkern des Nordens zu predigen. Er soll für Heidenbekehrung sehr thätig gewesen sein. Auch gründete er wahrscheinlich das St. Remberti-Hospital (den heutigen Pröven). Sein Tod erfolgte im Jahre 909. Man begrub ihn in der Rembertikapelle.

Wichtiger, als Adalgar, wirkte für die Erweiterung der erzbischöflichen Macht in weltlichen Dingen der körperlich schöne und zugleich geistreiche Adaldag. Er war kein Klosterbruder aus Corvey, wie seine Vorgänger, sondern ein vornehmer Domherr aus dem Stifte Hildesheim. Seiner Abstammung nach gehörte er zu dem berühmten, ritterlichen Geschlechte von Meyendorf, das seinen Ursprung von Wittekind, dem alten Sachsenherzoge, herleitete und dem sächsischen Königshause nahe verwandt war. Auf Empfehlung der Kaiserin Mathilde, der Wittwe Heinrich I., des Städteerbauers, belehnte ihn Otto der Große mit dem Erzstift Hamburg-Bremen. Man kann leicht denken, daß Adaldag eine sehr vornehme Erziehung genossen hatte und daher viel weltliche Bildung besaß, die ihn für das Leben am Hofe besonders geschickt machte. Er wurde der Günstling des Kaisers und, als Geheimschreiber, dessen täglicher Gefährte. Was Wunder, wenn es einem solchen Manne gelang, eine kaiserliche Urkunde auszuwirken, nach welcher ihm die Befugniß ward, Bremen von dem Mißbrauch der Gewalt der Königsvögte zu erlösen. Die Leute auf den Kirchengütern wurden nun vom Heerbann des Königs frei, durften auch ihre Abgaben nicht mehr dem Gaugrafen zahlen, indem sie dieselben fortan dem erzbischöflichen Vogt entrichteten. Auch die weltliche Gerichtsbarkeit hatte der Letztere wahrzunehmen, nur, wenn einer unverbesserlich sei, solle er der Gewalt des Königsvogtes überantwortet werden. Kirchen- und Krongut im Erzstift hieß von da an Königs-Eigenthum und Bischofs-Lehen und weil die Erzbischöfe, schlau auf ihren Vortheil bedacht, dem Volke gar Manches leichter machten,

was vorhin unter den Königsvögten drückende Last gewesen, so konnte es bei dem Tausche sich freier und glücklicher fühlen. Schon die Befreiung vom Heerbanne bewog Viele, in den Dienst des Bischofs zu gehen, weil der Mißbrauch, den die Königsvögte damit trieben, zumal, wenn sie einem grollten, so groß war, daß mancher Gemeinfreie dadurch verarmte und von Haus und Hof kam. In des Bischofs Dienst konnte ein Edel- oder auch Gemeinfreier jedoch nur mit Einwilligung seiner Erben treten und erhielt ein solcher Land und Eigenthum vom geistlichen Herrn als Lehen wieder zurück.

Adaldag wirkte für Bremen im Jahre 966 auch die Marktfreiheit, so wie das Münz- und Zollrecht aus. Die Marktfreiheit bezog sich nicht etwa bloß auf Jahrmärkte, sondern erstreckte sich auf den Handel überhaupt, den Verkauf in Buden und die Verkaufsplätze, namentlich der Handwerker. — Der Vogt des Erzbischofs handhabte jetzt die Marktpolizei, führte Aufsicht über Maaß und Gewicht und nahm das Stättegeld ein. Zum Zeichen der verliehenen Marktgerechtigkeit schickte der Kaiser seinen rechten Handschuh.

Durch Erwerbung so kostbarer Rechte und Freiheiten sorgte Adaldag allerdings zunächst für sich und die Kirche, indeß hatten doch auch die Bürger ihren Vortheil dabei, der sich freilich größer herausstellte, als jene Rechte ganz in die Hände der letztern kamen. Es ist deßhalb wohl zu glauben, wenn erzählt wird, daß Adaldag in hohem Grade die Zuneigung der Bürger besaß, so daß sie ihm einst weit entgegen eilten, ihn festlich einzuholen, als er nach langer Abwesenheit ins Erzstift zurückkehrte. Er übte sein Hofamt bei drei Kaisern*) aus, mit welchen er verschiedene Male in Italien war, brachte auch den, von Otto dem Großen seines Stuhles entsetzten Papst Benedict mit, der im Jahr 965 in Hamburg starb. War Adaldag nicht in seinem Sprengel, so füllte der Sachsenherzog, Hermann Billung, in Betreff der Ausübung weltlicher Hoheit seine Stelle aus. Er starb, über 80 Jahre alt, den 28. April 988. Da sangen die Geistlichen: Ein Großer in Israel ist gefallen! — und dazu hatten sie hinreichend Ursache; denn sie waren durch ihn trefflich versorgt, hatten sogar das Recht bekommen, künftig ohne Einmischung des Kaisers, den Erzbischof frei zu wählen. — Ob dem Kaiser dabei die Belehnung des Neuerwählten mit Ring und Stab, die Investitur,

---

*) Otto I., II. u. III.

verblieb, ist in den alten Schriften, welche darüber berichten, nicht klar genug ausgedrückt, so viel aber ist gewiß, daß spätere Könige nes Recht einzuschränken und aufzuheben versuchten.

---

8. Das Bürgerwesen des zehnten und elften Jahrhunderts.

Ehe wir nun die geistliche Macht in weltlichen Dingen sich weiter entwickeln sehen, laßt euch ein Bild von den damaligen Bewohnern der Stadt, ihrem Ständeunterschied und ihrer Betriebsamkeit vorführen. Nicht alle genossen gleiche Rechte und gleiches Ansehen, weil nicht alle persönlich frei waren. — Höchst wahrscheinlich bestand der Kern der Gemeinde in frühster Zeit und schon vor Karl I. aus freien Leuten, die von einer Anzahl von Hörigen und Leibeignen umgeben waren. Die Freien theilten sich in Edelfreie und Gemeinfreie, welche jedoch vor dem Gesetz nicht unterschieden wurden. Jeder Freie lebte von dem Ertrag seines Gutes, zog in Krieg und Fehde, bereicherte sich durch Beute und verschmähte außer diesem und der Jagd jegliche andere Beschäftigung.

Jener Kern der freien Leute erhielt sich zum Theil bis in spätere Zeit; denn obgleich ihrer viele es vorzogen, Lehnsleute des Erzbischofs zu werden, um dem Drängen der Vögte zu entgehen und nicht am Ende auch in Unfreiheit zu sinken, so boten doch manche den Umständen Trotz und behaupteten sich in ihrer unabhängigen Stellung. Die Zahl dieser vermehrte sich indeß bald, als adlige Ritter und Herren von nah und fern anfingen, in die Stadt zu ziehen. Besonders geschah dies aus dem Erzstift. Die Gründe dazu waren verschieden. Manchen bewog zu solchem Entschluß die Furcht vor feindlichen Ueberfällen, Fehde und Blutrache; manchem mißhagte das Wohnen auf einsamen Burgen und Schlössern. Man suchte geselliges, heiteres Leben, Rang und Ehrenstellen beim Erzbischofe oder in staatlichen Verhältnissen und alles dies bot das Stadtleben in mannigfacher Weise dar. Solche ritterliche Geschlechter, die in die Stadt zogen und auf ihren Gütern Verwalter (Meyer) zurückließen, waren z. B. die von

Verden, von der Line, von Gröplingen, von Walle, die Fresen, die Gröninge, die Kämenaden u. a. m. Aus fast allen diesen Geschlechtern gingen im Laufe der Zeit Schöffen und Rathmänner hervor. Sie bildeten als Freie und Edelfreie den anfänglichen Bürgerstand.

Zwar konnte auch ein Höriger, welcher vom Lande in die Stadt flüchtete, frei werden, wenn ihn sein Leib- oder Grundherr binnen Jahresfrist oder länger nicht zurückgefordert hatte, jedoch blieb er sozusagen nur Kleinbürger, der als selbstständiges Glied der Gemeinde an dem Rechte der andern Freien keinen Antheil bekam. Dieser Unterschied prägt sich noch in einer spätern Verordnung in Betreff des Stadtrechtes aus, indem umständlich festgestellt wird, daß, wer Wähler und wählbar für den Schöffenstuhl sein wolle, nachzuweisen habe, daß seine Eltern freie Leute waren. Auch durfte ein solcher kein Gewerk treiben, wodurch er Andern mittel- oder unmittelbar dienstbar wurde.

Die Ausübung eines Handwerks war demnach ein Zeichen der Hörigkeit. Erst allmälig und nicht ohne Kampf gelang es den Handwerkern, den Rang freier Bürger zu erringen. Arbeitete ein Handwerker auch für eigene Rechnung, so saß er doch auf dem Grundeigenthum seines Herrn oder, wenn dies häufig nicht der Fall war, er gehörte dem Letztern doch persönlich an. Daher mußte er seinem Herrn zu bestimmten Zeiten einen Zins entrichten, entweder in Arbeit oder an baarem Gelde. Man begriff seinen Stand in den Städten unter dem Namen Einwohner. Als geringer Einwohner war er verpflichtet, jeden ankommenden, kaiserlichen oder herrschaftlichen, in Geschäften seines Herrn reisenden Beamten, unentgeltlich nehmen zu lassen, was er zu seinem und seines Gefolges Unterhalt bedurfte, ihn mit Wagen und Pferden, Schiffen und Geschirr zu versehen und weiter zu bringen. Am schwersten traf solche Verpflichtung die Schmiede, Metzger und Bäcker. Doch auch freie Leute blieben oftmals nicht unbefreit davon. Eine andere Belästigung für die hörigen Einwohner der Stadt lag in dem sogenannten Budtheil, Besthaupt oder Körmede (Wahlzins), worunter man einen Theil aus der Habe des Pflichtigen verstand, welchen der Berechtigte sich frei wählen durfte. Solches geschah beim Todesfall des Mannes oder der Frau einer Familie. Der Erbherr oder Vogt ließ alsdann aus dem Nachlasse das beste Stück von Vieh, von Kleidungsstücken

oder vom Hausrath wegnehmen. Gemeiniglich konnte von den leiblichen Erben des Verstorbenen das Weggenommene gegen einen bestimmten Preis wieder eingelös't werden. Daß hierbei viel Willkür und manche Härte vorkam, versteht sich wohl von selbst. — Wenn nun auch schon gesagt ist, daß dem Freien Krieg und Jagd allein eines deutschen Mannes würdige Beschäftigung zu sein schien, so muß doch noch hinzugefügt werden, daß auch viele Ausnahmen Statt fanden. Nicht jeder Freie, namentlich Gemeinfreie, besaß Hörige oder Leibeigene, mußte also die mechanischen Arbeiten, welche man diesen auferlegte, entweder selbst verrichten oder von Unterthanen eines andern Grundeigenthümers gegen Vergütung vornehmen lassen. Daher verfertigte denn mancher Freie die Gegenstände, deren er im Hauswesen bedurfte, mit eigener Hand und unter Beihülfe der Familie. Der Mann nahm alsdann die schweren Arbeiten vor, machte Schuhe Hausgeräth und Waffen, während Frau und Töchter spannen und webten, vorzugsweise in Wolle und Leinen, und aus dem gewonnenen Zeuge die nöthigen Kleidungsstücke nähten, die vermuthlich, zumal wenn es Festtagsgewänder waren, durch Stickerei verziert wurden. Spinnen, Weben und Nähen war dazumal selbst eine, einer deutschen Kaiserin mit ihren Prinzessinnen nicht unwürdige Arbeit, und in Bremen, wie in mancher andern deutschen Stadt, ist solche löbliche Sitte noch so überaus lange nicht fremd geworden.

---

9. Bremen wird eine Festung.

Mit großer Mühe und Anstrengung wurde auf Anlaß unserer Erzbischöfe und theils unmittelbar durch dieselben das Licht des Evangeliums in die Länder der nordischen Heiden getragen. Kleine Christengemeinden waren hie und da entstanden, aber den größten Theil der Bewohner vermogte man nicht zu bekehren. Oft fand ein Rückfall zum alten Götterglauben Statt und damit brachen nicht selten große, blutige Verfolgungen der Kirche und ihrer Diener aus. Mehr als einmal mußte

aus Schleswig und Jütland und den Ländern der Slaven an der Ostsee die ganze Geistlichkeit flüchten; mehr als einmal wurde sie überfallen und mit empörender Grausamkeit zu Tode gemartert. Doch mochte manchmal blinder Eifer und thörichter Haß der vermeintlichen Schüler des großen Meisters aus Nazareth die Schuld tragen. Gar manchmal mochte die Predigt vom Kreuze in widerlicher, unkluger Darstellung dem gesunden Sinne der Heiden als eine Thorheit erscheinen und die Verfolgung, welche die christlichen Priester traf, die Frucht ihres falschen Wirkens sein. Es überfielen die Heiden, Normannen und Slaven, in flammendem Zorn nicht selten die nahgelegenen Länder, wo seit Karl dem Großen das Christenthum wurzelte, hier ihren Grimm auslassend, ihrer Raublust fröhnend. Eines verheerenden Zuges der Normannen ist schon beim Erzbischof Rembert gedacht. Es geschah nachmals jedoch häufiger und vielleicht war vererbter Haß dabei im Spiele, da in früherer Zeit Viele der alten Sachsen zu den Normannen geflüchtet, um der Unterwerfung durch den Frankenkönig zu entgehen. Diese Raubfahrten standen mit ihren barbarischen Sitten so sehr in Uebereinstimmung, daß selbst Könige und königliche Prinzen die Anführer derselben waren.

Unter dem gefürchteten Namen der Askomannen (Schiffsmannen) landete im Jahr 994, am 25. Juni, eine gewaltige Schaar jener rauhen Söhne des Nordens in der Elbe, nicht weit von Stade. Ein, unter den Edeln des Landes versammeltes Heer der Sachsen stellte sich ihnen entgegen, wurde aber durch die Uebermacht theils aufgerieben, theils gefangen genommen und mit gebundenen Händen fortgeführt. Die ganze Gegend erlag nun einer ungestörten und unbarmherzigen Plünderung. Eine andere Abtheilung jener kühnen Abenteurer plünderte von Hadeln die Küste entlang bis Lesum, sie soll 20,000 Mann gezählt haben, ward aber von dem, ihnen zum Wegweiser dienenden, sächsischen Ritter Heriward irre geführt und in der Gegend von Bremervörde im glinster Moor, zwischen den beiden Flüssen Oste und Hamme, von den nachsetzenden Sachsen in Sumpf und Morast gesprengt und gänzlich aufgerieben. Auch die bei Stade gelandeten Askomannen sollen bald darauf bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden sein. Höchst wahrscheinlich war Bremen das Endziel solcher Raubfahrt. Der Erzbischof, Libentius I., flüchtete auf das Gerücht von dem Herannahen der Askomannen nach dem Kloster

Buccum bei Hoja, brachte auch dort die geretteten Kirchenschätze in Schutz und erließ Bannbriefe gegen die Seeräuber, von deren Wunderwirken die Sage den Gläubigen allerlei Anekdoten erzählt. Die Seeräuber kamen nachdem häufiger. Die Städte Sachsens geriethen deßhalb in wohlbegründete Furcht und suchten sich gegen unverhoffte Ueberfälle sicher zu stellen. Da zog man um das bis dahin offene Bremen auch einen Wall, einen neuen Stadtgraben und fing an, es mit festen Mauern und starken Thürmen zu umgeben. Dies geschah ungefähr um das Jahr 1000 und wurde von da an von den nachfolgenden Erzbischöfen meist mit ruhmwürdigem Eifer fortgesetzt. Am verdientesten machte sich um die Befestigung der Stadt der Erzbischof Bezelin mit dem Zunamen Alebrand. — Natürlich wurde bei der neuen Anlage der Umfang der Stadt bedeutend erweitert. Die feste Mauer fing an der Stelle der Holzpforte an, wo die kleine Brücke nach dem alten Wall führt, erstreckte sich bis an das Ansgariithor und von da in südwestlicher Richtung der Weser zu, welche dieselbe da erreichte, wo jetzt noch das Kornhaus steht und es der Fangthurm heißt. Hier war auch ein Hauptthor, die Natel, und über demselben ein überaus prächtiger Thurm im italienischen Baustyl, mit sieben Gewölben versehen. Die Schützenwall=, Jacobi= und Hankenstraße bezeichnen vom Ansgariithor nach der Weser die Richtung ihres Laufes. Die Gebäude der Stadt hatten sich allerdings ansehnlich vermehrt. Die adligen Geschlechter besaßen feste, massive, oft burgähnliche Häuser, wie noch nachmals das Haus des Seeräubers Hollmann, an der Schlachte, eine Burg genannt wurde. Die Kirchen waren an Zahl vermehrt und meist aus Stein aufgeführt, nur die gewöhnlichen Wohnhäuser waren größtentheils hölzerne und mit Stroh gedeckt. Diese leichte Bauart der meisten Häuser begünstigte ein großes Unglück, welches das Jahr 1042 in sich schloß.

Unter den Geistlichen des Doms waren zwei Vettern, beide des Namens Edo. Der ältere von ihnen wurde vom Erzbischof zum Domprobst ernannt, worüber der jüngere Edo ihn beneidete und so aufgebracht wurde, daß er das neben dem Gotteshause stehende Kloster, die gemeinsame Wohnung der Glieder des Domcapitels, anzündete. Das Feuer griff mit Windesschnelle um sich, erfaßte den Dom mit allen Nebengebäuden und selbst die naheliegenden Bürgerhäuser, so daß die ganze Stadt zuletzt in Rauch und Flammen aufging. Die

abgebrannte Domkirche war die von Willerich erbaute, mit ihr ging der ganze Kirchenschatz und die Bibliothek zu Grunde. Der Vater des Edo enterbte wegen solcher Gräuelthat seinen Sohn und vermachte dessen Erbtheil der Kirche. Der Probst Edo pilgerte nach Jerusalem. Um das Fest des heil. Jacobus ging er weg und kehrte am nächsten Osterfeste wieder zurück. — Nach andern Nachrichten erscheint es annahmefähig, daß der jüngere Edo zu seiner Schandthat durch den Bischof Brun von Verden und einen gewissen Schirmvogt, Wolfred, noch besonders angereizt ward, indem der bremische Erzbischof mit dem Bischof zu Verden Hader hatte. Brun und Wolfred sollen eines jähen und jämmerlichen Todes gestorben sein. — Dieser große Brand wirkte sehr entsittlichend auf die Domherren, welche nun ohne bestimmtes Obdach umherstreiften, die Regeln ihres bisherigen klösterlichen Beisammenlebens anfänglich vernachlässigten und zuletzt gar nicht mehr beobachteten.

Der Erzbischof, auf einer Reise nach Friesland begriffen, kehrte auf die Nachricht von dem schlimmen Ereignisse sofort nach Bremen zurück und gründete schon im folgenden Sommer die neue Kirche, die er nach dem Muster der Domkirche in Köln am Rhein, wo er früher Geistlicher gewesen, auszuführen die Absicht hatte. Der Bau wurde mit solchem Eifer betrieben, daß noch im ersten Sommer die Säulen mit den Bogen und die Seitenwände fertig wurden. Leider sollte Erzbischof Bezelin die Vollendung des Dombaues nicht erleben. Am Grünendonnerstage 1043 wallfahrtete er barfuß mit allen Stiftsgeistlichen von Scharmbeck nach Bremen, erkältete sich und starb schon nach sieben Tagen im Kloster Buccum bei Hoya, wohin er sich zu Schiffe hatte bringen lassen. Am 14. April begrub man ihn in der im Bau begriffenen Kirche an der Stelle, wo der Hochaltar stand, neben dem Grabmale des heil. Willehad.

Kurze Zeit vor dem großen Brande starb im Jahre 1042 auch die bekannte Gräfin Emma von Lesum (Lismona), welche ihren Gemahl, den Grafen Lüder, vierzig Jahre als Wittwe überlebte. Sie hatte den Armen viel Gutes gethan und die bremische Kirche reichlich begabt. Das ehrenvollste Andenken bei den Bürgern Bremen's erwarb sie sich aber durch die Schenkung der Bürgerviehweide, welche im Jahre 1032 Statt hatte. Diese Weide ist durch Anbau von Häusern und Urbarmachung einzelner Strecken nach und nach

nicht unbeträchtlich verkleinert. Sie maß im Anfange 1500 Kuhweiden und reichte von Uthbremen bis zum Meierhofe Swethusen (Schwachhausen). Sie war der erste Landbesitz der Stadt, da aller Grund und Boden rings um dieselbe noch gutsherrlich war und heißt es ihr zum Ruhme in den alten Chroniken, daß die Kühe auf ihr keine Noth hätten von Bremsen, Wespen oder Fliegen. Zur Bestreitung der Unkosten zur Verbesserung der Weide und für Aufsicht über das Vieh mußte jeder Bürger, welcher eine Kuh auftrieb, eine kleine Abgabe entrichten, die selbst in späteren Jahren nur 9 Grote betrug und anfänglich wohl noch geringer war. — Das Jahr 1042 war für Bremen überhaupt sehr merkwürdig, weil reich an Ereignissen. Auch die Ascomannen drangen plötzlich wieder die Weser herauf bis Lesum, verwüsteten die Gegend und hatten sich vermuthlich abermals Bremen zum Ziel gesetzt. Doch zogen sie sich nahe vor der Stadt wieder zurück, weil ihnen eine ansehnliche Heeresmacht entgegenrückte. In der Gegend von Aumon (Aumund), wo ihre Schiffe mit der Beute lagen, kam es zum Treffen, in welchem sie fast sämmtlich unterlagen. Von jenem Ereigniß erhielt die Gegend wahrscheinlich den Namen Vehdesack, woraus später Vegesack wurde. — Im vorhergehenden Jahre hatte man den Dänenkönig Suein II. als Gefangenen in Bremen gesehen. Derselbe wurde auf einer Fahrt nach England an die Küste des Landes Hadeln verschlagen und fing nach Normannenart sogleich zu plündern und zu rauben an. Brand und Mord bezeichnete seine Spur. Zufällig holten erzbischöfliche Diener in jener Gegend den Zehnten, diese sammelten sogleich die immer in Bereitschaft stehende Landwehr und König Suein kam selbst in Gefangenschaft. Man führte ihn nach Bremen, wo er ganz gegen damalige Gewohnheit vom Erzbischof auf ehrenvolle Weise empfangen, bewirthet und nach einigen Tagen reichlich beschenkt entlassen wurde. Suein II. konnte nach seiner Rückkehr die Freundlichkeit des Erzbischofs, die ausgezeichnete Pracht seines Hofes, den Reichthum an Kirchenschätzen und was er sonst Neues und Herrliches gesehen, nicht genug rühmen. Er benahm sich fortan als Freund und schirmte die nordische Mission.

10. Der Erzbischof Adalbert.

Am reichhaltigsten sind in unsern alten Chroniken, je weiter sie in die Vorzeit hinaufreichen, die Mittheilungen von der Kirche und ihren Oberhirten, den Bischöfen und Erzbischöfen. Dies rührt theils daher, daß anfänglich nur Geistliche sich damit befaßten, Denkwürdigkeiten zu verzeichnen, theils daher, weil der Erzbischof lange die gewichtigste Person im Staatsleben war. Haben wir doch von Anfang an gesehen, wie sie allein die Aufmerksamkeit der deutschen Kaiser auf unser Bremen lenken, sie allein Urkunden zu erlangen wissen, wodurch zunächst die Kirche, darnach aber auch zugleich die Stadt vortreffliche Rechte und Freiheiten erlangte. Sie trachteten aber auch ziemlich unverhohlen nach dem Besitz weltlicher Macht und der staatskluge Adaldag ward von den Bürgern und Einwohnern Bremen's bereits als Herr der Stadt, als Landesvater angesehen und geehrt. Das Erzstift Hamburg-Bremen erfreute sich nach ihm in den Augen der Geistlichen eines so hohen Glanzes, daß der Mann, dessen Andenken dieser Abschnitt gewidmet sein wird, trotz seiner Ruhm- und Herrschsucht, die dreifache Krone des Papstes, welche ihm angetragen wurde, ausschlug, weil er Erzbischof von Bremen war.

Dieser durchaus merkwürdige und nicht allein für die bremische, sondern selbst für die deutsche Geschichte wichtige Mann war Adalbert, ein Sproß des pfalzgräflichen Hauses Sachsens. An ihm war nach der Schilderung des Domherrn Adam, der in den letzten Jahren seines Lebens täglich um ihn war, Alles außerordentlich, in Hinsicht des Körpers sowohl, wie des Geistes. Seine Gestalt war groß und stattlich, sein Antlitz von edlem, männlich-schönem Ausdruck, seine Haltung und sein Benehmen zeigte das Gefühl der Würde als Mensch, aber auch des Stolzes auf seine hochfürstliche Abkunft. — Im schönsten Verhältniß zu seinem wohlgeformten Körperbau stand sein Geist durch die Bildung, welche natürliche Anlage, sowie Fleiß und Lerneifer ihm verliehen. Alle wissenschaftlichen Kenntnisse seiner Zeit, so weit sie seinem Stande frommten, hatte er sich angeeignet, und dabei besaß er ein so treues Gedächtniß, daß er mit leichter Mühe etwas Gelesenes oder Gehörtes auf angenehme Weise wieder

vortragen konnte. Eine überwältigende Beredsamkeit floß von seinen Lippen. Die Gründe, welche seine Aussagen und Behauptungen zu stützen pflegten, waren überzeugend und kraftvoll, mit dem feinsten Scharfsinn gewählt. Selbst freigebig und mildthätig im höchsten Grade, verstand er sich nie dazu, um Etwas zu bitten, oder Etwas als ein Gnadengeschenk anzunehmen. Ohne Ansehen der Person eiferte er gegen Jeden, der ihm und seinen Bestrebungen hindernd in den Weg trat, rügte hier Unsittlichkeit und dort den Unglauben.

Bei so vielen ruhmwürdigen Eigenschaften hätte Adalbert sich den strahlenden Schein eines Heiligen erobern und vielleicht der würdigste Nachfolger des großen Ansgarius, des Apostels des Nordens, sein können, wenn nicht tief dunkle Schattenseiten in seinem Charakter sich dem entgegengestellt hätten. Ein unbegrenzter Ehrgeiz durchdrang sein ganzes Wesen, erregte ihm zahlreiche Feinde und Neider, so daß Viele auch die meisten seiner guten Handlungen der Sucht nach weltlichem Ruhme zuschrieben. Aeußerlich demüthig, und freundlich gegen Arme und Fremde, war er anmaßend, stolz und hochmüthig gegen andere, selbst gegen hochfürstliche Personen. Im Zorn, heißt es von ihm, benahm er sich wie ein grimmiger Löwe, der seine Untergebenen sogar körperlich mißhandelte, während er bei ruhigem Blute, in nicht wichtigen Angelegenheiten, geduldig, nachgiebig und fügsam erschien, wie ein Lamm. Oft wusch er des Abends vor dem Schlafengehen, auf den Knieen liegend, an dreißig Bettlern die Füße, und seine äußere Frömmigkeit im Ablesen von Messen und andern gottesdienstlichen Verrichtungen grenzte an's Unglaubliche. Aber sein ganzes Thun diente dem Ehrgeiz, und die feine Berechnung, welche sein Scharfsinn überall anzulegen wußte, um auch auf verdecktem Wege seine Ziele zu erreichen, zeugte von großer Schlauheit und, da er in der Wahl der Mittel sein Gewissen oft befleckte, von einer Schlechtigkeit seines Charakters, die auch mit dem Niederträchtigsten Hand in Hand zu gehen sich nicht scheute. Seine Schlauheit, List und Verschlagenheit setzt ihn dem vollendetsten Pfaffen, den, Gott und der Menschheit zur Schande, die Erde jemals trug, würdig an die Seite; hätte er den Stuhl Petri bestiegen, die Kirchengeschichte würde ihn zu den tüchtigsten Statthaltern Gottes haben zählen müssen.

Vernehmt jedoch die Geschichte seines Lebens und urtheilet selbst über ihn nach seinen Thaten! Seiner hochadeligen Abkunft ist schon

am Eingange dieses Abschnittes gedacht, seine vornehme Erziehung darnach selbstverständlich. — Unter dem Vorgänger Bezelin's, dem schwachsinnigen Erzbischof Hermann, von welchem geschrieben steht, daß er mehr Taubeneinfalt, als Schlangenklugheit besessen, war Adalbert Subdiakonus, also zu der geringern Geistlichkeit gehörig, dessen ungeachtet aber schon stolzen Anstandes und anmaßenden Tones, so daß man keine vortheilhafte Meinung von ihm hegte; später wurde er Probst zu Halberstadt und empfing im Jahre 1043 die erzbischöfliche Würde. Zu Aachen wurde er in Gegenwart Kaiser Heinrich III. und vieler Fürsten feierlichst geweiht. Zwölf Bischöfe legten ihm segnend die Hände auf's Haupt, worüber er später oft meinte, daß ihm schon deßhalb keine Verwünschung, kein Feindesfluch schaden könne.

In Bremen betrieb er sogleich aus allen Kräften die Fortsetzung des Dombaues, jedoch ließ er anfänglich Vieles, was sein Vorgänger daran vollendet, wieder einreißen, da ihm dessen Plan nicht gefiel, und er lieber den prächtigen Dom zu Benevent in Italien zum Vorbild nehmen wollte. Der Gottesdienst ward mit großem Gepränge gehalten und nach dem Muster der griechischen Kirche eingerichtet. Bremen erlangte durch ihn plötzlich eine große Berühmtheit und galt in den Augen des Nordens für ein zweites Rom. Darin aber suchte Adalbert auch seinen Ehrgeiz hauptsächlich, denn er wollte nichts Geringeres, als sein Erzstift zu einem Patriarchat des Nordens erheben, dem vorläufig zwölf Bisthümer untergeordnet sein sollten in freiester Unabhängigkeit von Rom. Darum schlug er die päpstliche Würde aus und wandte sie seinem Freunde Suidgar, dem Bischof von Bamberg, zu, welcher vormals in Bremen mit ihm Untergeistlicher gewesen. Derselbe führte als Papst den Namen Clemens II. Er dachte dabei, „Eine Hand wäscht die andere" und glaubte mit Hülfe eines solchen Freundes um so leichter an's Ziel zu kommen. Dann ging aber sein Streben auch auf die Erlangung der völligen Landeshoheit über das Erzstift, mit der Absicht, daß außer ihm kein Herzog, Graf noch eine andere Obrigkeit Gewalt darin haben sollte. Darüber kam er nothwendig mit dem Sachsenherzog und seinen Söhnen in Uneinigkeit. Herzog Bernhard nannte ihn einen kaiserlichen Spion, dem keine frohe Stunde in seinem Erzstifte werden dürfe, so lange noch ein Billunger, d. h. Einer aus des Herzogs Geschlecht,

am Leben sei. Seitdem solcher Ausspruch dem Adalbert zu Ohren gekommen, leitete Furcht und Zorn seine Schritte. Er verläumdete und mißachtete das ganze Volk der Sachsen vor dem Kaiser, sprach von besserer Herrschaft über dasselbe und suchte diese natürlich sich zuzuwenden. Mit großer Aufopferung suchte er Heinrich III. Freundschaft zu gewinnen, folgte ihm auf allen Heereszügen, wobei er selbst nicht geringes Feldherrntalent entwickelte, war Tag und Nacht in Angelegenheiten des Reichs beschäftigt, so daß der Kaiser ihn bewundern mußte und in allen wichtigen Dingen seinen Rath suchte.

Als Heinrich, von Clemens II. zum Kaiser gekrönt, aus Italien heimkehrte, lud Adalbert ihn nach Bremen ein, unter dem Vorwande, daß es dringlich sei, die Grafschaft Lesum in Augenschein zu nehmen und zugleich mit dem Dänenkönige eine Unterredung zu halten.

Der Kaiser kam in des Erzbischofs Begleitung nach Bremen und ließ sich hinaus nach Lesum führen, wahrscheinlich, um diese Grafschaft dem Adalbert zu übergeben. Auf dem Wege dahin, wurde Heinrich in der Gegend von Marssel in einem Gehölz plötzlich von allen Seiten feindlich angefallen, nur mit genauer Noth retteten ihn des Erzbischofs Diener. Dies große Verbrechen schob Adalbert, der es, wie die Sage geht, selbst veranstaltet haben soll, dem Grafen Ditmar von Lismona zu, und weil dieser es leugnete, mußte er, nach der Sitte der damaligen Zeit, seine Unschuld durch einen Zweikampf beweisen. Graf Ditmar fiel durch das Schwert eines Ritters Arnold, welcher im Gefolge des Kaisers war. Der Ritter wurde nach wenigen Tagen von dem Sohne des Gefallenen ergriffen und zwischen zwei Hunden bei den Beinen aufgeknüpft. Dafür zog der Kaiser Ditmar's Sohn gefänglich ein und verbannte ihn aus dem Reiche für ewige Zeiten. Die Grafschaft Lesum fiel dem Erzbischof zu. Herzog Bernhard aber und seine Söhne schwuren nach solchen Ränken Adalberts, durch unversöhnlichen Haß den Tod ihres nahen Verwandten zu rächen.

Dem Hasse des Herzogs und seiner Söhne begegnete Adalbert anfangs mit Wohlwollen und Nachgiebigkeit und sicherte dadurch vor der Hand den äußern Frieden, so daß er sich der Sorge für seinen Sprengel widmen konnte. Er ließ nun zahlreiche Klöster, Kirchen und Schlösser bauen, wobei er große Reichthümer verschwendete. Auch Hamburg blieb nicht vergessen, gewöhnlich brachte er den Sommer dort zu und gründete daselbst eine Burg und eine Probstei,

deren Brüderschaft sich aber bald in eine Bande Straßenräuber verwandelt haben soll.

Als Kaiser Heinrich III. 1056 starb, wurde Adalbert Reichsverweser und Mitvormund des jungen Königs. Um auf denselben künftig den größten Einfluß zu haben, wußte er ihn von dem strengen Hanno, Erzbischof von Köln, der ihn der Mutter auf listige Weise geraubt, wegzulocken und nach Bremen zu führen. Er erzog ihn in aller Ueppigkeit des Hoflebens, befriedigte jegliche Laune, erlaubte ihm sogar Sinnengenüsse, die er als Mann sich selbst streng vorenthielt und machte so aus dem jungen, talentvollen König einen leichtsinnigen, lasterhaften, liederlichen Menschen. Als derselbe fünfzehn Jahre zählte, machte er ihn in öffentlicher Versammlung zu Worms wehrhaft und übergab ihm, dem Namen nach, die Zügel der Regierung. Er blieb jedoch immer um ihn und wußte sich ein Herrengut über das andere zu erschleichen, so daß es im ganzen Erzstift am Ende keine Krongüter mehr gab. Trotzdem machten ihn seine maßlosen Verschwendungen doch bald arm. Da griff er den Kirchenschatz an. Er ließ goldene Kreuze, Kronen und andere Kleinodien einschmelzen, nahm der Kirche viel Eigenthum an Silber weg, mit dem Versprechen, es in Gold wieder zu ersetzen. Unter diesen Kostbarkeiten war Vieles, was die Gräfin Emma von Lesum dem Dome geschenkt. Der fromme Goldschmied, welcher die Heiligthümer zerschlagen sollte, glaubte bei jedem Schlag des Hammers die klagende Stimme eines Kindes zu hören. Wenn Adalbert aus dem Erlös des genommenen Gutes Hülfsbedürftige unterstützt, Gemeinwohl zu fördern gesucht hätte, so ließe sich ein solches Thun entschuldigen, ja selbst rechtfertigen, da er aber nur seine selbstsüchtigen Zwecke dadurch fördern wollte, so muß es ohne Rückhalt als ein Raub bezeichnet werden.

Aber selbst dieser schmachvolle Kirchenraub vermogte ihn aus den Schulden, in die ihn seine Prachtliebe und seine Ländergier gestürzt, — denn mehrere Graftchaften suchte er durch Kauf zu erwerben, — nicht zu retten. Dennoch ließ er sich nicht bestimmen, seine kostspielige Hofhaltung zu beschränken. Gern sah er Herzöge und Grafen, so wie die Gesandten der Könige von Schweden und Dänemark um sich, und es schmeichelte seinem Ehrgeize nicht wenig, wenn man ihn den Patriarchen der hamburgischen Kirche nannte. Andachtsvoll kamen die Bewohner des Nordens, bei welchen das

Christenthum nun immer tiefer Eingang fand, nach Bremen, um daselbst zu Gott und den Heiligen zu flehen und vom Erzbischof sich Seelsorger und Bischöfe zu erbitten. Selbst nach Grönland sandte Adalbert die von ihm geweiheten Diener des göttlichen Wortes. Da brach jedoch von Seiten der Priester, welche den geraubten Kirchenschatz bejammerten und von Seiten der Fürsten, die ihn wegen seines unerträglichen Stolzes haßten, eine äußerst feindselige Stimmung gegen ihn aus, und es schien auf seinen völligen Untergang abgesehen zu sein. Auf dem, im Jahre 1066 zu Tribur am Rhein, einer ehemaligen freien Reichsstadt in der Gegend von Worms, abgehaltenen Reichstage klagte man ihn der Zauberei und der Ungerechtigkeit an, und Heinrich IV. mußte den von ihm wirklich geliebten Verführer vom Hofe verbannen.

Nunmehr wurden auch der Sachsenherzog, dessen Sohn und Enkel gewaltthätig. Sie wollten ihn ganz aus seinem Bisthum entfernen und sogar tödten. Adalbert kam in große Bedrängniß, und als er sich auf seine Dienstleute, die er lange durch unerbitterliche Strenge beherrscht, nicht mehr verlassen konnte, schloß er sich in Bremen ein. Seine heftigen Gegner verwüsteten die Umgegend und belagerten die Stadt. Heimlich entwich er nach einem Gute bei Goslar, das ihm zugehörte, auf welchem er in Ruhe ein halbes Jahr zubrachte. Endlich drang man auch dorthin, zerstörte das Schloß und zwang ihn zu einem schimpflichen Vergleich, nach welchem er von den Ländern des Erzstiftes volle zwei Drittel herausgeben mußte. Dadurch verarmte Adalbert plötzlich so sehr, daß er eine Zeit lang von den Gütern milder Stiftungen lebte. Gleichzeitig entstand auch eine große Hungersnoth in Bremen, so daß viele Arme vor Hunger auf den Straßen todt niederfielen. Dabei herrschte Raub, Mord und Plünderung an allen Ecken. Unschuldige Personen kamen in Kerker und Banden und Kaufleute, die Bremen mit ihren Waaren besuchten, wurden von dem Bischofsvogte und seinen Dienern oft so ausgeplündert, daß sie mit leeren Händen wieder wegzogen. Die Folge davon war, daß der Handel in's Stocken gerieth, indem es dem Markte an Kaufleuten fehlte.

Erst nach drei Jahren gelangte Adalbert am Hofe des Kaisers wieder zu Ansehen und durch üble Erfahrung belehrt, benahm er sich jetzt vorsichtiger gegen die Fürsten. Neue Schenkungen an Land und Gut vermehrten seine Einkünfte, auch erhielt er die

alten Besitzthümer fast sämtlich wieder, doch fing er an zu altern, und da er sich trotz zunehmender Körperschwäche den Staatsgeschäften und der Nähe des Königs nicht entziehen wollte, so folgte er diesem stets, in einer Sänfte getragen, auf seinen weiten Reisen. Indessen litt er an Verstandesschwäche, wie er auch in den letzten Lebensjahren sich mit Traumdeutern und Wahrsagern umgab und überhaupt viel Aberglauben zeigte. Ein Sturz vom Pferde hatte vollends die hohe, kräftige Gestalt geknickt und beschleunigte die Annäherung seines Todes. In Goslar brach für ihn die Stunde des Sterbens an. Einsam lag er auf seinem Lager, denn er wollte Niemandem, als dem Kaiser, den Eintritt in sein Gemach verstatten. Er jammerte über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens. Besonders klagte ihn sein Gewissen der Verschwendung an, so daß er mit lauter Stimme, die im Nebenzimmer verständlich war, viele Thaten seines Lebens bereute. Während seine Diener, unbekümmert um sein nahes Ende, zu Mittag schmausten, gab er in der Stille seinen Geist auf. Dies geschah am 16. März 1072. Zehn Tage später geleitete ein anständiges Gefolge seinen Leichnam nach Bremen, wo man denselben im Dom, mitten auf dem Chor, feierlichst in die Gruft senkte. —

Schmerzlich beklagt Adam von Bremen, sein treuer Biograph, daß er von einem Manne, den so große Anlagen des Geistes geschmückt, nicht mehr Gutes erzählen könne, um so mehr, da derselbe auch ihm in Liebe gewogen, in manchen Dingen ein Freund und Wohlthäter gewesen. Zugleich hält er es für unpassend, ihm im Tode schmeichelndes Lob zu zollen, da im Leben so mancher Speichellecker seiner Selbstliebe gefröhnt, so manche seiner verkehrten Handlungen bestimmt habe. Und wahrlich, wie Großes hätte ein solcher Mann, wie Adalbert war, vollbringen können, wenn er, weniger ruhmsüchtig und ehrgeizig, weniger stolz und anmaßend, im wahren Sinne des Wortes ein Verkündiger der Lehre Jesu hätte sein wollen! Anstatt aufzubauen, hatte er in thörichter Selbstverblendung zerstört, anstatt Segen zu ernten, folgte seinem Wirken der Fluch. Nicht sein eigenes Lebensziel allein hat er verfehlt, er zog auch Andere in Verderben und Schmach. Seinen ehrgeizigen Plänen zum Opfer, mußte aus dem von Natur vortrefflich begabten Sohne Heinrich III. ein liederlicher Mensch, ein jammervoller Kaiser werden, mußte später unerhörte Schande auf das Haupt des Kaisers sich häufen, und Elend und Noth über das

ganze edle Volk der Deutschen kommen. Das ist seine größte, seine unauslöschliche Sünde!

---

11. Landeshoheit der Sachsenherzoge.

Der mächtige Baum, der in majestätischer Würde sein Haupt erhob, der seine Aeste und Zweige weit umher auszubreiten suchte, um Schirm und Schatten zu spenden, der Blüthen trieb, aber keine Früchte bot, der statt fröhlicher Menschenantlitze, gewiegt im Schimmer des Glückes, eine Welt voll Jammer und Verzweiflung unter sich sah, ist gefallen, — und von seinem Sturze dröhnt das Erdreich. Dies Bild paßt auf den Mann, den euch der vorige Abschnitt vor Augen geführt, den Erzbischof Adalbert; denn das Jahr seines Scheidens aus dieser Welt war für das ganze Erzstift verhängnißvoll. Die alten Chronisten sagen davon: es sei gewesen, als ob mit ihm und durch ihn der Erde aller Friede verloren gegangen. Hamburg ward in demselben zwei Mal in Brand gesteckt und ausgeplündert, die ganze Umgegend jener Stadt durch die Rachewuth der Heiden verwüstet und zur Einöde gemacht. Die Sage, die namentlich in schwerer Zeit geschäftig ist und jedwede Begebenheit in ihren Mantel zu hüllen sucht, erzählt, das Kreuze Blut schwitzten, Hunde und Schweine in die Kirchen drangen und Heerden von Wölfen die Gegend durchstreiften, ihr Geheul mit dem Schrei des Uhu's mischend. Da mochte wol das Sprüchwort zu Schanden werden, daß unterm Krummstab gut wohnen ist. — Für Bremen stieg um jene Zeit in Hinsicht seiner Unabhängigkeit von der Hand weltlicher Fürsten eine große Gefahr auf, die allerdings den kriegerischen Muth und die selbstbewußte Kraft des Bürgerstandes mächtig anregte und zu tapferer Gegenwehr in die Schranken forderte, aber auch viel bitteres Leid im Gefolge hatte.

Der Nachfolger Adalberts, Limarius, ein verständiger, achtbarer, doch auch kriegslustiger Mann, welcher dem Kaiser Heinrich IV. in seinem Unglück wider Papst Gregor VII. treu zur Seite gestanden,

kam in der Schlacht bei Gleichen (1088) in die Gefangenschaft des sächsischen Grafen Lüder von Supplingenburg, der nachmals in Sachsen Herzog und als Lothar II. römischer Kaiser wurde, und konnte sich nur auslösen gegen Erlegung von 300 Mark Silber und Abtretung der Landeshoheit über sein Erzstift an das Haus Sachsen, das in Bremen Markt-, Münz- und Zollrecht beanspruchte und die bremer Bürger für seine Unterthanen hielt. Aus diesem neuen Verhältnisse der Stadt zu einem Reichsfürsten entwickelten sich über einhundert Jahre lang die blutigsten Fehden, weil die Bürger naturgemäß von der sächsischen Landeshoheit nichts wissen wollten, wie dieselbe auch den nachfolgenden Erzbischöfen ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht blieb, so daß diese sich mit jenen zu kräftigster Gegenwehr vereinten. Das Erzstift wurde nun von der Kriegsmacht ansehnlicher Fürsten vielfältig überzogen und verheert, ja Bremen selbst zwischen den Jahren 1130—1140 dreimal belagert, erstürmt und nach der rohen Sitte damaliger Zeit auch geplündert. — Da mag manche Stelle in und um unserer Stadt von dem Blute der Erschlagenen geröthet, manche Wehklage zum Himmel emporgestiegen, manches Familienglück zerstört sein; da mag der Kummer manche Thräne geweint, manchen tiefen Seufzer aus dem Herzen gepreßt haben, wovon kein Blatt der Geschichte erzählt, was allein der Allwissende weiß.

Auch der berühmte Herzog Heinrich der Löwe nahm im Jahre 1167 die Stadt ein und zwar aus Rache, weil sie sich mit ihrem Erzbischofe, Hartwig I., einem Fürstenbunde angeschlossen, der gegen den damals mächtigsten Vasallen des deutschen Kaisers gestiftet worden war. Er ließ die Stadt nicht bloß ausplündern, sondern auch viele angesehene Bürger verfolgen, die auf Schiffen die Weser hinunter flüchteten und sich lange Zeit in den friesischen Mooren versteckt hielten. Der Erzbischof, welcher ebenfalls hatte entweichen müssen, fand zuletzt in Magdeburg ein Asyl. Erst im folgenden Jahre durften die Geächteten zurückkehren, nachdem sie zur Sühne 1000 Mark Silber erlegt hatten, was für die damalige Zeit, in der man ein Landgut für 50 Mark kaufte, eine sehr erhebliche Summe war. — Bis zum Sturze Herzog Heinrichs (1180) blieb Bremen im strengsten Sinne des Wortes eine sächsische Stadt. Man betrachtete sie als Hauptstadt in Niedersachsen, in welcher Graf Gunzelin von

Schwerin, des Herzogs tapferer Feldherr, seinen gewöhnlichen Sitz hatte, um die Obliegenheiten des frühern Königs- und spätern Bischofsvogtes wahrzunehmen. Nach jenem Ereignisse hörten die Ansprüche des Herzogs und seiner Erben keineswegs gänzlich auf, doch gelang es der Stadt, unter kluger Benutzung der Zeitverhältnisse und im Bunde mit dem Domcapitel, welches neben dem Erzbischof als eigene kirchliche Behörde sich ausgebildet, sie immer nachhaltiger abzuwehren. Auch gab es ferner noch manche Fehde, um so mehr, als die Bürger den im Jahre 1184 ernannten Erzbischof Hartwig II., aus dem altadeligen Geschlecht von Utlede in Osterstade, nicht anerkennen wollten, weil er Heinrich des Löwen Secretär gewesen. Dieser Hartwig beschäftigte sich anfänglich viel mit kirchlichen Angelegenheiten, mit Gründung von Kapellen und Klöstern oder deren Ausbau, bald aber drängte ihn sein unruhiges Blut auf das weltliche Gebiet und verwickelte ihn in allerlei Kriegshändel, worin jedoch seine Klugheit weit hinter seinem Eifer zurückblieb. Zuerst wollte er (1187) mit Hülfe verschiedener Grafen und Herren die Dithmarsen unter seine Botmäßigkeit bringen, was jedoch nicht gelang, dann nahm er den aus seiner Verbannung nach England heimkehrenden Herzog Heinrich den Löwen auf und belehnte ihn mit der Grafschaft Stade, welche durch Hartwig I., einem gebornen Grafen von Stade, der Kirche zugefallen war. Das brachte ihn beim Kaiser in völlige Ungnade, so daß die Reichsacht über ihn verhängt wurde und er nach England flüchten mußte. Sein Einkommen im Erzstift überwies man der Stadt Bremen. Nach seiner Wiederkehr wollten die Bremer nichts von ihm wissen, sie erklärten, seine Einkünfte dann erst frei zu lassen, wenn er von der Reichsacht erlöst sei. Als dies nun im Jahre 1195 gegen Erlegung von 600 Mark Buße geschehen, wollten die Bremer es nicht glauben, trotz mehrfacher Meldung durch Briefe und Boten. Man ging sogar damit um, ihn seines Amtes zu entsetzen, berief den Bischof Waldemar von Schleswig zur Nachfolge und ließ schon Münzen mit dessen Bildnisse prägen. Da kam ein angesehener Herr, der Graf Adolph III. von Holstein, als Vermittler nach Bremen. Derselbe bewirkte die Wiederaufnahme des Erzbischofs, rieth aber den Bürgern, seine Einkünfte einstweilen noch zurück zu halten. Darüber wurde Harwig II. so aufgebracht, daß er den Grafen beim Papste als einen Mann anklagte, der es sich herausnähme, in

Kirchensachen entscheiden zu wollen. Der Papst trat bei einem so wichtigen Punkt, wo es galt, der Kirche Hab und Gut ungeschmälert zu erhalten, natürlich sogleich auf des Erzbischofs Seite. Aller Vorwürfe, Schmähungen und Drohungen ungeachtet, blieb der Graf bei seiner Meinung. Da sprach der Erzbischof über ihn, der noch vor kurzer Zeit wider die Dithmarsen sein Bundesgenoß gewesen, über die Stadt Bremen samt allen Einwohnern und dem Vogt, wie über alle seine Gegner den Kirchenfluch aus. Das war in der That ein hartes Schicksal für die Stadt! Die Kirchen schloß man zu, denn jeglicher Gottesdienst hörte auf, keine Glocke wurde geläutet und von den Thürmen wehten Trauerfahnen. Todtenstille herrschte in den geweihten Hallen, in denen die Altäre ihres Schmuckes beraubt, die Kreuze und Bilder verhüllt waren. Keinem Sterbenden wurde das Sacrament gereicht, keine Seelenmesse gelesen, kein Todter in geweihter Gruft bestattet. Die Reliquien vergrub man und Trauungen geschahen nur im Nothfalle auf dem Kirchhofe. *)

Der damals herrschende Aberglaube und die tiefe Unwissenheit der großen Menge war die einzige Stütze einer solchen Maßregel des Kirchenfürsten, denn man hielt dafür, daß derjenige zur ewigen Verdammniß fahre, welcher sterbe, ohne vorher gebeichtet und die heil. Sacramente genossen zu haben; ebenso wähnte man, daß die Ruhe der abgeschiedenen Seele durch ein ungeweihetes Grab verhindert werde. — Endlich häufte sich die Zahl der Unbeerdigten so sehr, daß Leichengeruch die ganze Stadt erfüllte. Da ermannten sich die Bürger, indem sie die Geistlichen zwangen, den Gottesdienst wieder zu eröffnen und Seelenmessen zu lesen. Diejenigen Domherren, welche sich sträubten und zum Erzbischof hielten, durften sich nicht außerhalb der Kirche und ihrer Wohnungen sehen lassen. Das waren meist solche Diener Gottes, die nur dem Begüterten, der die christliche Liebe und Barmherzigkeit mit mehr, als bloßen Worten des Dankes lohnte, zur Verrichtung einer Amtshandlung willfährig waren; denn gegen schweres Geld konnte man vom heil. Vater zu Rom Erlaubnißscheine bekommen, um hinter verschlossenen Kirchthüren, in Gegenwart sehr frommer Christen Gottesdienst zu halten.

*) Allein in der Kirche zu Horn durfte hinter verschlossenen Thüren Gottesdienst gehalten werden, welches Recht ein Jahr nach Aufhebung des Interdicts auch die Ansgaricapelle erhielt.

Ein Jahr nach Aufhebung des Interdicts und seiner eigenen Befreiung von der Reichsacht pilgerte Hartwig, Friede und Ruhm suchend, nach dem heil. Grabe, kam aber ganz in der Stille wieder heim und brachte die Gebeine der heil. Anna, sowie das Schwert mit, mit welchem Petrus dem Knechte des Hohenpriesters das Ohr abschlug. Nur einige Jahre lebte er darnach in Ruhe, da brachen nochmals heftige Fehden wegen der Grafschaft Stade aus. Hartwig gürtete sich wieder mit dem Schwerte, schlug sich mit seinen raub- und mordlustigen Schaaren hier und dort herum, eroberte Stade zweimal und verwüstete aus Rache sogar einmal ein Kloster. Noch ein Jahr vor seinem Tode ergriff ihn aufs Neue die Kriegslust. Er zog gegen die Stedinger, welche der Kirche den Zehnten verweigert hatten, ließ sich jedoch mittelst Geld und guter Worte wieder abfinden. Sein Ende erfolgte im Jahre 1208. Man beerdigte ihn im Dom, später aber ließen ihn dankbare Canonici wieder ausgraben und in der von ihm gegründeten und reich begabten Collegiatkirche zu St. Ansgari vor dem hohen Altare in die Gruft senken. Auf seinem Grabsteine las die Nachwelt in lateinischen Worten das freche Lob, daß er der fromme, ja der beste Vater des Landes, im ganzen Leben ein erleuchteter Mann, das Licht Christi und ein Preis seines Volkes gewesen. — Was wir von ihm zu halten haben, das tritt aus dem, was in diesem Abschnitt aus seinem Leben mitgetheilt ist, so deutlich hervor, daß es weiter keines Wortes darüber bedarf. Seiner mußte insofern hier erwähnt werden, als er wesentlich durch sein freundschaftliches Verhalten zum Hause Sachsen die Zuneigung der bremer Bürger nicht gewann und daher unter seinem Regimente manche Plage über die Stadt erging.

---

12. Gipfelpunkt erzbischöflicher Macht.

Eine Stellung im Leben, mit welcher sich Glanz und Ansehen, Macht und Reichthümer entweder von selbst verbinden oder mittelst Anwendung klug gewählter Mittel verbinden lassen, ist leider zu allen Zeiten der Zielpunkt menschlicher Begierden und Leidenschaften gewesen. So wurde auch die Macht eines neuen Erzbischofs fast alle-

mal ein Gegenstand des Streites, sowohl unter den zur Wahl Vorgeschlagenen, als auch unter den Wählern. Die beiden Domcapitel zu Hamburg und Bremen konnten sich nach Harwig II. Tode nicht einigen, wer der Nachfolger werden solle. Das zu Bremen berief den früher schon erwähnten Waldemar, Bischof von Schleswig, das zu Hamburg erhob einen gewissen Burchard zur Würde des Erzbischofs. Da der Letztgenannte nach Jahresfrist starb, so setzte der Papst einen Grafen von Lippe an, der aber erst nach Ablauf von vier Jahren zum wirklichen Besitz des erzbischöflichen Stuhles gelangte. Waldemar ging, seiner hohen Würde freiwillig entsagend, in ein Kloster, wo er als schlichter Mönch fortlebte und starb. Der Graf von Lippe war, wie einige seiner Vorgänger, ein unruhiger, kriegslustiger Mann. Die Bremer leisteten ihm den üblichen Huldigungseid, nachdem sie sich mit ihm dahin vereinbart hatten, daß es in Betreff der landesherrlichen Rechte *) so gehalten werden solle, wie zu Adaldags Zeiten. Die Landeshoheit der Kirchenfürsten über die Stadt stand also wieder fest und wurde von dem neuen Erzbischof, der sich Gerhard I. nennen ließ, zum persönlichen Vortheil nach Kräften ausgebeutet.

Unter den größern Ereignissen, welche während seiner Regierung vorfielen, ist der Sturz des welfischen Hauses von besonderer Wichtigkeit. Der Sohn Heinrich des Löwen, der als Otto IV. den deutschen Kaisern zugezählt wird, kam durch des großen Hohenstaufen, Friedrich

---

*) Von den Rechten des Erzbischofs steht in alten Schriften und Urkunden Mancherlei verzeichnet, was einen wichtigen Blick in die Verhältnisse früherer Zeiten gewährt, und in mehr als einer Hinsicht ein nachtheiliges Licht auf dieselben wirft. Hier sei nur des Strand- oder Grundruhrrechtes gedacht, nach welchem das Schiff, welches auf den Strand gerieth, der Wagen, welcher umschlug und selbst der Packen, der herunterglitt und den Boden berührte, dem Landesherrn zufiel. Dabei ersahen besonders die Vögte ihren Vortheil, indem sie aus Habgier das seltsame Recht anwandten, wo es nur einigermaßen paßte. Sie gingen darin weiter, als wilde Seeräuber, die auch für gestrandetes Schiffsgut ein Bergelohn heischten und steckten ihrem Eigennutz kaum eine Grenze. Wenn Jemand das Unglück hatte, von dem Boden eines Hauses zu fallen, so war das Grundruhr, und das Fach des Hauses mußte mit Geld gelöst werden, stürzte einer vom Pferde, so gehörte das Pferd dem Erzbischof, der Eigenthümer konnte alsdann entweder zu Fuß heim kehren oder gegen blankes Geld sein Eigenthum wieder kaufen.

des Zweiten, kühnes Unternehmen um den Thron und starb, gemüthskrank, 1218 auf der Harzburg bei Braunschweig. Dies Unglück wirkte auf dessen Familie so erschütternd ein, daß sein Bruder, der kriegerische Pfalzgraf Heinrich, sich der Kirche mehr näherte, so daß es unserm Erzbischof gelang, ihn zur förmlichen Entsagung aller Hoheitsrechte über die Stadt, die thatsächlich bereits nicht mehr vorhanden waren, zu bewegen. Damit war die Befugniß zur Ausübung weltlicher Macht innerhalb seines Sprengels auch von Seiten der Sachsenherzoge wieder anerkannt, Münz-, Markt- und Zollrecht wieder unangefochten in seinen Händen. Das wurde denn von seinem Nachfolger, dem Sohne seines Bruders, welchen man Gerhard II. nannte, weidlich ausgebeutet.

Die ohnehin hohen Einkünfte zu mehren, auch in der Meinung, als Landesherr dazu berechtigt zu sein, legte er an der Unterweser bei Blumenthal ein starkbefestigtes Schloß an, das seiner weißen Mauern wegen den Namen „Witteborg" erhielt, um auf dem Strome einen Zoll zu erheben. Er ließ die Weser abpfählen und nur unter dem Schlosse ein Fährgatt offen, welches durch eine eiserne Kette geschlossen war. Ohne seine besondere Erlaubniß sollte Niemand durchgelassen werden, und er selbst wohnte auf der Burg. Weil aber die Bremer mit Bier, Butter, Käse, Vieh, Häuten und andern Artikeln auf der Unterweser großen Handel trieben, so mußte eine solche Gewaltmaßregel sehr drückend sein, und machte sie um so größeres Aufsehen, da der gnädige Herr Erzbischof, seinen Seckel zu füllen, auch von andern Burgen herab sich mancherlei Erpressungen erlaubte, wozu die Bremer bisher still geschwiegen. Man bauete daher einen großen Koggen,*) fuhr in demselben bei hohem Wasser und günstigem Winde die Weser hinab und durchsegelte die Sperrkette bei der Witteborg. Das Schiff war stark bemannt, dazu mit Werkleuten wohl versehen. Um die Pfähle schlugen die Letztern nach einander dicke Taue und unter dem Rufe des Zimmermeisters: „Lopt aver by de ann're Bort!" flogen dieselben mit kräftigem Ruck aus dem Wasser. Der Erzbischof, dem sein Werk viel gekostet, hatte von den Fenstern seines Schlosses aus das Zusehen. Im ersten Aufwallen des Zornes wollte er Ge-

*) Die Kogge war ein Kriegsschiff, von ansehnlicher Breite, vorn und hinten rund geformt. Der Name wird von dem isländischem Worte „Kugge," einem ausgehöhlten Baumstamme (Troge) hergeleitet.

walt wider Gewalt anwenden, wovon ihm ein lippischer Ritter, Diedrich von Sachte, welcher bei ihm war, abrieth. Der Ritter fuhr nach dem Koppen der Bremer hinüber, sich die Erlaubniß erbittend, die prächtige Wasserburg besehen zu dürfen. Der Rath *) empfing ihn mit großen Ehren, bewirthete den edlen Herrn mit Wein, Kraut und Imbiß gar köstlich, und konnte der Ritter sich nicht genug wundern über die Herrlichkeit der Kajüte mit den weichen Betten, welche sie auf dem Schiffe, gleichwie in ihren Häusern, hatten. Er fuhr darnach als Vermittler mehrfach an das Land und wieder zurück, bis er einen Frieden zu Stande gebracht. Der Erzbischof überließ die Witteborg den Bremern, daß sie damit nach ihrem Belieben verfahren möchten, wogegen diese die Verpflichtung auf sich nahmen, dem gnädigen Herrn an der Oberweser bei Verden binnen Jahresfrist ein neues Schloß zu bauen, das dem Stifte nützlicher werden solle. Der Erzbischof bekräftigte durch einen gesiegelten Brief die Versicherung, daß von dem neuen Schlosse, Langwedel, den Bürgern Bremen's kein Schaden zugefügt werden dürfe, geschähe es dennoch, so solle die Stadt von der Huldigung frei sein. Als Schloß Langwedel fertig war, wurde die Witteborg geschleift. Die Steine aus den Mauern der Burg kamen fast sämmtlich nach Bremen, wo man einige Straßen damit bepflasterte. Solches geschah im Sommer des Jahres 1222. **)

Trotz eidlichen Gelöbnisses des Erzbischofs erlitt der bremische Handel durch Schloß Langwedel später doch manche Beeinträchtigung, auch suchte der herrschsüchtige und dabei geldgierige Prälat an der Unterweser wieder Zölle in Uebung zu bringen, was daraus hervorgeht, das er nachmals in Verträgen mit den Bürgern solchen wiederholt entsagen mußte.

Auf seinen ***) Betrieb kam die Würde des erzbischöflichen Stuhles

*) Es waren einige Rathmänner mit auf dem Schiffe.

**) Noch 1564 grub man da, wo die Witteborg gestanden, einen alten Keller auf, nahm auch das Fundament des Burgthurmes heraus. Die Steine kamen ebenfalls nach Bremen und dienten zur Bepflasterung des Buntenthorsteinweges, damals Huckelriede genannt.

***) Gerhard II., welcher die weltliche Macht des Erzbischofs auf die höchste Stufe erhob, regierte 40 Jahre und man kann hinzufügen, im Ganzen zum bedeutenden Vortheil, wenn gleich nicht zum wahren Segen der Kirche. Er schloß seine irdische Laufbahn im Jahre 1258, den 27. Juli. Seiner wird jedoch noch im nächstfolgenden Abschnitt gedacht

an Bremen, so daß es im Kirchenrange fortan über Hamburg stand. Der Papst Honorius III. gab dazu seine Bestätigung.

Es hatten bis dahin zwischen den Domcapiteln zu Hamburg und Bremen wegen des Vorrangs allerhand Streitigkeiten geherrscht, namentlich konnte man sich lange über das Recht der Wahl des Erzbischofs nicht einigen. Die Erzbischöfe hatten den Titel stets nach der hamburgischen Kirche geführt, dennoch aber in Bremen Hof gehalten, wodurch die Benennung bremischer Erzbischof seit Jahrhunderten in Uebung gekommen war. Für Bremen lag in soweit ein Vortheil darin, als es bei unmittelbarer Nähe des Erzbischofs den Bürgern immer bisher gelang, von dessen Rechten Einiges an sich zu bringen. Namentlich war das während der häufigen Fehden der Fall, worin er oftmals der Freundschaft und Hülfe der Stadt bedurfte.

---

13. Vernichtungskampf wider die Stedinger.

Wenn Biederkeit und Rechtschaffenheit, sowie Aufkärung in religiösen Dingen von jeher als Hauptzug im Charakter der Bremer galt, und diese Eigenschaften, gottlob, auch jetzt noch ihre Geltung haben, so muß es um so betrübender erscheinen, daß unsere Vorfahren im 13. Jahrhundert zu einem Werke die Hand boten, welches wir im gerechten Zorn als ein Werk der Scheinheiligkeit und des Fanatismus unchristlicher Pfaffen verabscheuen müssen. Scham und tiefste Betrübniß erfüllt unser Herz, wenn wir bedenken, daß Bremen's Bürgerschaft sich zum Werkzeug einer kirchlichen Macht hergab, die in ihrer Ausartung und furchtbaren Entsittlichung der härtesten Benennung werth erscheint. Und doch können wir nicht umhin, jene

---

werden müssen und wird sich darin ergeben, wie unchristlich seine Denk- und Handlungsweise war, obwohl er im Sinne der sogenannten Kirche Christi sich hohes Verdienst erwarb.

schauderhafte Begebenheit ganz darzustellen, sie in den grellsten Farben leuchten zu lassen, weil für uns und für alle Zeiten die Lehre darin liegt, daß Priesterherrschaft zur scheußlichsten Tyrannei, Glaubenshaß zu den fluchwürdigsten Thaten führt.

Demuth und Liebe empfahl der große Stifter unserer Religion allen seinen Bekennern, sie sollte zu allernächst das Kennzeichen seiner auserwählten Jünger, der geweihten Diener des göttlichen Wortes sein und ach! wo hat es jemals mehr Wölfe in Schafskleidern, mehr blinden Glaubenseifer, mehr rohe Verfolgungswuth gegeben, als in seiner Kirche! Wie ist die Demuth zur Maske mißbraucht für den unbändigsten Stolz, die schamloseste Anmaßung! Wie ist die Liebe in Haß umgewandelt, der die Völker unter einander entzweit und zu blutigen Thaten geführt! — Die Blätter der Geschichte erzählen viel davon; — o lies sie, wahrer Christenmensch, und erkenne, daß Duldung in Glaubenssachen das Eine ist, was zu allen Zeiten gefehlt, daß Glaubens- und Gewissensfreiheit allein vor Thaten der Barbarei die Menschheit zu bewahren vermag!

Doch folgt mir jetzt zu dem Faden unserer Geschichte und hört, welche Gräuelthaten auf Veranlassung der gnädigsten Herrn Erzbischöfe der Stadt Bremen in unserer nächsten Umgebung verübt sind!

Euch allen ist gewiß der Name des stedinger Landes bekannt, welches gegenwärtig ein Theil eines Nachbarstaates, des Großherzogthums Oldenburg, ist. Dieses Land, dessen Bewohner sich jetzt auf ihrem fruchtbaren Acker- und Weidegrunde bei wackerm Fleiße eines stillen, friedlichen Lebens freuen, hat eine sturmbewegte, blutige Vergangenheit hinter sich. Auch sind die heutigen Bewohner nicht Abkömmlinge der alten Stedinger, sondern Nachkommen derer, die nach dem Untergange jenes Heldenstammes das verödete Land wieder bevölkerten.

Die alten Stedinger waren ein Volk friesischen Ursprungs, berühmt durch altherkömmliche Tapferkeit und hohen Muth, so daß man beim Upstalsbom oder Richtstuhl sich mit den Worten begrüßte: „willkommen freier Friese;“ und beim festlichen Mahl sich das Trinkhorn zureichte mit dem Spruche: „Es gilt, edler, freier Friese!“ — Ihr Wohnsitz reichte von Ovelgönne an der Weser hinauf bis zur Ochum und theilweise noch darüber hinaus in jetzt bremisches Gebiet. Am rechten Weserufer wohnten sie von der Lesum bis Land Wursten und

hieß dieser letzte Landstrich auch wohl Osterstedingen oder Osterstade. Die bremischen Erzbischöfe hatten sie meist als Anbauer in das Land gerufen, die die Sümpfe und Moräste austrockneten, den Weserstrom abdeichten, und ihnen dafür freien, erblichen Grundbesitz, Unverletzlichkeit der Person, Befreiung von Dienstleistungen bewilligt. Sie wurden von selbstgewählten Vorstehern regiert und hatten unbedeutende Abgaben zu entrichten.

Bald kam Wohlhabenheit im Lande auf, ihr angestammter Muth wuchs, aber rohe Gewalt sollte ihn beugen, darin waren die Erzbischöfe und die oldenburgischen Grafen, beide nach größerem Landesgebiet uud vermehrten Einkünften begierig, bald einverstanden. Die Letzteren erwarben sich Güter im stedinger Lande an der Ochum und Liene, bauten Burgen auf freiem Felde, zu Berne, auf dem Lichtenberg bei Liene, woselbst die Burgvögte gottlosen Frevel verübten. Auf Klagen beim Erzbischof zu Bremen und andern Oberherren erfolgte kein Gehör. Da versammelten sich die freien Stedinger in einem Walde, der am Brokdiek lag, verabredeten das Nöthige und zogen darauf gegen die Burgen, die sie mit gewaffneter Hand erstürmten.

Der Fehdehandschuh war geworfen, der oldenburgische Graf Johann IV. nahm ihn auf. Es kam zu Gefechten und er eroberte die verlornen Vesten wieder. Bald nach seinem Tode nahmen indeß die Stedinger sie wieder in Besitz, vertrieben alle Adeligen aus ihrem Lande und fingen nun an, auch die Geistlichen mit Haß und Grimm zu behandeln, weil sie sich dem Feinde verbündet zeigten. Erzbischöfliche Vögte kamen, den Zehnten zu holen, fanden aber schlechte Aufnahme, besonders verweigerten ihn die Rustringer-Friesen, welche geradezu behaupteten, daß sie ihn gar nicht schuldig seien. *)

Ein eigenthümlicher Vorfall schürte den reichlich vorhandenen Zündstoff zum Aufruhr gegen Tyrannengewalt aufs Neue und blies ihn zu hellen Flammen an.

---

*) Sie hatten wahrscheinlich guten Grund zu der Weigerung, da ihnen die Gewalthätigkeit der Vögte in der Regel mehr abzwackte, als sie zu geben sich verpflichtet. Besonders unverschämt betrugen sich die niedern Geistlichen, indem sie da von Recht sprachen und Forderungen aufstellten, wo der fromme Sinn der Einwohner freiwillig zu geben gewohnt war.

Die Frau des Edlen Bohlke von Bardenfleth ging am Tage vor Ostern in die Kirche zu Berne in die Beichte und legte als Beichtpfennig einen Flinderken (altes Viergrotenstück) auf den Altar. Dem dienstthuenden Priester mochte diese Gabe für die Frau des reichbegüterten Edeln zu gering scheinen, er steckte daher am folgenden Tage bei der Communion derselben, anstatt der Oblate, den Flinderken in den Mund. Die Frau erschrickt, als sie das harte Ding auf der Zunge fühlt und glaubt in der Einfalt ihres Herzens, daß sich die geweihte Hostie wunderbarer Weise in ein Metallstück verwandelt habe. Sie geht nach beendeter Feier eilends nach Hause und nimmt es mit einem reinen Tuche aus dem Munde, aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie den Flinderken wieder erkennt, den sie Tags zuvor als Beichtpfennig gegeben! Ihr Mann, gleichfalls tief entrüstet über solche Gottlosigkeit des Pfaffen, verklagt denselben bei seinem Vorgesetzten, jedoch vergeblich. Da entschließt er sich zur Selbsthülfe, beruft alle seine Verwandten und Freunde, bespricht mit ihnen das Vorgefallene, geht unter ihrer Begleitung an einem der folgenden Tage des Morgens nach Berne, erwartet den Pfaffen vor der Kirchthür, der nach beendigter Messe im Priesterschmuck auch alsbald erscheint, zieht sein kurzes Schwert und erschlägt den unwürdigen Diener Gottes.

Weit entfernt, jenen raschen Gewaltstreich zu entschuldigen, muß man doch zugestehen, daß er dem Sinne und Geiste der damaligen Zeit sich anpaßte. Der Erzbischof verlangte natürlich Auslieferung des Uebelthäters, und als die Stedinger dies verweigerten, sondern nur die übliche Geldbuße zahlen wollten, so sprach er den Bann über das ganze stedinger Land aus. Die einfache Folge war, daß man nun den Zehnten gar nicht zahlte. Die Adeligen, welche keck genug sich wieder eingenistet hatten, verjagte man ebenfalls und, um die junge Freiheit bestmöglichst zu schirmen, sannen sie darauf, den Feinden einen etwaigen Zug in das Land zu erschweren. Im Norden und Osten schien das nicht nöthig, denn da schützten theils die Weser, theils verbündete und stammverwandte Völker, die Rustringer und Osterstader; gegen Westen lagen ausgedehnte Meerflächen und gegen Süden die Stadt Bremen. Hier war das Land zugänglich, deßhalb führten sie an dieser Seite eine Befestigung auf, welche in damaliger Zeit für unüberwindlich galt. Sie machten einen tiefen, breiten Graben von Deichhausen bis Wei=

hausen, Steingraben genannt, 700 Fuß lang, warfen dahinter eine haushohe Schanze auf und mauerten eine steinerne Brücke über die Ochum, wo der einzige Ausgang war. Ein Wachthaus stand daneben. Jene Steinbauten, von welchen längst keine Spur mehr Zeugniß giebt, sind vermuthlich aus den Trümmern zerstörter Burgen aufgeführt worden.

Anstatt nun nach Christi Geist mit Milde und Schonung gegen seine Feinde zu verfahren, anstatt ihren, durch den Uebermuth frecher Pfaffen erregten, Zorn durch Güte zu besänftigen, nahm der Erzbischof Hartwig II. sogleich zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht. Da unvernünftige Ermahnungen und noch unvernünftigere Drohungen nicht gefruchtet, so sprach er das gräßliche Interdict über Land und Volk aus. Die Stedinger vertrieben darauf sofort alle Geistlichen und beraubten dadurch den Kirchenfluch seiner nachtheiligen Wirkung. Es brachen einige Fehden aus, die indeß im Ganzen ohne Folgen blieben. Erzbischof Hartwich II. ging jetzt persönlich nach Rom und erhielt von dem Statthalter Gottes die Erlaubniß, gegen jene ketzerischen Leute das Kreuz predigen zu dürfen, dabei soll er das erwähnte Schwert des heiligen Petrus, nach einem andern Bericht, erst damals aus des Papstes Händen empfangen haben. Im vorletzten Jahre seines Lebens (1207) machte er einen Versuch zur Unterwerfung der argen Ketzer, wobei jedoch das Apostelschwert keine Wunder bewirkt haben muß, denn er ließ sich mit Geld abfinden. Nach diesen Vorgängen erhoben sich auch die oldenburgischen Grafen zu verschiedenen Angriffen wider die Stedinger, wiewohl nicht immer mit Glück. Das Land hatte schwer zu leiden und einzelne Strecken, wo die Fehde am häufigsten herrschte, lagen so verwüstet, daß sie zur Einöde wurden und Raubthiere sich da ungescheucht einnisteten, wo vordem betriebsame Menschen ihren Wohnsitz hatten. Besonders durchstrichen Wölfe die Gegend und wird erzählt, daß sie sogar in den Kirchen zu Elsfleth und Strickhausen ungestört ihre Jungen geworfen haben. Die meisten Einwohner zogen nach der südlichen Gegend des Landes und baueten sich hinter den Deichen dichter zusammen, um im Nothfalle einander näher zu sein. Zwar trat nun eine mehrjährige Ruhe ein, da die Feinde des edlen Volkes mit andern Angelegenheiten zu sehr beschäftigt waren, endlich brachte Gerhard II. den längst angedroheten Kreuzzug in Ausführung und überzog 1230 am Weihnachtstage das

stedinger Land mit großer Kriegsmacht. Sein Heer bestand jedoch meist aus Raubgesindel, welches sein Bruder, ein Graf Hermann von Lippe, befehligte. Der Feldherr fiel gleich beim ersten Angriff und die Folge war, daß die ganze Bande in Verwirrung kam und, der Erzbischof voran, in größter Eile die Flucht ergriff.

Um jene Zeit wüthete in andern Gegenden Deutschlands der berüchtigte Ketzerrichter Konrad von Marburg. Dieser verfaßte alsbald einen fürchterlichen Bericht über die Ketzerei der wackern Stedinger, welchen er nach Rom sandte, und weil der vertriebene Adel auch nicht müssig saß, so geschah es, daß zu dem Interdict sich nun auch noch die Reichsacht gesellte. Durch ganz Nordwestdeutschland zogen die feilen Schergen Rom's, um aller Orten das arme, unwissende Volk und rohe, verwilderte Haufen zu einem Gott wohlgefälligen Werke, dem Kreuzzuge gegen die von der alleinseligmachenden Kirche abtrünnigen Stedinger zu verlocken. Es hieß von den Letztern, daß sie in der Kirche zu Berne den Teufel anbeteten, ihm auch Kinder zum Opfer brächten. Der böse Geist, Asmodi, erscheine in ihren Versammlungen als großer schwarzer Kater oder als eine Kröte, manchmal so groß, wie ein Backofen, auch wohl als blasses Gespenst, kalt wie Eis und mit fürchterlichen, schwarzen Augen; wer das Gespenst küsse, vergesse sogleich den allerheiligsten Glauben und seit fortan dem Dienste des Satans ergeben.

Der Papst schlug vor, die benachbarten Bischöfe sollten auf Mittel und Wege sinnen, dem Uebel abzuhelfen, um die Leute darnach auf die Bahn des Heils zurückzuführen, Konrad von Marburg aber meinte, das sei ganz überflüssig, er halte dafür, daß man solche Pest mit der Schärfe des Schwertes vertilgen müsse.

Gegen das Jahr 1233 strömten in Bremen wirklich gegen vierzigtausend Menschen zusammen, welche meist die Aussicht auf reiche Beute lüstern gemacht hatte, und der blutdürstige Erzbischof genoß die satanische Freude, sein Rachewerk gedeihen zu sehen. Die Stedinger aber achteten wenig der herannahenden Gefahr, obwohl sie auf ihrer Hut blieben und auch sehr oft angriffsweise verfuhren. Da sich Kaiser und Papst von ihnen losgesagt, so verschmähten sie ihren Theils auch solche ungerechte Obrigkeit und wählten sich aus ihrer Mitte, den sonst gefürchteten Machthabern zum Hohn, Papst und Kaiser.

Auf Rath des kriegskundigen Erzbischofs griff man zuerst die Osterstedinger an, deren Land von allen Seiten offen lag. Anfangs hatten diese kräftige Hülfe von dem Herzog Otto zu Lüneburg, der wegen alter Erbansprüche auf die Grafschaft Stade dem Erzbischof grollte; erst als dieser, durch Androhung von Bann und Reichsacht furchtsam gemacht, sich zurückzog, kamen sie in eine schlimme Lage. Die Osterstader unterlagen im Kampfe gegen die Ueberzahl, ihrer 400 waren gefallen, die übrigen flüchteten über die Weser zu den Brüdern. Ihr Land wurde ausgeplündert und verheert. Weiber und Kinder, sowie wehrlose Matronen und Greise metzelte man nieder, ja an vielen Orten schlug die Lohe von Scheiterhaufen gen Himmel, auf denen die Anführer als Märtyrer der Freiheit jammervoll endeten. Ein Jahr später rückte das Kreuzheer auf das Hauptland los, welches freilich während der Zeit auch schon vielfach beunruhigt worden war. An der Spitze standen Herzöge und Grafen. Herzog Friedrich von Brabant führte den Oberbefehl.

Nachdem am 25. Mai das Fest des heil. Urban in der Domkirche zu Bremen feierlich begangen war, rückte das Hauptheer, während bei Himmelskamp ein falscher Angriff unternommen wurde, in der Nacht auf den 27. Mai die Weser hinab. Mit Tagesanbruch waren die Schaaren am Orte ihrer Bestimmung, bei der moorlosen Kirche, woselbst eine Schiffsbrücke über die Weser in das Stedingerland führte. Bis Mittag war der Uebergang vollendet. Aber schon stürmten die Stedinger, ihren Irrthum bei Himmelskamp erkennend, 6000 Mann stark, in keilförmiger Schlachtordnung heran, befehligt von Bohlke von Bardenfleth, Ditmar von Dieke und Tanno von Huntorp. Der erste Zusammenstoß mit dem Kreuzheer war fürchterlich. Unaufhaltsam drang der Keil der Stedinger vor, mit seinen Speeren und schweren Streitkolben Alles vor sich niederwerfend. Vergebens war der erbitterte Widerstand der Kreuzfahrer, vergebens die Tapferkeit der Führer, deren einer, Graf Heinrich von Oldenburg, im Getümmel vom Pferde stürzte und erschlagen ward. Am allervergeblichsten aber schien der Gesang und das Gebet der zahlreichen Geistlichkeit zu sein, die dem Zuge gefolgt war und in der Ferne auf dem Deiche stand. Die frommen Väter plärrten mit lauter Stimme und bei solchen Vorgängen sicher mit beklommener Brust: Mitten wir im Leben sind ꝛc. und andere schöne Bußlieder. Da hatte der kriegserfahren

Graf Heinrich von Cleve plötzlich durch eine geschickte Bewegung mit vieler Reiterei den rechten Flügel der tapfern Söhne der Freiheit umgangen und fiel ihnen in die Flanke. Dies wendete die Schlacht. Obgleich die Stedinger anfangs sich noch tapfer wehrten, so wurden sie nunmehr doch so auseinander gesprengt, daß die Flucht bald allgemein war. Viele suchten sich hinter die Schanzen zu retten, andere in Wald und Wildniß, überall aber drangen die erbitterten Feinde hin und mordeten ohne Erbarmen, was ihnen in den Weg kam. Greise, Weiber und Kinder wurden von Rosseshufen zermalmt und die Letzten der Stedinger so in die Enge getrieben, daß sie verzweiflungsvoll in den Weserstrom hinabsprangen, um nur nicht von der Hand der Feinde den Tod zu leiden.

Groß war die Ernte des Todes; denn auch das Kreuzheer hatte viele Tausende verloren!

Man begrub die Todten beider Heere in Elsfleth, ausgenommen die gefallenen Führer des Kreuzheeres, welche man auf dem Friedhofe zu Warfleth beerdigte und zu deren Gedächtniß noch 65 Jahre nach der Schlacht eine Kapelle erbaut wurde, wo jetzt die Kirche steht.

So war ein kühnes Heldengeschlecht durch die Wuth herrschsüchtiger Priester von der Erde vertilgt! — Nur ein kümmerlicher Rest des Volkes blieb am Leben und empfing, nachdem er Treue und Gehorsam, vor allen Dingen aber die gewissenhafte Entrichtung des Zehnten gelobt hatte, als eine Gnade das Recht, in dem angestammten Wohnsitz verbleiben zu dürfen. Die Grafen von Oldenburg und der christlichfromme Erzbischof theilten sich in das Land. Später erhielten es die erstern ganz. Holländische Colonisten zogen in die verödeten Höfe ein.

In Bremen feierte die **ehrwürdige** Geistlichkeit den **glorreichen** Sieg in feierlicher Prozession, auch hielt man künftig am fünften Sonntage nach Ostern ein jährliches Gedächtniß. — Die Bremer, die zu dem Erzbischof gehalten, weil er sich als Feind der Sachsenherzoge (Braunschweig) zeigte, hatten von der Beute des Kreuzzuges allerdings besondern Gewinn, jedoch folgte die Unannehmlichkeit, in viele Fehden mit hineingezogen zu werden. Im andern Jahre drang z. B. Herzog Otto von Lüneburg wieder vor und belagerte die Stadt.

Auf dem Schlachtfelde erhoben sich an verschiedenen Stellen Kapellen. Das Gedächtniß der gefallenen Stedinger aber hat erst die späte

Nachwelt wieder zu Ehren gebracht durch eine gußeiserne Piramide, welche bei Altenesch, wo es am blutigsten hergegangen, am 27. Mai des Jahres 1834 errichtet ist. Tausende von Menschen wohnten der Einweihung bei und unter denselben auch der damals regierende Großherzog von Oldenburg, Paul Friedrich August, ein Nachkomme des gefallenen Grafen Heinrich.

---

14. Wachsende Macht des Bürgerthums.

Immer herrlicher tritt gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Bremen das freie Bürgerthum auf. — Obgleich es feststeht, daß von der Urzeit an der Stamm einer unabhängigen Stadtgemeinde sich erhalten hatte, so war derselbe im Laufe der folgenden Jahrhunderte doch vielfach eingeengt und verkümmert worden. Zuerst sah er sich in seiner freien Entwickelung durch die Macht der kaiserlichen Grafen gehemmt, darauf erstarkte er wieder, als die Erzbischöfe die landesherrlichen Rechte an sich zu bringen wußten, so daß eine Zeit lang das Sprichwort Geltung hatte: Unterm Krummstab ist gut wohnen; — bis auch die hohen Prälaten anfingen, immer herrischer aufzutreten, immer weltlicher zu werden. Dazwischen fiel das Streben der Sachsenherzoge, die Stadt ihrer Botmäßigkeit unterzuordnen. Stetes Ringen und Kämpfen blieb das Loos des edelen Bürgerthums und gewiß war dies für die Zukunft von Segen, weil sich dadurch Muth und Beharrlichkeit stählte, das Grundelement eines regen, frischen Lebens, innere Kraft und Tüchtigkeit, ausbildete und entwickelte. Um jedoch den Charakter der Zeit in seiner ganzen Erscheinung und seiner großen, reichen Mannigfaltigkeit zu überschauen, ist es nothwendig, noch einmal einen Rückschritt zu thun und Manches nachzuholen, was in den vorigen Abschnitten wegbleiben mußte, wenn eine Ueberfüllung des Stoffes die Klarheit der Darstellung nicht beeinträchtigen sollte.

Unter allen Weltbegebenheiten, welche auf das Gedeihen und den Wohlstand unserer Stadt günstig einwirkten, müssen die Kreuzzüge

besonders hervorgehoben werden, obwohl es hier zu weitläufig sein würde, wollte man vorab ihren Ursprung, ihren Verlauf und ihre geschichtliche Bedeutung für sich hinstellen. Es ist allzubekannt, welchen bedeutenden Einfluß dieselben auf Cultur und vorzüglich auf Handel und Verkehr unter Völkern, die bis dahin einander ganz fremd geblieben, geäußert haben. Auch Bremen erfreute sich durch sie mancher Vortheile, daher denn der Theilnahme seiner Bürger an denselben hier zu gedenken ist.

Der erste geschichtlich erwiesene Anschluß bremischer Bürger an eine Kreuzfahrt nach Palästina erfolgte im Jahre 1147, als Kaiser Konrad III. in Verbindung mit den mächtigsten Fürsten des Abendlandes dahin aufbrach. Eine Abtheilung des gewaltigen Kreuzheeres sollte den Weg zu Wasser machen und wurde Bremen die Ausrüstung der dazu nöthigen Schiffe übertragen. Schaarenweise zogen aus ganz Nord-Deutschland Ritter mit ihren Troßknechten und schlichte Pilgrimme nach Bremen, und ging die Flotte von der Weser aus unter Segel. Nach kurzem Aufenthalt in England, wohin widrige Winde sie verschlagen, verstärkt durch rheinische und englische Schiffe, landete sie an der spanischen Küste. Ein christlicher König in Spanien bat um Beistand gegen die Sarazenen. Die Kreuzfahrer gingen darauf ein und eroberten unter andern festen Plätzen auch Lissabon. Während nun das große Hauptheer in Asien einen jammervollen Untergang fand, errang diese Abtheilung der Kreuzfahrer grünenden Lorbeer, vorzüglich die Bremer, welche als schlaue Kaufleute zugleich wichtige Handelsverbindungen nach Spanien anzuknüpfen wußten.

Vierzig Jahre später schlossen sich die Bremer wieder dem Zuge an, den Kaiser Rothbart nach dem gelobten Lande führte. Dieser Kaiser, welcher erkannte, ein wie großes Gegengewicht gegen die Macht der übermüthigen, feindlichen Welfen freie Städte im Norden sein könnten, hatte durch eine Urkunde die alten Freiheiten der Stadt bestätigt und ihr namentlich das Recht zugesprochen, daß ein Höriger nach einjährigem, unangefochtenem Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern frei sein sollte. Man darf daher die Theilnahme an seiner Kreuzfahrt gewissermaßen als einen Tribut der Dankbarkeit ansehen, wiewohl zu beachten bleibt, daß die Hoffnung auf Machterweiterung und Bereicherung der Stadt auch sehr dazu verlockte.

Trotzdem, daß jenes Unternehmen für das hohenstaufische Haus gänzlich fehl schlug und selbst den plötzlichen Tod des bejahrten Kaisers herbeiführte, ernteten die Bremer doch großen Ruhm und neuen Gewinn. Als nämlich an der Küste von Syrien, bei der harten Belagerung von Acre (St. Jean d'Acre), die größte Anstrengung und Entbehrung, so wie die drückende Hitze des Landes verheerende Seuchen herbeiführte, eilten 5 bremer und 3 lübecker Bürger, gerührt von den vielfachen Leiden der Hülfsbedürftigen, zu ihren Schiffen und formten aus Segeltuch Zelte für Verwundete und Kranke, die dazu von ihnen gepflegt, erquickt, geheilt und gekleidet wurden. Herzog Friedrich von Schwaben und der Bischof Conrad von Lübeck unterstützten das Unternehmen durch reichliche Beiträge. Nach Eroberung der Festung räumte man den Kranken eine früher von den Christen erbaute Kirche ein, aber Heinrich Walbode aus Lübeck kaufte außerhalb der Stadt einen Platz, worauf er ein Hospital nebst vielen Wohnungen und eine Kirche baute. In ersterem ließ er als vornehmster Spitalmeister die Kranken mit liebreicher Sorgfalt pflegen. Die anwesenden Fürsten und Prälaten beschlossen, Walbodes edle Stiftung zu einem Ritterorden zu weihen, den man mit dem Namen des deutschen Ordens belegte. Die Ordenstracht war ein weißes Oberkleid, ein Mantel von gleicher Farbe, auf dem sich auf der linken Seite ein breites, schwarzes, mit Silber umrandetes Kreuz befand. Der zweite Großmeister des Ordens, Otto von Karpen, war ein Bremer. Er hatte im hohen Alter noch den Kreuzzug mitgemacht und eine alte Chronik rühmt von ihm, daß er im gottseligen Wandel seines Gleichen nicht hatte. Wer die Aufnahme in den Orden wünschte, mußte adlig sein und mindestens vier ritterbürtige Ahnen aufzählen können. Die beiden ersten Großmeister und der dritte, Hermann Bard, liegen neben dem Sohne des Barbarossa, dem erwähnten Herzog Friedrich von Schwaben, in der Hospitalkirche zu Acre begraben.

Bald nach der Stiftung *) jenes Ordens bekam auch Bremen eine Comthurei desselben, welche, nachdem die Grundstücke erworben

*) Auch schreibt sich ein Recht des Schuhmacheramtes an das hiesige Ordenshaus aus der Stiftungsperiode her. Unter den 8 Stiftern des Ordens sollen nämlich einige Corduanmacher, nachmals Schuhmacher benannt, gewesen sein. Als nun der Orden reich geworden, machte er sich anheischig, die Armen und Unvermögenden dieser Innung in Bremen in

waren, den Bau mehrerer Wohnungen und einer Kirche erforderte, von welchen erst später ein Näheres bekannt werden wird.

Durch Betheiligung der Erzbischöfe an den Kreuzzügen gewann die Stadt ebenfalls, denn nicht selten befanden sich die geistlichen Herren in Geldnoth, die alsdann zur Veräußerung von kostbaren Rechten und ergiebigen Grundstücken führte. So erstand die Bürgerschaft von Erzbischof Siegfried schon 1181 das seit fünf und siebenzig Jahren durch Holländer colonisirte Hollerland. Den Verkauf mußte das Domcapitel genehmigen. Für die Unterstützung Gerhard II. gegen die Stedinger trat derselbe sogar einige wichige Zollrechte ab, so z. B. die Hälfte des Einkommens vom Marktgelde, welches von da an fortdauerte, bis die Stadt es durch Uebung für sich allein erhob.

Noch größern Vortheil, als die Kreuzzüge gewährten, warf für Bremen die Colonisirung der Ostseeküste und der Handel nach den Colonien ab. Es war zuerst im Jahre 1158, als einige vermögende und dabei unternehmende Kaufleute es wagten, in die Ostsee zu segeln, um in Wisby, der weitberühmten Handelsstadt auf der schwedischen Insel Gothland, zu landen. Ein heftiger Sturm verschlug sie in die Düna, wo die Liefländer, in der Meinung, dänische Seeräuber zu erblicken, sie feindlich empfingen. Die Ankömmlinge leisteten zu Wasser und zu Lande tapfern Widerstand, brachten den Liefländern großen Verlust bei und nöthigten sie zu einem Waffenstillstande. Bald erkannten die Liefländer ihren Irrthum, knüpften mit den vermeintlichen Feinden einen höchst vortheilhaften Tauschhandel an und luden sie ein, oft und in größerer Gesellschaft wiederzukommen. Die bremer Kaufleute theilten Geschenke aus an Wein und Meth, nahmen friedlich Abschied und kehrten, froh über diese zufällige, für ihren Handel so wichtige Entdeckung, auf ihren, mit den Producten des Landes reichbeladenen Schiffen zu den Ihrigen zurück. Die nächste Fahrt brachte auch schon einen Geistlichen in jene, früher nicht gekannte Gegend, den frommer Bekehrungeifer dazu anspornte. Während die Kaufleute

---

das Ordenshaus aufzunehmen. Später, nach Aufhebung des Ordens, als die Stadt dessen Güter in ihren Mauern an sich kaufte, wurden die Gerechtsame des Schuhmacheramtes auf das Johanniskloster übertragen und als auch dies 1820 einging, erhielt das Amt eine Entschädigungssumme von 4500 Thalern, wovon die Zinsen unter vier verarmte Meister jährlich vertheilt werden sollten.

sechs Meilen weiter den Strom hinauffuhren und dem Handel nachgingen, predigte Meinhard, so hieß der eifrige Seelenhirt, das Evangelium. Auch errichtete er auf einer Insel in der Düna eine Hütte, um so lange darin zu wohnen, bis er der Landessprache kundig sei. Die Kaufleute erbaueten daneben einige hölzerne Häuser zu Waarenniederlagen, dann die Burg Yxkül und darnach das Schloß Dalen. Der Handel wurde besonders mit Wachs geführt, dessen Gebrauch die Einwohner nicht kannten. Das Christenthum machte bald ansehnliche Fortschritte. Meinhard wurde erster Bischof von Liefland. Zu Yxkül erhob sich eine Kirche und ein Kloster. Drei und zwanzig Jahre stand er seinem Amte treulich vor, da forderte ihn der Tod aus dem Kreise seines Wirkens. Die Liefländer verehrten ihn nachmals als einen Heiligen. Sein Nachfolger Balduin oder Barthold legte mit Hülfe der Bremer den Grund zu der Stadt Riga. Anfangs litt dieser Bau bedeutende Störung, woran vielleicht der Bischof Schuld war, denn er wollte, von Waffengewalt unterstützt, das Bekehrungswerk gar zu eifrig treiben. Als die Stadt endlich sicher stand, entwickelte sich bald ein lebhaftes Treiben auf ihren Gassen. Riga nahm das bremer Stadtwappen, den Schlüssel an. Auch die Stadt Reval in Esthland ist 1218 von Bremern gegründet.

Es ist eine betrübende Erscheinung in der Geschichte, daß da, wo das Christenthum, die Religion der Duldung und der Liebe, sich anpflanzte, blutige Kriege stets nachfolgten; so war es auch bei den Liefländern und Esthen der Fall. Weit entfernt, dazu in dem Wesen des Christenthums selbst den Grund finden zu wollen, lag es vielmehr zu allen Zeiten an der Thorheit und dem Unverstande seiner Bekenner und eifrigsten Förderer, die, von weltlichen Bestrebungen des Ehrgeizes und Eigennutzes, nicht selten der Herrschsucht, zu sehr durchdrungen waren. Auch an der Ostseeküste zeigte sich dies bald. Statt der Bekehrung durch Lehre, Beispiel und Ermahnung, wandte man häufig Gewalt und Drohungen an, bis endlich die Heiden sich ihrem Eifer widersetzten.

Als sie aber einmal in Aufruhr gebracht waren, da ließ sich ihr Zorn und ihre Rachewuth sobald nicht dämpfen. Der Papst schlug vor, gegen sie einen Ritterorden zu stiften, der unter dem Namen der Schwertbrüder, auch der Ritterschaft Christi, schnell entstand, später aber mit dem deutschen Orden, der sich auch früh in dortiger

Gegend ansiedelte, verschmolz. Der dritte Heermeister des Ordens war um die Mitte des 13ten Jahrhunderts Diedrich Gröning, ein Bremer. Unter den mit Schwertesgewalt bekehrten Völkern waren auch die Samländer, äußerst gutmüthige Leute, welche gegen die Weise anderer Heiden sogar Gestrandeten zu Hilfe eilten. Ihr hartgestrafter Fehler war, daß sie das Christenthum verschmähten und nach Art der alten Sachsen an Religion und Sitte der Väter hielten.

Sobald die Bürger ihre Verbindungen im Auslande erweiterten, Ehre, Ansehen und Reichthum erwarben, traten sie auch in ihrer Stadt immer mannhafter und würdiger auf. Ihre Schöppen, die seit Karl I. Zeit bestanden, hatten sich in Rathleute umgewandelt, zwölf an der Zahl, und bildeten eine selbständige Behörde, die zwar den Vogt an der Spitze hatte, diesen aber leicht überstimmen und nach selbsteigenem Ermessen handeln konnte. Die Rathmänner hatten das verbriefte Recht, gleich ritterbürtigen Leuten bewaffnet und in, mit Gold und Silber verbrämten, kostbaren, bunten Kleidern einherzugehen, auch kam zu Ende des zwölften Jahrhunderts der Name Consul *) auf, statt der frühern Benennung Burgensis und der Erste in ihrer Mitte nannte sich Proconsul, woraus später Bürgermeister wurde.

Mit dem steigenden Ansehen des Rathes mehrten sich indeß auch die Rechtsfragen zwischen Stadt und Erzbischof und hierin lag ein schwieriger Punkt, da auf beiden Seiten von verschiedenen Kaisern Urkunden vorlagen, wodurch Rechte und Freiheiten bestätigt wurden, die in der Praxis einander entgegen liefen. Was der eine Kaiser zu Gunsten der Bürger angeordnet, entschied der andere zu Gunsten der Geistlichen. Bei solcher Verwirrung suchte jeder Theil zu nehmen, was ihm irgend möglich war, und die Bürger überwachten die Handlungen ihres Erzbischofes mit wahrer Eifersucht. Auch kam eine immer genauere Scheidung zwischen erzbischöflichem und städtischem

*) Es ist erklärlich, daß der Erzbischof solche Titel der Rathleute anfangs nicht dulden wollte, sie auch um so weniger als Vertreter der Gemeinde ansehen mochte, da die Rechte des Vogtes und damit seine Rechte dadurch gefährdet wurden; allmälig gewöhnte man sich aber daran und zu Gerhard II. Zeit scheinen sie schon in guter Uebung gewesen zu sein.

Gute, jenes hieß Wedem, dieses Weichbild. Das Wedem umfaßte außer den Kirchen und den Wohnungen der Geistlichen an 200 Häuser in der Stadt. Das Wohnen in dem Wedem wurde von den Bürgern zuletzt beschränkt, wie sie auch verboten, daß Jemand im Weichbild, d. i. im Umfang des Stadtgebietes, Etwas an einen Geistlichen verkaufen sollte.

Der Bürgerstand ward sonach immer selbständiger, und wenn äußerlich der Erzbischof auch noch lange Zeit „der gnädige Herr" hieß, so ward im Grunde seine Macht immer mehr geschwächt und zurückgedrängt. Wo es sich thun ließ, handelten die Bürger dem Kaiser und Erzbischof besondere Gerechtsame ab. So mußte Gerhard II. in einem eigenen Briefe feste Bestimmungen über die Rechtspflege machen und es sich gefallen lassen, daß die Gemeinde die Hälfte der Strafgelder erhielt. So bestätigte 1252 der König Wilhelm, der dem großen Friedrich dem Zweiten gegenüber einige Zeit die traurige Rolle eines Gegenkaisers zu spielen wagte und vier Jahre später im Kampfgetümmel von den Westfriesen erschlagen wurde, alle Privilegien der Stadt, und endlich ging der Graf Johann von Oldenburg auf einen Vergleich ein, nach welchem bremer Bürger in der ganzen Grafschaft von Zoll und Geleitsgeld frei sein sollten, auch verpflichtete er sich, die Straße von Bremen bis zur See, so weit es gehe, frei zu halten. Von Hoya bis Bremen solle am Weserstrom kein Schloß erbaut und die in Trümmern liegende Burg zu Berne nicht wieder von Stein, wohl aber aus Holz aufgeführt werden. Natürlich mußten sich auch die Bremer zu Gegenleistungen verstehen und waren um so geneigter dazu, als die an der Unterweser wohnenden Rustringer zugleich ihre und des Grafen erklärte Feinde waren.

15. Innere Zustände und Verhältnisse.

Aus selbsteigener Kraft ist, wie uns der vorige Abschnitt im Besondern gezeigt hat, das Bürgerthum unser guten Stadt allmälig erstarkt, frei und mächtig geworden. Jedes Hinderniß, welches sich

ihm entgegenstellte, hat es mit unerschrockener Kühnheit angegriffen und, fiel auch die hemmende Schranke nicht auf den ersten Anlauf, es durch beharrliche Anstrengung überwältigt. Die widernatürliche Landeshoheit des Kirchenfürsten konnte nur für eine kurze Zeit bestehen, als es galt, den frechen Uebermuth und die, der Bürgerfreiheit gefährliche Anmaßung der kaiserlichen Vögte zu brechen, nachher aber mußte auch sie wieder gezügelt und in ihre natürlichen Grenzen zurückgedrängt werden. Nun erreichte zwar im dreizehnten Jahrhundert unter Gerhard II. die Macht des Erzbischofs ihren Höhepunkt, aber sie erhielt zugleich heftige Stöße und war gegen das Ende des Säculums entschieden im Sinken. Des ursprünglichen Verhältnisses zwischen Stadt und Reich sich stets klarer bewußt werdend, handelte der Rath, als unmittelbar unter des Kaisers Schutz stehende Behörde, immer unabhängiger von des Erzbischofs Gewalt. Seit der Theilnahme der Bremer an den Kreuzzügen den Rittern gleichgeachtet, schritten die Rathmänner in ritterlicher Kleidung stattlich einher, bewahrten die Rechte der Stadt und schickten sogar zu dem peinlichen Gerichte, das der Bischofsvogt hegte, ihre Beisitzer. Mit dem Gerichtswesen aber hatte es seine eigene Bewandtniß. — Man unterschied das Dinggericht, d. i. Gericht in bürgerlichen Angelegenheiten, das Echteding und das Güding.

Vor dem Echteding,*) welches so viel, als das echte, rechtmäßige Gericht bedeutete, wurden schwere Verbrechen, wie Diebstahl, Raub und Mord verhandelt. Es fand dreimal im Jahre Statt, nämlich den Montag in der sogenannten vollen Woche nach Ostern, den ersten Montag nach Michaelis und den ersten Montag nach Weihnachten. Alle Gerichtspflichtigen mußten vor demselben erscheinen. Zwei Rathleute saßen dem Vogt zur Seite und einer der umstehenden Bürger, gleichviel ob vornehm oder gering, mußte das Urtheil finden. Auch in Streit- und Rechtssachen, sowie bei Einklagung von Schulden, entschied das Echteding und ward deshalb alle sechs Wochen eine besondere Sitzung gehalten. Bemerkens-

*) Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde das Echteding unterm zweiten Rathhausbogen, von der Börse her, gehalten, da aber der Vogt als Gerichtsperson keine sonderliche Bedeutung mehr hatte, so wurde er nach und nach den Gassenjungen ein Gespötte, wenn er mit der Abbildung vom jüngsten Gerichte auf seinem erhöhten Platze saß.

werth ist, daß vor dem Vogte eine Abbildung vom jüngsten Gericht auf Holz gemalt, stand, wahrscheinlich um Kläger, Beklagten und Richter zugleich eine Mahnung und Warnung zu sein. —

Das Güding war das Blut- und Nothgericht. In jener Zeit herrschte nämlich noch die rohe Sitte der Blutrache. War Einer erschlagen worden, so traten dessen sämtliche Anverwandte nicht bloß wider den Thäter, sondern wider seine ganze Familie auf. Wo man Jemand aus der Sippschaft des Todtschlägers traf, da drang man auf ihn ein und verwundete oder tödtete ihn. Dies ging dann so lange hin und wieder, bis eine der verfeindeten Familien sich aufmachte und von danen zog, was in Bremen nicht selten geschah.

Die fortschreitende Bildung und das Eindringen eines milden Sinnes gegen solche barbarische Gewohnheiten aus der Heidenzeit führte bald zu bestimmten Gesetzen über die Blutrache. Man traf die Veranstaltung, daß die Angehörigen eines Erschlagenen den Todtschläger vor Gericht fordern konnten, welches denselben, sofern er nicht einzufangen war, friedelos legte, d. h. in den Bann that.

Das Güding war mit besondern Feierlichkeiten verknüpft, wie Alles, was man derzeit für heilig hielt oder ehrfurchterregend machen wollte. Leider arteten diese Feierlichkeiten am Ende in leere Förmlichkeiten aus, doch geht das mit vielen Dingen so, die Bedeutung sinkt in Vergessenheit und die Form, welche anfänglich einen tiefen Sinn barg, wird zur hohlen, verächtlichen Hülse.

Wenn der Vogt mit seinen Beisitzern das Güding pflegte, wurde die Leiche des Erschlagenen von den Verwandten an die Gerichtsstätte geschafft, auch wohl von 8 Bürgern in Trauermänteln getragen, (der Sarg war schwarz eingehüllt,) und einer der letztern mußte das Zeter- oder Rachegeschrei erheben, so heischte es alte Sachsensitte. Später that das der anwesende Rathsdiener, indem er seinen Degen zog, dreimal auf den Sargdeckel schlug und eben so oft das Wort „Jodute“ *) rief.

*) Ueber die Bedeutung dieses Rufes und seines Ursprungs herrschen verschiedene Meinungen, gewiß ist, daß es ein Racheruf war, welcher Mitleiden erwecken sollte. Vielleicht lag die Bedeutung darin „hilf Gott!“ und stammte derselbe aus grauer Vorzeit. Die alten heidnischen Sachsen hatten einen Gott der Rache, den sie Jodute nannten, dessen Abbild auf einem Hügel zu stehen pflegte, welcher den Namen Jodutenberg trug.

Nach dem Zetergeschrei begann die Verhandlung unter vielen Ceremonien. Jedes Urtheil mußte von einem Umstehenden, in der Regel jedoch von einem Blutsverwandten des Erschlagenen, gefunden werden. Man belegte aber den Angeklagten nicht bloß mit der Acht, sondern bestimmte auch, in welcher Weise er verfolgt werden sollte. Die Beisitzer des Gerichts besichtigten die Wunden des Getödteten, hießen derhalben auch die Blutherren und schworen, daß sie dieselben, wenn es noth thäte, so bezeugen wollten, wie sie von ihnen gesehen worden.

Das Entblößen des Schwertes, das Einstecken desselben in die Scheide und was sonst vorfiel, Alles hatte seine bestimmte Weise und mußte der Vogt zu Jedem insbesondere seine Erlaubniß geben. Am Schluß der Sitzung erbat sich der Rathsdiener denn auch noch die Erlaubniß, den Gerichtsgang rühmen zu dürfen, womit die Feierlichkeit ihr Ende erreichte.

Die vom Gericht verhängten Strafen waren hart, meist grausam, und weil die Blutrache häufig der Ausübung des wilden Faustrechtes entsprang, so suchte man durch Gesetze ihr gleichsam vorzubeugen, indem man sich bemühte, bei Streitigkeiten unter Bürgern durch strenge Maßregeln Versöhnung herbeizuführen. Wer einen Bürger bis auf einen gewissen Grad der Fährlichkeit verwundete, dem wurde die Hand abgehauen, ebenso, wenn ein Glied lahm geschlagen war. Waren Bürger im Zank, daß Feindschaft daraus entstehen konnte, so hatte jeder Rathmann, der darauf zukam, das Recht, bei 40 bremer Mark Strafe, Ruhe und Frieden zu gebieten. Hielt ein Streit längere Zeit an, so griff man zu verschärften Mitteln, den Frieden herzustellen. Man sperrte die Zänker ab, je nach Wahl in ihren eigenen oder in fremden Häusern. War binnen Monatsfrist kein Vertrag zu Stande gekommen, so legte man aus der Familie den Nächsten, der über 20 Jahre zählte, dazu und so fort, bis Ruhe da war. Auch gebot man zuweilen den Verwandten der Streitführenden, die Stadt bis zu jenem Zeitpunkt zu verlassen.

In Hinsicht auf Sitte im öffentlichen Leben und Bürgerfrieden sah es also damals in unserer Stadt, wie überhaupt in den meisten

---

Ein solcher Todutenberg war die Anhöhe, welche außer dem Doventhore in der Nähe der Kirche die Lohmühle trägt. Auf diesem Berge wurden Hexen verbrannt und Missethäter am Leben gestraft.

Städten jener Zeit, nicht besonders aus, ja, die Reichen trieben gegen einander so übermüthige Gewalt, daß man anfing, um wenigstens bei Nacht sicher zu sein, steinerne Kammern anzulegen. Hatte nun ein Bürger dem andern eine Ohrfeige gegeben, so ward das Haus des Thäters bis auf die steinerne Kammer niedergerissen und durfte dasselbe binnen Jahresfrist nicht wieder aufgebaut werden. Als nachmals die steinernen Häuser mehr aufkamen, stand auf einem solchen Vergehen Verbannung aus der Stadt bis zu einer bestimmten Zeit.

Trotz vielfältiger Unruhe im Innern und mancher Fehde gegen Außen, trotz häufigen Brandunglücks herrschte in der Stadt doch im Ganzen bedeutende Wohlhabenheit. Noch im Jahre 1256 war wieder die ganze Stadt abgebrannt, mit Ausnahme der Kirchen und festen Gebäude, über deren Zerstörung die Chroniken wenigstens keine Andeutung enthalten, und 3 Jahre zuvor war vieler Orten eine solche Theurung und Hungersnoth, daß z. B. in Liefland die Leute mitunter einander auffraßen und selbst Diebe aus dem Galgen nahmen, um sie zu verspeisen. Brandstifter verurtheilte man freilich zum Tode, doch hatte der Vogt oft zu wenig Macht, um überall ordnend und strafend eingreifen zu können, ja, es kam sogar mehrfach vor, daß man denselben beim Bischof verklagte und dieser dann einen andern bestellen mußte. Später erließ der Rath ein Gesetz, daß künftig nur steinerne Häuser aufgeführt werden sollten, damit große Brandschäden verhütet würden.

Die Wohlhabenheit der Stadt damals, wie jetzt und zu allen Zeiten, beruhte auf dem Handel, der deßhalb mit Recht der Lebensnerv Bremens genannt werden mag. Noch immer waren die Haupthandelsartikel Bier, fettes Vieh, Butter, Käse, Leder, Häute, Getreide, Mehl, Malz, Eisen, Holz, Hanf, Wachs, Talg, Pottasche und Pelzwerk. Zu diesen meistentheils rohen Naturerzeugnissen gesellten sich auch die Erzeugnisse städtischen Gewerbfleißes, namentlich der Weber, Strumpfwirker, Sattler, Schmiede u. s. w., dann kam noch hinzu die Ein- und Ausfuhr von Thran, Fischbein und Fischen, besonders der Häringe. Aus Frankreich, England und den Niederlanden bezog man durch Zwischenhandel feine Tücher, Seesalz, so wie Producte des Morgenlandes, Specereien, Elfenbein, selbst Gold und Silber. Alle Haupthandelsplätze an den Gestaden der Nord- und Ostsee und den benachbarten Küstenstrichen des atlantischen Oceans wurden von

bremer Kaufleuten besucht, besonders die Stadt Brügge, in den Niederlanden, Bergen in Norwegen, Wisby auf Gothland, London, Riga, Reval u. a. Ueberall suchte man vortheilhafte Verträge zu schließen, Bündnisse einzugehen, Vorrechte und Freiheiten zu erwerben. Vorzüglich bestanden zwischen Bremen und Norwegen, auch Dänemark, die freundschaftlichsten Verhältnisse. Bremer Bürger waren meist aller Orten willkommen und wegen ihres kühnen Unternehmungsgeistes und redlichen Sinnes geehrt und geachtet.

Nicht uninteressant wird es sein, hier zugleich zu erfahren, in welchem Einkaufspreise damals manche Artikel standen.

Für eine Tonne Tafelbier erhielt man eine große, fette Kuh. Die Haut ersetzte oftmals den Kaufpreis. Ein fettes, friesisches Lamm kostete sechs alte bremer Schwaren oder anderthalb Grote und für einen Pfennig bekam man zwei Dutzend Eier. Eine Hauptgegend für den wohlfeilen Kauf war die gröplinger Weide, damals der friesische Werder genannt.

Aus dem angedeuteten Wohlstande der Stadt erklärt sich denn auch zum großen Theil ihre eigene Erweiterung und das Vermögen, große Kirchen aufzubauen, obgleich der fromme Sinn der Väter auch viel dazu wirkte. Es war im dreizehnten Jahrhundert ein ganz neuer Stadttheil mit Kirche, das jetzige Stephanikirchspiel, angelegt und stark angebaut, ferner die Kirche zu St. Jacobi, welche nicht mehr vorhanden, die Ansgarii- und Martinikirche aufgeführt und der Pfarrsprengel zu unserer lieben Frauen, bis dahin der einzige der Stadt, hatte in drei Kirchspiele getheilt werden müssen, wozu der Erzbischof jedoch erst die Genehmigung des Papstes einholte. Zwischen dem Doven- und Ansgariithore, wo es jetzt von einer später dort vorhandenen Windmühle, der Kaufmannsmühlenkamp heißt, lag eine kleine Kirche, die Kaufmannskirche oder die Kapelle des nackten Johannes, von einem steinernen Johannisbilde, das den Täufer in seiner ärmlichen Kleidung darstellte, so benannt. Nach dieser Kapelle, in deren Nähe auch die alte Michaeliskirche lag, wallfahrteten die Schiffer, wenn sie zur See gehen wollten, genossen dort das heil. Abendmahl und legten Gelübde ab. Kamen sie glücklich heim, so gingen sie wieder hin, bevor sie die Stadt betraten und dankten Gott für die glückliche Fahrt. Anno 1524 ward diese Kaufmannskirche abgebrochen, weil

feste Gebäude in der Nähe der Stadt für den Fall nicht rathsam schienen, daß ein Feind dieselbe belagerte.

Ebenso war um jene Zeit ein Rathhaus vorhanden, welches am Kirchhofe zu U. L. Frauen stand und sich von der Queren- nach der Obernstraße erstreckte. Wann dies erbaut worden, ist unbekannt. Der alte Name war Versammlungshaus (domus thealralis), dann Gemeindehaus und endlich Rathhaus (domus consularis). Die Größe des Gebäudes war wohl nicht von Anfang an dieselbe. Zuletzt hatte es eine Länge von 226 Fuß und 60 Fuß Breite. An der Querenstraße, dem damals offenen Platz des Catharinenklosters gegenüber, führte eine Treppe hinauf, auch war es höchst wahrscheinlich von Bogengängen umschlossen, unter welchen besonders Tuchhändler und Schuhmacher, auch andere Gewerbe, ihre Verkaufsplätze, Buden, hatten. Solche Buden, auch Fleischhallen, gab es an allen öffentlichen Gebäuden, sogar an der Stadtmauer und kam einmal der Fall vor, daß ein Bürger an der Mauer beim Wegesende eigenmächtig einen Schwibbogen anlegte, um seinen Verkaufsstand dort zu haben, wofür ihm eine jährliche Zinszahlung von 20 Groten für den angemaßten Raum zuerkannt wurde. Vierundzwanzig bis 48 Grote war der gewöhnliche jährliche Miethzins für eine Bude, was nun allerdings nicht so billig war, wenn man bedenkt, daß Alles im Werthe niedriger stand. Empfing doch der Stadtsyndicus dermalen nur 20 br. Mark Salair. Vor dem Rathhaus befand sich wahrscheinlich eine Statue, Karl den Großen vorstellend, und auf dem Platze, der jetzt die Börse trägt, eine Lindenallee, unter der die Kaufleute muthmaßlich schon ihre tägliche Zusammenkunft hielten. — Das alte Rathhaus kam lange nach Erbauung des neuen, erst am Ende des 16. Jahrhunderts zum Abbruch.

Am Marktplatze, der, beiläufig bemerkt, mit einer Mauer umgeben und mit Buden versehen war, stand der anfänglich hölzerne Roland. *)

Die Rolandsäule ist ein Sinnbild der höchsten Staatsgewalt, ursprünglich der Marktgerechtigkeit, des Marktfriedens und der damit

*) Daß mit dem Fall der Rolandsäule Bremen seine Selbständigkeit verliere, ist ein alter Volksglaube, der jedoch ebenso grundlos ist, wie die Meinung, daß im Rathskeller ein Ersatzmann liege.

verbundenen höchsten Gerichtsbarkeit. Solche Standbilder hatten im Mittelalter viele norddeutsche Städte aufzuweisen. Kaiser Otto II. hat sie wahrscheinlich eingeführt und da jedes Ding einen Namen haben muß, so nannte man den steinernen Riesen Roland, zum Andenken an den kühnen und starken, in Liedern und Volkssagen hochgepriesenen, unehelichen Sohn Karl des Großen, der jenen Namen trug.*)

Zur Vervollständigung des Bildes, welches das dreizehnte Jahrhundert in seinen Zuständen und Verhältnissen uns liefert, muß noch der Mönche, die sich damals schon eingenistet und der Klöster, welche sie erbaut und bewohnt haben, gedacht werden.

Das erste und schönste Kloster, das um jene Zeit vorhanden, war das der Benedictiner auf dem Paulsberge außer dem Osterthore, dessen Gründung ins zwölfte Jahrhundert fällt; es hieß das Paulskloster und war von Bischof und Stadt zur Sühne wegen Blutschuld erbaut.

In der schon seit des Erzbischofs Adalberts Zeit vorhandenen Paulskapelle hielt sich der Graf Trutbert von Stotel auf, der letzte Sproß eines uralten, berühmten Grafengeschlechts, in der Absicht, da ein Kloster zu stiften. Sein Bruder, der regierende Graf Ulrich, starb, und seine Güter waren der Kirche zu Bremen vermacht. Als dies jener Trutbert vernahm, und er in der ganzen Sache Pfaffenlist und Betrug erblickte, verließ er seine Siedelei, ergriff das Schwert und fügte den erzürnten Bremern besonders auf der Weser großen Schaden zu. Nach einigen Kämpfen fiel er seinen Feinden als Gefangener in die Hände und diese enthaupteten ihn auf dem Paulsberge. Jetzt erhoben sich die Seitenverwandten des Hauses Stotel und kündigten der Stadt Fehde an. Dies machte einen solchen Eindruck, daß ein Vertrag geschlossen wurde, welcher die Gründung des Klosters zur Folge hatte. Die Güter des Enthaupteten fielen an die Verwandten, die das Kloster begabten, wofür ihnen das Gebet der Mönche für ewige Zeiten zugesichert wurde.

Nach den Benedictinern fanden sich die Franziskaner, nach ihrer Kleidung auch die grauen Mönche genannt, in unserer Stadt ein.

---

*) In alter Zeit war unser Roland mit bunten Farben angemalt und sah man auf seiner linken Seite einen Löwen und einen Hund um einen Knochen streiten, mit der Umschrift: „Eenen jeden dat syne!“

Am Fuß der Höhe, auf welcher der Dom mit seinen zahlreichen und weitläufigen Nebengebäuden sich erhob, wies man ihnen, nach der Weser zu, einen großen Platz an zur Erbauung eines Klosters und einer Kirche. Sie bettelten bald Häuser und Grundstücke dazu und sahen sich in den Stand gesetzt, das frühere Johanniskloster zu erbauen, dem sich eine Kirche anschloß, die noch vorhandene Johanniskirche, welche wegen ihres echtgothischen Baustils das schönste kirchliche Gebäude Bremens genannt werden muß. Das Kloster *) bildete ein Viereck, welches drei Flügel hatte, und war bei 136 Fuß Länge, 60 Fuß breit.

Zu diesen Franziskanern gesellten sich bald die Dominikaner, auch die schwarzen Mönche genannt. Diese noch fanatischern Diener der Finsterniß bettelten ebenfalls, mußten jedoch nach ausdrücklicher Verordnung des Stifters ihres Ordens auch predigen. Ein reicher Bürger, Rembrandt, schenkte ihnen einen Platz an der Sögestraße, ihr Kloster darauf zu bauen, welches nach sieben Jahren vollendet wurde und zu St. Catharinen hieß. Diese schwarzen Mönche wurden die rechten Spürhunde des Papstes auf Ungläubige, waren es doch zwei aus ihrer Mitte, die in Bremen und außerhalb desselben mit unglaublichem Eifer und großem Erfolge gegen die heldenhaften, wackern Stedinger das Kreuz predigten.

Beide Mönchsorden waren vom Rath verpflichtet worden, auch während des Interdicts bei offenen Kirchthüren Gottesdienst zu halten. Sie bettelten sich bald sehr reich und sollen vorzüglich die grauen Mönche die kostbarsten, sogar mit Edelsteinen geschmückte Kirchengeräthe besessen haben. Sie befaßten sich viel mit dem Ablaßhandel. Von den Klöstern gingen nach verschiedenen Richtungen, meist auf weite Strecken, unterirdische Gänge aus, die jetzt wohl ganz weggeräumt sind, und die Sage wußte von vielen Schandthaten und Verbrechen zu erzählen, welche, namentlich von den schwarzen Mönchen, in denselben verübt sein sollen.

Die Mönche wurden der Stadt bald eine Plage, denn sie fielen nicht allein mit ihrer Bettelei manchem Bürger zur Last, sondern verweigerten in einzelnen Fällen, auf päpstliche Freibriefe sich berufend,

---

*) Im Jahre 1835 wurde es abgebrochen und auf seinem Platze die hohe Straße angelegt.

sogar der Obrigkeit den Gehorsam, daher man anfing, ihr Wesen zu beschränken. So hieß es in einem besondern Gesetze, daß ein belehnter und geweihter Priester mit andern gleich nahen Verwandten nicht erben solle, er sei denn einziger Erbe. Einen Geistlichen solle Niemand zum Vormund setzen. Wer mit seinen Kindern abgetheilt, könne sein übriges Vermögen geben, wem er wolle, nur keinem Geistlichen. Nur in wenigen Fällen durfte ein Geistlicher vor Gericht zeugen, und jedesmal mußte der Bischof es vorher erlauben, damit kein falscher Eid geleistet wurde.

Wenn derlei Bestimmungen auf das Leben und Treiben der Geistlichen ein ungünstiges Licht werfen, so zeugen sie zugleich von gesundem Sinne unserer Vorfahren, die Rechtschaffenheit und gute Sitte zu wahren suchten.

Neben den heiligen Faulthieren, den Mönchen, gab es in Bremen auch schwarze Nonnen, eigentlich Beguinen, von besondern Hauben, die sie trugen, so benannt, anderwärts hießen sie Seelweiber. Sie kamen im elften Jahrhunderte auf, lebten nach Ordensregeln, ohne jedoch sich auf Lebenszeit zu binden, unterzogen sich der Krankenpflege und sprachen Sterbenden Trost ein, im Fall kein Priester da war. Anfangs wohnten sie der Nicolaikirche gegenüber, da, wo jetzt das reformirte Waisenhaus liegt, kamen aber dann nach dem Schüsselkorb, wo noch das jetzige Catharinenstift von ihnen herstammt, und wurden zu besserer Obhut und Pflege jungfräulicher Zucht und Sittsamkeit bei den schwarzen Mönchen eingepfarrt. Im dreizehnten Jahrhundert standen sie ihres unanständigen Betragens wegen in sehr üblem Ruf, auch sagte man ihnen nach, daß sie an die Lehren der alleinseligmachenden Kirche keinen festen und innigen Glauben hätten. Wahrscheinlich traten zuletzt nur bejahrte Jungfern in ihren Orden, so daß denn bis zu unsern Tagen für unliebsame Frauenzimmer der Spitzname in Uebung blieb: „ole Beginne.“

16. Bremen im Hansabunde.

Noch einmal muß ich euch im Gedankenfluge rückwärts führen in das an spannenden Ereignissen so reichhaltige dreizehnte Jahrhundert. Es ist das Auftreten der Hansa, jenes ruhmgekrönten Bündnisses norddeutscher Handelsstädte, welches unsre Aufmerksamkeit fesselt. Es war eine Erscheinung, die aus einem tiefen Bedürfniß der Zeit nach Ordnung und Gesetzmäßigkeit hervorging, eine kostbare Frucht der freien, selbständigen Entwickelung des bürgerlichen Gemeinwesens. Ohne bestimmten Plan, ohne schriftlichen Vertrag vereinten sich anfänglich mehrere niederdeutsche und wendische Städte zu wechselseitigem Schutz und Beistand in Handelsunternehmungen. Wann und wie das geschehen, ist nicht mit Genauigkeit anzugeben. Es galt das gemeinsame Wirken vorzugsweise der Vertilgung von Seeräubern, der Beseitigung von allerhand Uebelständen, wodurch rohe Gewalt dem Handel und der Schifffahrt einen Hemmschuh anlegte. Es war in jener traurigen Zeit, als Deutschland des schützenden Armes eines kräftigen Reichsoberhauptes entbehrte, als Recht nnd Gesetz gesunken, als das Faustrecht in üppigster Blüthe stand, als blutige Fehden die Mächtigen zu Räubern an gemeinem Gut, zu Schändern deutscher Treu' und Redlichkeit, zu Brandstiftern und Plünderern erniedrigte. Damals, als Alles Recht auf Anmaßung, frecher Willkür und der Stärke des Armes beruhte, mochte es für die, im ungestörten Besitz ihrer Habe, im wackern Emporblühen des Handels, der Gewerbe und jeder nützlichen Betriebsamkeit, im freien, ungehinderten Verkehr vielfach beunruhigten Städte wol noth thun, sich selbst Hülfe zu verschaffen. Da suchte vereinte Kraft zu wirken. Da entwand sich dem Schooße der Zeit das stolze Bündniß der Hansa, dem später selbst Könige ehrfurchtsvoll ihre Häupter neigten. Und wahrlich! im herrlichen Aufschwung mußte das Bürgerwesen begriffen sein, wenn Fürsten den Wohlstand der gewerbfleißigen Städter beneideten, wenn Schottlands Könige sogar den Wunsch äußerten, sie möchten nur so leben können, wie mittelmäßige Bürger Nürnbergs. Von jenem altehrwürdigen Bündniß besteht ein Rest noch in unsern Tagen fort, noch führen die Seestädte Hamburg, Lübeck, Bremen den Namen

Hansestädte und machen durch fröhliches Gedeihen dem alten Bunde alle Ehre. Die Bewohner dieser Städte heißen noch Hanseaten, wiewol die letzte Benennung merkwürdiger Weise allein von dem Militär getragen zu werden scheint, welches der gewöhnliche Mann nicht selten im gemüthlichen Tone „use Hanseaten“ betitulirt.

In kaum geringeres Dunkel, wie die Entstehung, hüllt sich der Ursprung des Namens der Hansa. Es kann darüber bemerkt werden, daß mit diesem veralteten Worte bei dem deutschen Volksstamme der Gothen jeder durch Ansehen und Reichthum sich auszeichnende Mann benannt wurde, indem man von Hans, Hansen (Anses) sprach. Gilt doch noch jetzt bei uns die Redensart „grote Hänse“ für reiche Leute. Hans, welches nicht von Johann herkommt, bedeutete auch ein Geselle, College, daher Hansa, Hanse oder Hense so viel, als Gesellschaft. Außer diesen Bedeutungen hatte das Wort Hansa in alter Zeit noch andere, z. B. die einer Abgabe.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war der Hansabund schon zu größerm Ansehen und Einfluß gestiegen und erwarb im raschen Emporblühen bereits eine wichtige politische Bedeutung, auch traten ihm immer mehr Städte bei, Bremen jedoch mit Bestimmtheit erst 1280, nachdem es längere Zeit um Aufnahme nachgesucht, und diese aus unbekannten Gründen ihm vorenthalten war. Gegen das Ende jenes Jahrhunderts zählte der Bund vom Niederrhein bis Preußen und Liefland schon 61 Städte, wovon mehrere aber nur zugewandte, das ist nicht direct dem Bunde angehörende, sondern in gewissen freundschaftlichen Beziehungen stehende waren; auf dem Gipfel seiner Macht soll er 85 Städte vereiniget haben. Er theilte sich anfangs in mehrere Districte mit den Hauptorten, Lübeck, Danzig, Cöln, Magdeburg und Braunschweig, die vornehmste Stadt war aber Lübeck.

Zur Zeit der Blüthe des Bundes zählte Lübeck nahe an 100,000 Einwohner, hier war das Archiv, die Canzlei, die Bundescasse, von hier segelte die gefürchtete Bundesflotte ab, die stets von einem lübecker Bürgermeister befehligt wurde. In Lübeck versammelten sich auch in der Regel die Abgeordneten des Bundes. Eine solche Versammlung hieß Tagfahrt und wurde nach dem Vermögen der damaligen Zeit mit großem Aufwande gehalten. Die Abgeordneten fuhren in Wagen mit vielen Pferden dahin, hatten ansehnliche Begleitung und darunter

auch einige Spielleute. Nächst Lübeck hatten Cöln und Bremen auf den Tagfahrten den Vorrang, weil es erzbischöfliche Städte waren. Die Ehre, dritte Stadt im Bunde zu sein, wurde von Hamburg vielfach beansprucht und führte zum Oeftern zu nicht unerheblichem Streit, wie auch einige Ostseestädte im Range nicht zurückstehen wollten, namentlich Danzig, weil innerhalb ihrer Mauern der deutsche Orden seine Hauptniederlassungen habe und derselbe mit der Hansa im Schutz- und Trutzbündniß stehe. Zu den Tagfahrten, die, beiläufig bemerkt, auch zu verschiedenen Malen in Bremen abgehalten wurden, schickten Könige und Herren ihre Gesandten, ja sie erschienen sogar persönlich, wie 1385 zu Lübeck außer andern Herzögen und Grafen auch die Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden eintrafen.

Auf den Tagfahrten berieth man alle gemeinsamen Angelegenheiten der Hansa, schloß mit fremden Mächten Verträge ab und entschied über Krieg und Frieden, auch entwarf man mancherlei Gesetze, die sich auf wechselseitige Verpflichtung der Bundesglieder, auf Sicherung von Handel und Schifffahrt bezogen, so daß daraus im Laufe der Zeit ein gemeines, d. h. allgemein als gültig anerkanntes Schiffer- oder Seerecht entstand.

Sehr bezeichnend für den Geist, der im Hansabunde wie damals im bürgerlichen Gemeinwesen überhaupt herrschte, war unter andern die Bestimmung, daß jedem Geistlichen, der einen Genossen der Hansa vor einem geistlichen Gericht belangen würde, der Aufenthalt in einer Hansestadt untersagt sei.

Im Fall ein feindlicher Angriff auf eine Bundesstadt erfolgte, sollten andere Städte des Bundes, und zwar die nächstgelegenen zuerst, zum Beistande herbeieilen; ohne Genehmigung des Bundes war es aber auch keiner Hansestadt gestattet, mit dem Feinde in Friedensunterhandlungen zu treten. Gab ein Bürger einer Hansestadt während eines Bundeskrieges sein Bürgerrecht auf, so durfte ihn keine Bundesstadt wieder aufnehmen.

Alle Gesetze des Bundes zielten auf Sicherheit des Eigenthums, und des freien Erwerbs, vor Allem auch auf Einheit des Ganzen; jegliche Uebertretung derselben wurde streng geahndet. Gewöhnlich wurde durch Geldbußen gestraft, die höchste Strafe jedoch, welche in dem großen Bann, dem sogenannten Verhansen bestand, konnte nur der gesammte Bund ertheilen und traf ganze Städte oder einzelne

Bürger derselben. Dieser große Bann hatte den Verlust aller Rechte und Privilegien des Bundes zur Folge. Die Güter der Verhanseten wurden mit Beschlag belegt, und aller Handelsverkehr mit ihnen aufgehoben; auch machte der Bund von einer solchen Strafe, so oft sie verhängt, den fremden Mächten Anzeige, damit den erstern alle Freiheiten und Vorrechte auf auswärtigen Märkten ebenfalls entzogen ward. Nur große Geldopfer, milde Stiftungen, demüthige Unterwerfung, Kirchenbuße und Fürsprache mächtiger Regenten vermochten den Bann aufzuheben. Leidlicher, nur für gewisse Zeit gültig, durch geringere Opfer lösbar, war der kleine Bann. Unser Bremen hatte viermal das Schicksal, mit dem großen Banne belegt zu werden, was im Einzelnen am gehörigen Orte Erwähnung finden wird.

Eine Hauptstütze hatte die Macht des Bundes in den Factoreien, die für die damalige Zeit überaus großartig waren. In Bergen war eine Niederlassung der Hansa auf 22 Höfen, wovon jeder einen eigenen Namen z. B. „Bremer Hof" ꝛc. führte. Auf diesen Höfen herrschte eine Mischung klösterlicher Zucht und militärischer Disciplin, verbunden mit dem eigenen Geschmack des damaligen Zunftwesens durch das Ganze. Alles stand unter der Direction eines Einzelnen, der mit 16 — 18 Oldermännern den Kaufmannsrath bildete. An 3000 Menschen, sämtlich unverheirathet, zählte die bergische Factorei zur Zeit der Blüthe. Wer hier ein Ziel seines Strebens erreichen wollte, mußte als Stubenjunge von unten auf dienen, konnte alsdann Geselle, Vorsteher eines Hofes und im glücklichsten Falle Older- oder Aeltermann werden. In Bremen gab es lange Zeit auf die Fahrt nach Bergen besonders berechtigte Kaufleute, Bergerfahrer genannt, die ein eigenes Wappen führten, nämlich die Hälfte eines schwarzen Doppeladlers links im gelben, und einen Fisch ohne Kopf (wahrscheinlich einen Stockfisch), mit einer goldenen Krone darüber, rechts im rothen Felde. In ähnlicher Art, wie die berger Factorei, gründete die Hansa den Stahlhof in London, ferner ein großes Gebäude in Brügge, und sogar eine Niederlassung in Nowgorod in Rußland; auch das sogenannte hanseatische Haus in Antwerpen stammt aus der Blüthezeit der Hansa.

Das Ziel der Hansa war uneingeschränkte Herrschaft über das Meer, der Alleinbesitz des Welthandels, und in der That hat sie dieses Ziel eine zeitlang glücklich erreicht und festgehalten. Sie war das

Großbritannien ihrer Zeit, die stolze Königin der Meere, die mit ihrer gefürchteten Flotte Reiche eroberte und ihrem Vortheile hartnäckig in den Weg tretende Herrscher demüthigte. Dänemark wurde von ihr erobert, Schwedens Thron mit einem Könige versehen, Frankreichs König gezwungen, den Engländern allen Handel an den Küsten seines Landes zu untersagen, und das Protectorat, welches ein deutscher Kaiser (Carl IV.) über den Bund begehrte, entschieden abgelehnt.

Doch alles Große und Herrliche auf Erden erreicht sein Ende! Werden, Blühen und Vergehen heißen die drei Perioden, welche jedes Dasein ausfüllen, welche sich in der Natur, wie im Menschenleben offenbaren. Wir fassen sie in der Idee der Vergänglichkeit alles Irdischen als nothwendige Aufeinanderfolge und erkennen in ihnen ein ewiges, umwandelbares Gesetz. Wenn der Geist, der das Leben der Völker durchdringt und zur höhern Einheit verklärt, sich ändert, indem neue Bahnen des Fortschrittes sich ihm eröffnen, die andere Bedingungen an sein Gedeihen knüpfen, dann veraltet die Form, in welcher er zur Erscheinung gekommen, und gänzliche Vernichtung ist ihr unvermeidliches Loos, sobald die letzte Spur des beseelenden Gedankens entwichen ist. Jede menschliche Einrichtung erweist sich als unpassend und zerfällt, sobald die Zeit in fortschreitender Entwicklung Neues geschaffen, und dies, mit größerer Kraft und Fülle begabt, an die Stelle des Alten setzt. Nicht an eine Form läßt sich das ewig rege Leben fesseln, Mannigfaltigkeit ist sein höchster Schmuck, und steter Wechsel das Motto, welches ihm auf die Stirn gedrückt ist. Auch der einst so mächtige Hansabund sank von schimmernder Höhe allmälig in die Tiefe des Verfalls. Zur nachhaltigen Abwehr gegen ein Uebel der Jahrhunderte, in denen Rohheit und Kraft mit Kriegs- und Raublust sich vereinte, in's Dasein gerufen, mußte ein anderes Uebel in seinem Schooße aufkeimen, um endlich sein Verderben, und den gewissen Untergang herbeizuführen.

Eigennutz und Gewinnsucht streute den Samen der Zwietracht unter die Glieder des Bundes, schwellender Reichthum verleitete zu Uebermuth und Tyrannei. Uneinigkeit und Hoffahrt, verbunden mit Neid und Mißgunst, sind aber für menschliche Einrichtungen immer die untrüglichsten Vorboten des nahen Sturzes gewesen.

Zu den innern Zerrüttungen des Hansabundes kamen äußere Ursachen, welche seine Auflösung beschleunigten. Insbesondere ist

hierher zu rechnen die wachsende Macht und Eifersucht der Spanier und Portugiesen, welche durch die Entdeckung von Amerika schnell an Reichthum und Ansehen gewannen, und der erwachende Unternehmungsgeist unter Holländern und Briten. Auch die Reformation, die nachmals in diese und jene Stadt des Bundes Eingang fand, führte neue Zerwürfnisse herbei, da der gewinnreiche Handel mit Fischen, der eingehenden Fasten wegen, geschmälert und hie und da ganz aufgehoben wurde.

Die Ursachen zu allerhand Streitigkeiten mehrten sich dergestalt, daß die meisten Städte seit 1630 sich vom Bunde trennten und Lübeck 1669 die letzte Tagfahrt innerhalb seiner Mauern sah. Hamburg, Lübeck und Bremen schlossen aber am letzten Bundestage ein neues Schutz- und Trutzbündniß, das, auf dem Grunde des vormaligen erbaut, jedoch bis jetzt dessen geschichtliche Bedeutung nicht erlangt hat. Seitdem die hanseatische Kriegsflotte von den nordischen Gewässern verschwand, spielten Dänen, Holländer und Briten nach einander ihre Rolle, und gegenwärtig ist die Flotte der letztern die Beherrscherin aller Meere. Wenngleich der Handel der beiden Städte Hamburg nnd Bremen in neuerer Zeit einen herrlichen Aufschwung genommen, so sind sie, im Vereine mit dem, seit der Auflösung des Bundes im Handel tief gesunkenen Lübeck, doch nur Trümmer der Macht und Herrlichkeit der alten Hansa, deren Geschichte als abgeschlossen zu betrachten ist. Hamburg und Bremen sind durch die glückliche Lage in der Nähe des Weltmeeres vor dem Verfall gesichert und zum Range deutscher Handesgroßmächte emporgehoben worden. Dabei bleibt indeß nicht zu verkennen, daß eine weise Regierung, so wie der unternehmungslustige, speculative Geist der Kaufmannschaft treu dazu geholfen hat. Daher nannte einst ein berühmter englischer Staatsmann die kleinen norddeutschen Republiken Schulen der Grundsätze des Handels, zugleich legte er ihnen das hohe Verdienst bei, daß Europa seine innere und äußere Gesittung denselben in einer Zeit zu verdanken hatte, als das Lehnssystem vorherrschte und dergleichen Grundsätze keine Geltung fanden.

---

17. Sieg des Bürgerthums über die erzbischöfliche Macht.

Es ist von hoher Wichtigkeit, im Verlauf der Geschichte unserer Vaterstadt zu zeigen, wie das Bürgerwesen in früheren Jahrhunderten beschaffen war, wie seine Verhältnisse sich nach und nach entwickelten, wie es zur Selbständigkeit emporstrebte und allmälig darin erstarkte. Unter allen Hindernissen, welche es zu bewältigen hatte, war die Macht des Erzbischofs dasjenige, welches seinem Ringen und Kämpfen am hartnäckigsten widerstand. Mancher nachhaltige Versuch wurde gemacht, der Hand der geistlichen Herrn das weltliche Scepter zu entwinden, ihnen dieses oder jenes kostbare Recht streitig zu machen, bis dem klugen Sinne, der unermüdeten Ausdauer und strengen Beharrlichkeit der Bürger der Sieg gelang.

Der Bürgerstand hatte sich im Laufe der Zeit ansehnlich erweitert. Es waren nicht mehr die ursprünglich Freien, die Begüterten und Adligen allein, welche zu ihm zählten, sondern auch ehrbare Handwerker. Das traurige Verhältniß der Hörigkeit der Letztern hatte allmälig weichen müssen, seitdem sie durch rührigen Fleiß und vernünftige Sparsamkeit wohlhabender geworden. Sie traten jetzt in mächtigen Verbrüderungen auf, die unter dem Namen Zünfte *) vom Rathe ihre wohlausgefertigten, verbrieften Rechte empfingen.

Zuerst erhielten die Gewand-, auch Wandschneider (Tuchhändler) ihr Privilegium, darnach, wie sich aus den, darüber vorhandenen, alten Nachrichten zu ergeben scheint, zunächst die Schuhmacher und Lohgerber, die anfangs getrennt, dann aber in Folge vielfacher Streitigkeiten zu einer Zunft vereinigt waren.

Die Tuchhändler wurden in ihrem Privilegium schon als angesehene Leute in der Gemeinde bezeichnet, wozu der große Wohlstand

*) Der Name Zunft wird von „Zusammenkunft" hergeleitet. Jede Zunft hatte ein eigenes Versammlungshaus, wie auch ihren Heiligen oder Schutzpatron, so die Schuhmacher den heil. Crispinus, die Bäcker Adam und Eva. Die großen jährlichen Versammlungen, (man zählte deren drei) begannen mit Gottesdienst und endigten mit wildem Trinkgelage.

Einzelner, der bereits an Reichthum grenzte, die Veranlassung gab. Sie hießen Bürger und hatten Zutritt zu den Rathsstühlen. In der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts kommen ihrer zwei, Fromholt und Segebade, Wandtsnider, als erwählte Rathmänner vor. Freilich waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ein Steinmetz und zwei Kürschner auch schon Rathleute gewesen. Nach der Vorschrift des Rathes sollten die Tuchhändler in der Stadt wohnen, weil ihr Gewerbe kein unehrsames sei, während Handwerker und Hörige sonst nur zwischen den Mauern und Pfahlwerken hausen durften, daher auch wol Pfahlbürger genannt wurden.

Von den Wandschneidern unterschied man die Hosenschneider, welche für Bauern und andere geringe Leute aus einfarbigem Zeuge Beinkleider verfertigten, woran zugleich die Strümpfe saßen, da die Kunst, Strümpfe zu stricken oder zu wirken, noch unbekannt war. Die Hosenschneider, auch Scroderer *) genannt, von scrodern (zerschneiden) mußten von den Tuchhändlern ihre Zeuge nehmen und das Empfangene im Kleidungsstück nach dem Gewichte wieder abliefern. In ähnlicher Abhängigkeit von den Gewandschneidern befanden sich die Tuchbereiter oder Drahtscheerer, welche ihre Wandrahmen an geeigneten Plätzen, zuletzt außer dem Ansgariithor hatten; auch die vielen Färber in der Stadt arbeiteten für dieselben. Zuletzt verfertigte man hier jedoch nur grobe Tuche, Friese, indem die feinen ungefärbt aus England und Holland bezogen wurden.

Aelter, als die drei oben erwähnten Zünfte der Tuchhändler, Schuhmacher und Lohgerber ist wahrscheinlich das Fischeramt, dessen Gerechtsame einer frühen, unbekannten Zeit entsprangen. Fischer, Tuchhändler und Schuhmacher scheinen indeß auch an andern Orten Deutschlands die ersten Zünftigen gewesen zu sein und werden in den Chroniken verschiedener Städte als solche schon im Beginn des zwölften Jahrhunderts aufgeführt.

Wie Alles, was vormals in Brüderschaften und Zünften, Gilden **) oder Innungen sich aneinander schloß, als Hauptzweck die Einigung aufstellte, um durch sie, irgend einer feindlichen Macht und Gewalt

*) Das Wort „Scroderer" soll der Ursprung des Namens „Schröder" sein.

**) Gilde kommt von Gildeschap (Gesellschaft) her, wie z. B. ein Schützenverein hie und da noch wol Schützengilde genannt wird.

gegenüber, kräftig und stark zu sein, daneben aber ein höheres, sittliches Prinzip verfolgte *), so hatten auch die Handwerker bei ihren engern Verbindungen denselben zwiefachen Grund. Dies ergiebt sich klar und deutlich aus den Bestimmungen, die in alten Amtsrollen **) enthalten sind, wenn es z. B. heißt, daß zur Aufnahme in die Innung ein guter Leumund, d. i. ein unbescholtener, rechtschaffener Lebenswandel erforderlich sei, und wenn demjenigen sogar der Eintritt in den Verband nicht gestattet wurde, der seine ehrliche Herkunft nicht beweisen konnte, dessen Aeltern vielleicht ein verächtliches Gewerbe trieben, oder deren Name sonst mißachtet, dunkel und unbekannt war. Ebenso verlangte man von den Mitgliedern einer Zunft ein anständiges, gesittetes Betragen, bei Gastmählern Mäßigkeit im Essen und Trinken, bei der Morgensprache ***) durfte keine schimpfliche, noch weniger gemeine Rede vorfallen. Grobe Vergehen, wie z. B. Diebstahl und Betrug, machten sogar der Mitgliedschaft des Amtes verlustig. Wer eine Amtsvorschrift verletzte, mußte Strafe zahlen. Die Strafgelder nannte man Brüche, weil dadurch ein Bruch (Brechen) der Gesetze gesühnt werden sollte.

Offenbar wollten die Handwerker durch Hebung und Schirmung von Zucht und Sitte, da sie dem Stande der Hörigkeit sich zu ent-

---

*) Man denke nur an das Ritterthum, das Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen Frauen, sowie Schutz und Schirm aller Schwachen und unschuldig Bedrängten, als Haupttugenden aufstellte.

**) Die Documente und Urkunden jener Zeit wurden auf Pergamentstücke geschrieben, die man, der bequemeren Aufbewahrung wegen, aufrollte. Da die Berechtigung mehrerer Handwerksgenossen, eine Zunft oder ein Amt zu bilden, vom Rathe anerkannt werden mußte, so erhielten dieselben eine Schrift darüber (gleichfalls auf Pergament geschrieben), die man Amtsrolle nannte. An jeder Rolle hing an farbigen Seidenfäden das Stadtsiegel, nachmals aus Wachs geformt und in einer Kapsel eingeschlossen, um es vor Beschädigung zu bewahren.

***) Morgensprache nannte man die Versammlung der Genossen einer Zunft zur Vormittagsstunde, um Sachen des Gewerkes zu besprechen, auch einem das Meisterrecht zu ertheilen u. dgl. — Dies geschah anfänglich unter dem Vorsitz des Obermeisters (Altmeisters), später in Gegenwart eines Rathsherrn, welcher der Morgensprachsherr des Amtes hieß. Gegenwärtig sind sämtliche Gewerbesachen in die Hände eines Mitgliedes des Senats gelegt, der in der Eigenschaft der früheren Morgensprachsherren allen Aemtern vorsteht.

winden hatten, den freigebornen Bürgern, welche mit Geringschätzung auf sie herabsahen, sich mehr gleichstellen. Fürwahr, ein schönes Streben! Was adelt und hebt die Würde und den Werth des Menschen mehr, als Läuterung der Sitten, Reinheit des Herzens, Veredlung aller Geisteskräfte? Muß gegen solche Tugenden nicht jeder Vorzug des Standes und der Geburt in den Hintergrund sinken und alles Pochen auf den Werth eines ererbten Adels als albernes Vorurtheil erscheinen?

Als die Handwerker noch Hörige waren und hin und wieder schwerer Druck auf ihnen lastete, hatten sie auch mancherlei Obliegenheiten und Pflichten gegen den Erzbischof zu erfüllen. Dieser ordnete durch seinen Vogt die Meister an und verlangte dafür allerhand Dienstleistungen und Abgaben *). Wer sich gegen altes Herkommen auflehnte, namentlich in dem nicht seltenen Fall, daß ein Vogt mehr und Größeres forderte, als üblich war, hatte harte Strafen, körperliche Züchtigung, Gefängniß, Vertreibung aus seinem Hause, im schlimmsten Fall Landesverweisung zu fürchten. Dennoch wurden nach und nach die in Arbeitserzeugnissen zu liefernden Gefälle in Geld abgetragen, bis endlich die meisten Abgaben verjährten, aufhörten, und nur wenige als Reste aus früherer Zeit bei einzelnen Gewerben üblich blieben.

Die weltliche Macht des Erzbischofs war zur Zeit ihres Entstehens den Bürgern erwünscht und vortheilhaft, blieb daher auch so lange von ihrer Seite unangefochten, als man deren als eine Stütze bedurfte. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts war sie längst ein Gegenstand der Eifersucht, eine Last, die man von sich zu wälzen suchte. So wie die Abhängigkeit der Handwerker vom Erzbischof sich theilweise auflösete, was ganz geschah, nachdem ihnen der Rath 1273 besondere Rechte gegeben, wozu nachmals auch eigene Gerichte (Zunftgerichte) kamen, traten sie zu der Stadt in ein ganz anderes Verhältniß. Die Zunftmeister zählten zu der Bürgerschaft, die dadurch einen ansehnlichen Zuwachs erhielt. Das Streben des

*) Für die Sicherheit und Rechte beim öffentlichen Marktverkauf verlangte der Vogt von jedem Kleinbäcker 4 Wolfpfennige, von jedem fremden Krämer 4 Schillinge oder 4 Loth Pfeffer, von hölzernem Kramwerk 4 Stück vom Hundert.

Bürgerthums nach Unabhängigkeit von jeglicher äußern Gewalt, nach Befreiung von mancherlei Bevormundung und drückendem Zwange fand nun mehr Unterstützung und größern Nachdruck. In den Handwerkern zeigte sich bald ein unruhiger, kühn emporstrebender Geist, welchen nach der unumschränktesten Freiheit dürstete.

Freiheitsgefühl ist dem Menschen von Natur gegeben; wird er sich desselben einmal bewußt, so drängt und wogt es in ihm, bis die rasche, entscheidende That es zur äußern Erscheinung bringt. Und gewiß ist es ein schönes, edles und erhabenes Gefühl, frei zu sein, d. h. ungehindert im Empfinden, Denken, Wollen und Thun. Wer wollte nicht nach Freiheit im vollsten Sinne des Wortes streben; wer nicht gern bereit sein, große und schwere Opfer für sie darzubringen! Aber, wer sich vom Geiste der Freiheit durchdrungen fühlt, der vergesse nicht, daß dem Menschen auch Vernunft gegeben ward, jenen Drang zu zügeln, Freiheit mit Ordnung zu paaren; und daß nur der wahrhaft frei ist, der in den Regeln und Vorschriften des Lebens, wie Umstände und Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft sie gebieten, nicht hemmende Schranken, sondern nothwendige, heilsame Gesetze für die ungehinderte Entwicklung eines Jeden, des Einzelnen im Bunde des Ganzen, erkennt. Wie manchmal ist das Wort „Freiheit“ mißbraucht, wie oft als Losungswort da erklungen, wo die größte Unfreiheit und Tyrannei im Hintergrunde lauerte! Die Geschichte weist dem aufmerksamen Leser dazu eben so gut Beispiele auf, als sie auf der anderen Seite im Stande ist, die großartigsten, erhabensten Gemälde der Hingabe, Selbstverleugnung und Aufopferung im Dienste der wahren Freiheit aufzurollen. Doch kehrt jetzt mit mir zu den besonderen Ereignissen in Bremen zurück!

Heimlicher Groll hatte sich in den Herzen vieler, selbst angesehener Bürger gegen Giselbert *), dem milden, der Stadt freundlich gesinnten Erzbischof eingenistet, weßhalb, wird in den alten Chroniken nicht angegeben, dürfte daher wol schwer zu ermitteln sein, und Viele warteten auf eine Gelegenheit, ihn laut werden zu lassen. Vielleicht ging eine böse Stimmung von einzelnen Unzufriedenen aus, die im

---

*) Im Jahre 1273 folgte Giselbert, Freiherr von Brunkhorst, seinem Vetter Hildebold in der erzbischöflichen Würde; beide waren Verwandte der Grafen zu Oldenburg.

Genuß ihrer vollen Bürgerfreiheit durch irgend welche Rechte des Erzbischofs sich gestört fanden. Nun geschah es im dritten Jahre seiner Regierung, am Grünendonnerstage, den 12. April des Jahres 1273, daß einer seiner Dienstmannen einen Goldschmied auf der Straße angriff und tödtlich verwundete. Einzelne Bürger, die den Uebelthäter zu fangen suchten, verfolgten denselben mit Geschrei, nachdem er ihnen entsprungen und glücklich beim Palatio *) anlangte, um sich in demselben zu verbergen. Man suchte nachzudringen, wurde aber durch die Diener des Erzbischofs daran verhindert. Bald sammelte sich auf dem Domshofe ein wüthender Volkshaufe, mit Steinen, Knüppeln und anderen Gegenständen bewaffnet, wie ihn der Zufall einem Jeden in die Hand gab. Unter dem Rufe: „Der Tag der Freiheit ist gekommen!“ zog man gegen das Schloß, in der Absicht, es zu stürmen. Die Diener des Erzbischofs verbanden sich zur Wehr, die jedoch nur schwach sein konnte, weil ihre Anzahl gering war. Da eilte Giselbert, der während des Vorganges beschäftigt war, im Dome das heilige Oel zu weihen, herbei, versprach volle Genugthuung und bat, daß man sein Hausrecht nicht verletzen möge. Aber Vorstellungen und Bitten waren vergebens gesprochen, denn man überwältigte die treue Dienerschaar, drang gewaltsam ein, zertrümmerte Fenster, Thüren und Geräth und legte Feuer an. Bald schlug die glühende Lohe von der Zinne des Schlosses gen Himmel, bis die Besonneren unter den Bürgern den Flammen Einhalt thaten. Die Wohnung des Erzbischofs war in eine schauerliche Ruine verwandelt. Ein ganzes Jahrzehnt blieb sie ein trauriges Denkmal der Volkswuth und der rohen Zerstörungslust Derer, die ihren Zorn selbst am todten Stein zu kühlen suchten. — Schon nistete Nachtgefieder in ihrem Gemäuer, das zur Sommerzeit üppiges Unkraut überwucherte, da erfaßten beim großen Brande in der Stadt (1285) wiederum züngelnde Flammen das noch vorhandene Gebälk, da zerriß die Glut des Feuers die alten Mauerreste noch einmal, und als jetzt der Mensch des prasselnden Elementes Meister ward, lag die Ruine völlig in einen

*) Das Palatium, erzbischöflicher Palast, lag am Domshof, an der Stelle, wo jetzt das Stadthaus steht. Daneben lag die Maria-Magdalenen-Kapelle, in welcher der Erzbischof seinen Hausgottesdienst verrichtete. Eine hölzerne Gallerie, welche in hohem Bogen über die Straße führte, verband das Schloß mit der Domkirche.

Schutthaufen verwandelt. — Erzbischof Giselbert entwich noch am Tage des Aufruhrs aus der Stadt, die seine Güte mit Undank gelohnt, und ließ sich erst nach Jahren in Bremen wieder sehen. Er nahm an Bremern, die sich außerhalb der Stadt, im Erzstift, sehen ließen, lange Zeit Rache, indem er sie aufgriff und gefangen setzte.

In der Stadt entbrannte zwischen zwei Parteien, wovon die eine zum Erzbischof hielt, viel Hader, bei welchem es manchmal blutig herging. Auch die rustringer Friesen an der Unterweser, traten, wahrscheinlich aus Eigennutz, um einen gelegenen Vorwand zu Raub und Plünderung zu haben, für den Erzbischof auf, und nahmen eine Menge Schiffe mit Waaren beladen, die auf der Weser fuhren, in Besitz. Die Stiftsritterschaft, die aus altem, ererbtem Bürgerhaß ebenfalls dem Erzbischof treulich half, machte, von ihren zahlreichen Burgen und Schlössern aus, alle Wege um die Stadt unsicher. So brach nach jenem gewaltthätigen Vorgange für Bremen eine böse Zeit an. Kein Bürger konnte zuletzt ohne Gefahr seiner Freiheit und seines Lebens außerhalb der städtischen Ringmauern sich sehen lassen. Aller Verkehr stockte, große Theurung entstand, und absichtliche Brandstiftung, die zwischen den streitenden Parteien unter den Bürgern sehr häufig das feige Mittel zur Befriedigung der Rachewuth war, legte im Jahre 1285, den 15. Mai, wie vorhin schon erwähnt ist, die ganze Stadt bis auf die Mehrzahl der festen, massiv steinernen Gebäude *) in Asche; auch hatte man die Bremer vom Hansabunde ausgestoßen.

Da kam bittere Reue ob des Vorgefallenen in die Gemüther und trübte den sonst so gesunden Sinn unserer Vorfahren, daß sie alles Unglück der Zeit als eine Strafe des Himmels für das am Erzbischof verübte Unrecht ansahen. Eine solche Stimmung wurde natürlich von den Geistlichen zum eigenen Vortheil genährt. Die schwarzen Mönche ermahnten jetzt in salbungsvollen Reden, die das Bild der

*) Steinerne Häuser gab es zu der Zeit in der Stadt noch wenige. Die meisten Häuser waren einstöckig, aus Fachwerk aufgeführt und mit Stroh gedeckt. Sie glichen alten, niedrigen Bauernhäusern. Zweistöckige Häuser kamen zur Verschönerung der Stadt erst allmälig in Aufnahme, nachdem gesetzliche Bestimmungen dazu drängten. Mehrfach gab der Rath zur Aufführung massiv steinerner Gebäude Bausteine zum Geschenk, ebenso strafte er später mit Geldbußen, wenn an feuergefährlichen Orten nicht massiv gebaut worden war.

Hölle und des Fegefeuers für die Seelen der in ihrer Verstocktheit Dahingeschiedenen fürchterlich ausmalten, zur Buße, und in demüthigster Erniedrigung zogen endlich die Bewohner der Stadt, Männer und Frauen barfuß, Fähnlein, Kreuze und geweihete Kerzen in den Händen tragend, ihrem geistlichen Oberhirten entgegen. Einer der vornehmsten Anstifter des Aufruhrs, Reineke Bruskehaver, ward ergriffen, und nachdem man ihn, an Pferdeschwänzen gebunden, durch alle Straßen der Stadt geschleift, draußen, auf dem Steffensberge, gerädert. Andere Rädelsführer erhielten ähnliche, barbarische Strafen.

Erzbischof Giselbert muß in Wahrheit ein milder, versöhnlich gestimmter Herr gewesen sein, der empfangene Unbill zwar nachdrücklich rächte, darnach aber auch vergeben und vergessen konnte. Die Wohlthaten, welche er vor dem Zerwürfnisse mit den Bürgern der Stadt gespendet, erneuete er alsbald, wobei er sich nicht scheute, den eigenen Seckel anzugreifen und größere Summen, die zum Wiederaufbau des Zerstörten, zur Unterstützung Hülfsbedürftiger nöthig waren, demselben zu entnehmen. Auch im Erzstift ließ er viele kostspielige Bauten ausführen, wobei er kirchliche Anstalten in der Regel aus eigenem Vermögen begabte. Mit seinem großmüthigen, versöhnlichen Sinn ging aber weltliche Klugheit, planmäßige Berechnung Hand in Hand, und namentlich der letztern muß es zugeschrieben werden, wenn er im Jahre 1289 einen höchst wichtigen Schritt unternahm. Er erklärte, daß der Rath der Stadt Bremen in weltlichen Dingen volle Macht haben, dem Erzbischof hingegen in der Stadt nur das Kirchenregiment zustehen solle. Die Urkunde darüber ist wahrscheinlich unterschlagen worden, da spätere Erzbischöfe wieder volle Landeshoheit über die Stadt beanspruchten, wenngleich niemals erhielten. In einer alten Chronik*) ist jedoch ihr Hauptinhalt nebst Anfang und Ende auf uns gekommen.

Erzbischof Giselbert, durch üble Erfahrungen belehrt, erkannte, daß es heilsamer für ihn und seine Macht sei, die Bürger Bremens als Freunde und Helfer in der Noth auf seiner Seite, anstatt im Wechselfalle des Glückes, als Feinde wider sich zu haben. Wollte er im neuerbauten Schlosse am Domshofe künftig in Frieden wohnen, so mußte er nachsichtsvoll und gütig gegen die Bürger verfahren.

---

*) Die Chronik von Renner.

Als er starb, folgte ihm gerechte Anerkennung seiner Verdienste, und dankbare Bürger priesen noch lange nach seinem Tode seine Großmuth, Versöhnlichkeit und Milde.

---

18. Verbannung der ritterlichen Geschlechter.

Wir sind nun, den wichtigsten Ereignissen unserer bremischen Geschichte folgend, zur Schwelle des 14. Jahrhunderts gelangt und begrüßen auf derselben die junge Freiheit der Stadt von jeglicher Oberherrschaft, außer der, welche des Kaisers Recht und Gewalt erforderte, die jedoch von geringer Bedeutung war. Nach langem, beharrlichem Ringen ist endlich ein Umschwung der Dinge erfolgt, die Stadt vom Erzbischof Giselbert für unabhängig und frei erklärt. Dies bewährt sich nun in den nächstfolgenden Jahrhunderten im vollen Sinne des Wortes allerdings noch nicht, dessenungeachtet sind wir aber berechtigt, hier einen Merkstein in der Geschichte Bremens zu setzen, das Kirchenoberhaupt, welches von jetzt an stets geringere Bedeutung hat, zu übersehen, um uns mit der weiteren Entwicklung im bürgerlichen Gemeinwesen zu beschäftigen.

Das neue Jahrhundert führt uns in das Walten der freien, bürgerlichen Regierung, wenn wir lesen, daß das älteste bremische Stadtrecht im Jahre 1303 von Rath und Bürgerschaft beschrieben, und das sogenannte Stadtbuch daraus gemacht wurde. Zugleich leitet es uns auf ein neues Gebiet verschiedener Kämpfe und Parteiungen, welche im Bürgerleben selbst vor sich gingen.

Es begann der große Kampf zwischen Demokratie und Aristokratie, den selbst die Neuzeit noch nicht beendigt, welcher so lange dauern wird, bis alle Schichten der Gesellschaft sich zu einer Bildungsstufe erhoben haben, die zur unbedingten Theilnahme an einer vernünftigen Selbstregierung befähigt. Zunächst ist es der Uebermuth der adligen

Familien, die, wie bereits früher mitgetheilt ist, neben dem Urstamm freier, gleichberechtigter Staatsgenossen sich allmälig einbürgerten. Diese Geschlechter suchten die Herrschaft über die Stadt auf erlaubte und unerlaubte Weise an sich zu ziehen. Sie drängten sich in den Ausschuß der Sechszehn *), die, aus der Mitte der Bürgerschaft erkoren, als die Erleuchtetsten und Weisesten der Stadt, unter dem nachmals üblichen Namen der Wittheit mit zu Rathe gingen, ohne an der Regierung offenen Antheil zu haben. Sie suchten die Rathsstühle nur mit Männern aus ihrer Mitte zu besetzen, um darauf eine Herrschaft weniger, angesehener Familien, eine Oligarchie, zu gründen. Sie sahen mit Verachtung auf den Handwerker, der ja dem Stande der Hörigkeit und früheren Leibeigenschaft entsprossen war, und verübten rohe Gewalt und frechen Uebermuth, wo sie nur konnten. Mit langen Messern **), wird erzählt, liefen die Söhne jener Adeligen auf den Gassen umher, hieben und schlugen damit und verwundeten so unschuldige Personen, indem sie dieselben rücklings anfielen. Allerdings mochte manchmal von den Handwerkern eine gewisse Veranlassung zu Reibungen gegeben sein, da sich auch in ihnen ein kühner, eckiger Geist regte, seitdem sie in mächtigen Zunftverbrüderungen unabhängiger geworden, seitdem die Erzeugnisse ihres Fleißes als vielgesuchte Handelsgegenstände sie wohlhabend und reich gemacht. Auch unter ihnen war Mancher regiersüchtig und begierig nach Rang- und Ehrenstellen. Nie trägt bei Unruhen und Wirren im Staatsleben eine Partei ganz allein die Schuld, immer werden Uebergriffe auf beiden Seiten gemacht, freilich hier mehr, dort weniger, hier ist der Anfang, dort der Fortgang und das Ende.

Wenn einzelne, zahlreiche Familien dahin trachteten, die Rathsstühle mit ihren Gliedern größtentheils und, wo möglich, ganz zu besetzen, so war das gewissermaßen leicht, weil die Regel, daß ein

---

*) Bei Erwählung der Sechszehn nahm man weniger Rücksicht auf das Alter, als auf Befähigung und Tüchtigkeit, daher denn die Söhne aus vornehmen Häusern sich besonders darum bewarben, in jene Zahl der Vertreter der Bürgerschaft aufgenommen zu werden. Wer 24 Jahre zählte, konnte Zutritt erhalten.

**) Jene großen und breiten Messer, die man gewöhnlich bei sich trug und zum Stechen und Schlagen gebrauchte, hießen Genserich. Sie waren vorne spitz und hatten einen dicken Rücken.

bestimmter Grad der Blutsverwandtschaft unter den Rathsgliedern unstatthaft sei, noch nicht bestand. Vorzüglich waren es Genossen der Stiftsritterschaft, die sich hervordrängten und einen Stand mit besonderen Vorrechten, ein Patriziat, zu bilden suchten. Unter Anderem ging ihre Anmaßung dahin, bis zu einer festgesetzteu Stunde des Morgens das Vorkaufsrecht auf dem Markte zu beanspruchen. Daraus entwickelte sich jedoch ihr Sturz.

Im Jahre 1304 wurde im Mühlgraben an der Bürgerviehweide ein außerordentlich großer Hecht gefangen und des andern Tages in früher Morgenstunde auf den Markt gebracht. Ein reicher, angesehener Bürger und Rathmann, Arend von Gröplingen, dessen Familie das Amt des Erzschenken im Erzstift besaß, kaufte den Fisch zu einem Kindtaufschmause und gab eben einem Diener den Auftrag, ihn nach seiner Wohnung an der Langenstraße, in der Nähe der Stadtwaage, zu bringen, als Einer aus den gewaltigen Geschlechtern, der Bürgermeister Götje Frese, dessen Wohnung am Markte lag, wo jetzt das Rathhaus steht, hinzukam und von Arend begehrte, daß er ihm den Fisch überlasse. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, der eine Menge Neugieriger herbeizog, unter deren Beifallsgeschrei Arend seinen Hecht nach Hause schaffte. Götje Frese, ohnehin sein Gegner, schwur wüthend Rache, verschob diese aber, aus Furcht vor der Volksmenge, die Gröplingen zu schützen bereit schien, auf gelegene Zeit.

Nach einigen Wochen warf ein hitziges Fieber den Arend von Gröplingen auf das Krankenlager. Er fühlte, daß die Kraft seines Lebens zur Neige gehe und bereitete sich durch den Genuß der heiligen Sacramente zum Sterben. Kaum erfuhr dies Götje Frese, so war auch der Entschluß in ihm zur Reife gekommen, seinen Gegner nicht verscheiden zu lassen, ohne seine Rachewuth an ihm gekühlt zu haben. Eine That der größten Feigheit und Niederträchtigkeit sollte ausgeführt, ein siecher, wehrloser Feind unversehens überfallen und gemeuchelmordet werden. Das war ein Gedanke, dessen sich ein Räuber von Profession geschämt haben würde! Götje Frese, Bürgermeister zu Bremen, bebte vor seiner Ausführung nicht zurück. Er sammelte aus seinem Gelichter einige Spießgesellen und drang mit diesen am Abend in Gröplingens Haus.

Der Böse scheute doch wenigstens noch den lichten Tag. Das ist aber das Merkmal Aller, die Uebel begehen wollen, daß sie die

dunkle, schweigende Nacht zur Vertrauten erwählen; daher denn das alte Sprichwort: „Die Nacht ist keines Menschen Freund!“

Ein Knecht, der die bewaffnete Schaar heranstürmen sah, eilte ihr voran die Treppe hinauf in das Krankengemach, seinen wehrlosen Herrn zu vertheidigen. Als er sah, er werde der Uebermacht auf die Dauer nicht widerstehen können, warf er sich auf das Bett seines Herrn, um mit seinem ganzen Leibe dem Hülflosen ein Schild zu sein. Da geschah Schaudererregendes, Gräßliches: die freche Rotte durchstach beide. *)

Das muß fürwahr ein biederer Herr gewesen sein, für welchen ein Knecht, ein gemietheter Diener des Hauses, sich so opfern konnte! In dessen Hause muß Menschenfreundlichkeit, Gerechtigkeit und Milde gewaltet haben, wie wäre sonst ein so schönes, erhebendes Beispiel von Selbstverleugnung, wie hier vor unsern Blicken sich entfaltet, auch nur denkbar! Ein Knecht, vielleicht ein Leibeigener **), in den Augen der Edelfreien ein gemeiner, verachteter Mensch, stirbt für seinen Herrn und mit demselben! Ihn treibt wahres echtmenschliches Mitleid zur schnellen That, dem stolzen Bürgermeister mit seiner Schaar bleiben die Herzen kalt.

Ein Schrei des Entsetzens durchdrang die ganze Stadt, als solche unerhörte Schandthat bekannt wurde, und es trieb die gutgesinnten Mitglieder des Rathes, mit andern rechtschaffenen Bürgern ein Bündniß zu schließen. Solcher Frevel mußte schwer geahndet und für die Folgezeit verhütet werden. Eine gänzliche Umgestaltung des Verhältnisses der herrschenden Geschlechter zur Stadt war höchst nothwendig.

Wieder war es eine Nacht, die dazu ausersehen war, ein kühnes Wagniß, zu dessen Durchführung sich edle Mannen verbunden hatten, so lange mit ihrem Dunkel zu verhüllen, bis der entscheidende Augen-

---

*) Dem Ermordeten ward von seinen Söhnen in der Ansgarikirche ein steinernes Denkmal errichtet. Man sieht Arend von Gröplingen auf seinem Bette, mit der rechten Hand auf die Wunde deutend. Hinter ihm erscheint in kleiner Gestalt sein treuer Knecht. Im 17. Jahrhundert ward die Inschrift erneuert und das Steinbild, das sich anfangs wahrscheinlich auf einem Sarcophage befand, in eine der Seitenwände der Kirche gefügt.

**) Die von Gröplingen besaßen ausgedehnte Familiengüter. Ein Zweig des Hauses waren die Ritter von Walle.

blick herangekommen, bis eine schnelle, durchgreifende That über das Schicksal der Bürger Bremens entschieden. Es stand in Frage, ob künftig Ordnung, Recht und Gesetz gelten oder der Uebermuth und die freche Anmaßung Einzelner die Geißel der Tyrannei schwingen solle.

In der Nicolaikirche, welche dem heutigen reformirten Waisenhause gegenüber lag *), versammelten sich viele wohlgesinnte Bürger in schwerer Rüstung. Um zwei Fahnen geschaart, zog man die lange Straße hinauf dem Markte zu, wobei man ausrufen ließ: „wer Recht liebe, und Unrecht hasse, solle mit seinen Waffen erscheinen, den an Arend von Gröplingen verübten Mord zu rächen.“ Als solches Geschrei zu den Ohren der Missethäter drang, erbleichten sie vor Furcht und Entsetzen. Sie rafften in größter Eile zusammen, was sich an beweglicher Habe leicht fortschaffen ließ und nahmen mit Weib und Kind und ihrem ganzen Anhange die Flucht. Als die goldene Sonne am Himmel aufflammte, den neuen Tag verkündend, hatten sie mit ihrer Sippschaft die Stadt verlassen. Man schrieb die Namen der Flüchtlinge auf eine Tafel, die am Rathhause ausgehängt wurde und legte sie friedelos für ewige Zeiten. So waren sie zur Strafe für ihren Frevel in den Bann gethan; die Rückkehr in die Stadt ihnen für immer unmöglich gemacht.

Die Geächteten waren indeß nur in der Noth des Augenblicks entwichen, sie beabsichtigten keineswegs, ihr Wohnrecht in Bremen so leicht für verloren zu halten, sannen vielmehr darauf, auf gewaltsame Weise in die Stadt zurückzukehren. Sie verbanden sich mit einem Theil der Stiftsritterschaft und dem Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg, konnten jedoch gegen die wohlbefestigte Stadt nichts ausrichten. Die Tapferkeit der bremer Bürger wurde in den nun beginnenden, häufigen Fehden von den Grafen zu Oldenburg, Hoya, Diepholz, Bruchhausen u. s. w., die sämtlich in freundschaftlicher Beziehung zur Stadt standen, vortrefflich unterstützt. Viele Stiftsritter fielen in Gefangenschaft, die sie in Bremen abbüßten. Die Burgen der Gefangenen schleifte man, oder machte sie, unzerstört, zu städtischem Eigenthum **).

---

*) Jetzt befindet sich die sogenannte kleine Fleischhalle auf der Stelle.

**) Ganz nahe vor der Stadt, an der Weide, wo jetzt der kleine Barkhof, ursprünglich wol Burghof, liegt, stand die Burg der mächtigen

Der greise Erzbischof Giselbert *) wußte nach langer, heftiger Fehde die Gemüther der Streitenden zu besänftigen und einen Frieden herbeizuführen. Der Stiftsadel hatte doch gar sehr gelitten und war des fernern Kämpfens müde. Wohl über hundert Ritter und Knappen unterschrieben den Vertrag, welcher die Bedingungen des Friedens genau feststellte. Wer von ihnen ein Siegel führte, drückte es zur Bekräftigung seines Ritterworts der Namens-Unterschrift bei.

Die verbannten Geschlechter, die Brusehaver, die von Harpstede, die Juchhals, die von Verden, Nackwedel und andere, fanden keine Wiederaufnahme in der Stadt. Mit ihnen dauerte die Uneinigkeit noch länger, wiewol sie nicht im Stande waren, erheblichen Schaden auszuüben. Erst nach langen Jahren vertrugen sich die Bremer mit den Söhnen jenes Götje (Gottschalk) Frese, wobei ihnen für die Folgezeit das Recht eingeräumt wurde, in wichtigen Angelegenheiten und Verhandlungen mit der Stadt bis vor das Thor zu kommen, um daselbst Rede zu stehen und Antwort zu empfangen.

Die Güter des Stiftsadels, welche in der Nähe um die Stadt lagen, kamen nach und nach durch rechtsgültigen Verkauf an stadtbremische Familien und später unter die Regierung des Rathes. Oft waren es nur einzelne Aecker, die hier und dort in den Feldmarken zerstreut lagen, oft hingegen ganze Bauerhöfe, auf denen Hörige oder gar Leibeigene saßen. Der Preis für derartige Ländereien stieg selten über einige Mark hinaus. So verkauften z. B. die Ritter von Walle im Jahre 1313 einundzwanzig Stück Land für 20 Mark Silber.

Ritter von Bremen, die man gleichfalls vernichtete, nachdem die beiden Brüder, Lippold und Erich, daraus vertrieben waren.

*) Erzbischof Giselbert von Brunkhorst, dessen der vorige Abschnitt bereits erwähnt, starb am 17. November 1306 auf Schloß Vörde. Er ward im Dome hieselbst beerdigt.

19. Die Kasalsbrüder.

Es war doch eine unruhvolle, vielbewegte Zeit, jene ehrwürdige, alte, die jetzt hinter uns im Staube der Jahrhunderte begraben liegt; eine Zeit, die uns im Vergleich mit der gegenwärtigen in mehr als einer Beziehung seltsam vorkommt. Jenes tolle Wogen und Treiben, jenes Ueberſprudeln der markigen Kraft, jenes wilde Aufbrausen der Leidenschaften erscheint heutzutage unserer Betrachtung fast unerklärlich und unbegreiflich. Wenn wir in den alten Jahrbüchern lesen, drängt sich uns oft die Frage auf, wie konnten bei nie endenden Fehden, bei ununterbrochener Kampf- und Raublust, bei so häufiger Umgestaltung der Verhältnisse und steter Unsicherheit des Besitzes unsere Vorfahren sich wohl und glücklich fühlen? Wir verstehen und fassen das oftmals nicht, weil es uns schwer fällt, in die Denk- und Handlungsweise früherer Zeitalter uns zurück und ganz hinein zu versetzen, und gelangen dann am Ende zu dem wenig befriedigenden Resultate, daß Gewohnheit Vieles leichter und erträglich mache, daß sie zu einer veränderten Auffassung der Freuden und Leiden des Lebens wesentlich beitrage. Wir kennen nur einen ruhigen mehr gleichmäßigen Verlauf unserer Tage und fügen uns einmüthiger den Regeln und der vorgeschriebenen Ordnung des größeren Ganzen, während damals der Einzelne als Glied eines von anderen Corporationen scharf abgesonderten, streng für sich abgegrenzten Standes mehr Bedeutung und höheren Einfluß hatte.

Recht deutlich läßt sich jener unruhige, bald so, bald anders vorherrschende Geist unter der bremischen Einwohnerschaft an den vielfältigen Aenderungen erkennen, welche in der Zahl der Rathsglieder und der Dauer ihrer Amtsführung vorgingen. Laßt euch darüber einige kurze Bemerkungen mittheilen, an die sich denn der Hauptinhalt dieses Abschnittes anknüpfen wird.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts finden wir die Anzahl der Rathsglieder auf zwölf beschränkt, wobei die zweckmäßige Einrichtung Geltung hatte, daß alle halbe Jahre die Hälfte derselben abging und diese durch Neuwahl in den vier Vierteln der Stadt ersetzt wurde. Die Abgegangenen sollten erst nach vier Jahren wieder wählbar sein.

Auf diese Weise konnte kein Bürger einen überwiegenden Einfluß auf die Leitung der Regierungsgeschäfte erhalten, weil seine Amtswürde nur kurze Zeit dauerte, nach deren Verlauf er wieder ein einfacher Bürger der Stadt war. Im Jahre 1289 trat eine Unordnung ein, indem mehrere Rathmänner über die gesetzlich bestimmte Zeit auf ihrem Posten blieben, ja, unter dem Vorwande gehäufter Geschäfte, die erleichtert werden müßten, Freunde und Verwandte in den Rath zogen und die Bestimmung über Wiederwählbarkeit umfließen. So gab es denn auf einmal mehr denn 12 Mitglieder des Rathes.

Mit dem Jahre 1308 bestimmte man die Anzahl der Rathsglieder auf 36, wovon 12 im Jahre wirklich regieren sollten, und dann der sitzende Rath hießen, so daß nach drei Jahren alle an der Reihe gewesen waren. Diese Ordnung erhielt sich bis zum Jahre 1330. Da war es auf einmal wieder anders geworden, indem auf's Neue unruhige und stolze Bürger auftauchten, die Reichthum und Ueberfluß zu Uebermuth und Herrschsucht verleitete, die sich oft eigenmächtig in den Rath drängten. Man konnte sie nicht zurückhalten, weil sie großes Ansehen genossen und einen starken Anhang hatten. Diese wußten nun zur Vergrößerung ihres Einflusses bei Rathsveränderungen eine Menge von Freunden in den Rath zu ziehen, die dann nicht selten anstatt der rechtmäßigen Mitglieder an die Regierung gesetzt wurden, so daß am Ende in den Registern weit über 100 Rathmänner gezählt wurden. Dadurch entstanden viele Parteiungen und Uneinigkeiten, verkehrte Unternehmungen und auswärtige Kriege, was dem Gemeinwohl zum erheblichen Schaden gereichte. Gar deutlich erkannte man an dieser inneren Zwietracht, daß eine unwissende, unvernünftige Menge mit wahrer Willkür am Staatsruder saß und das Wort der wenigen Verständigen ohne Geltung blieb. Bald fanden die politischen Parteien im Staate Gelegenheit, auch noch auf andere Weise ihren Einfluß zu äußern. Sie traten in Gesellschaften zusammen, die damals in fast allen Städten, meist als Waffenbrüderschaften, unter irgend einem Namen in einem bestimmten Hause oder in einer Trinkstube zusammen kamen. Da standen die Bürger den Adeligen, die weniger Begüterten den Reichen entgegen, wie ja auch den mächtigen Zunftverbrüderungen gegenüber die Ritter damals aller Orten Vereine bildeten. Eine solche Gesellschaft, deren Zweck die Ein=

übung ritterlicher Künste war, die Kasalsbrüderschaft genannt *), hielt ihre Versammlungen in dem festen Hofe Conrad von Gröplingens an der Obernstraße, Eckhaus der Kreienstraße **), und zeichnete sich durch allerlei Muthwillen und Gewalthat zum Nachtheil friedliebender Bürger aus.

Otto Lange Marten, ein Kasalsbruder, hatte Feindschaft mit seinem Oheim, Berend Vogt, welcher an der Wachtstraße wohnte, und faßte den Vorsatz, ihn zu tödten. Er paßte ihm daher eines Abends spät an der Balgebrückstraße auf, lange jedoch vergebens. Da sah er eine hohe Gestalt durch die Dunkelheit herannahen, hielt dieselbe für die seines Oheims und überfiel sie. Der Angegriffene war aber ein Bürger mit Namen Gröne, welcher sich herzhaft zur Wehr setzte, im Ringen dem Otto Lange Marten Mantel und Kappe (Hoyken und Kagel) entriß, dann aber, tödtlich verwundet, niedersank. Am nächsten Morgen fand man ihn im Verscheiden, und da er seinen Mörder nicht anzugeben vermochte, so trug man in den Straßen, durch die man ihn schleppte, Hut und Mantel des unbekannten Thäters auf einer Stange voran. Bald war der Letztere entdeckt, ergriffen und zum peinlichen Gericht auf das Rathhaus geführt. Jetzt drang die Kasalsbrüderschaft mit gewaffneter Hand, ihren Genossen zu befreien, vor das Gericht und verwundete einer aus ihrer Mitte einen Rathmann. Der Rath ließ augenblicklich die Sturmglocke läuten, und bewaffnete Bürger eilten in Schaaren herbei, so daß die Kasalsbrüderschaft die Flucht ergriff. Man zog nun vor das Haus Conrad von Gröplingens, zertrümmerte es und legte darauf die Geflüchteten friedelos. Bei Verlust des Kopfes ward jedem Kasalsbruder die Rückkehr in die Stadt verpönt.

Bei dieser raschen Vertreibung der Kasalsbrüder scheinen die Bürger ziemlich einmüthig gehandelt zu haben; auch mußte den Augenblick ein im Ganzen freundschaftliches Verhältniß zwischen Rath und Bürgerschaft obwalten. Wenn wir den Mittheilungen der alten Chroniken folgen, die freilich über viele Dinge äußerst kärglich berichten, so hatte um diese Zeit (in den Jahren 1348 und 1349) die Demokratie ein gewisses Uebergewicht im Staate, da viele Zunftmeister

---

*) Von dem altfriesischen Worte Kasa, d. i. Fehde, abgeleitet.

**) Wahrscheinlich rechter Hand, wenn man in die letztere einbiegen will.

nach Niederlegung ihres Geschäftsbetriebes in den Rath aufgenommen waren. Vermuthlich führten mancherlei Fehden, namentlich mit den Friesen und anderen Räubern, zu Wasser und zu Lande, zu einer friedlichen, versöhnlichen Stimmung der Bürgerparteien. Die Zünfte besaßen dermalen in bürgerlichen Angelegenheiten ihre eigenen Gerichte, und bildeten so feste, wohlberechtigte Gesellschaften im Staate. Ging nun ein tüchtiger Zunftmeister zu Rath, so konnte er zum Heil seiner Genossen viel Ersprießliches wirken.

Trotz heftiger Parteikämpfe festigte sich doch am Ende die selbständige Macht des Bürgerthums, und wie ehedem der Glanz der Priesterherrschaft zu Bremen in weitem Umkreise angestaunt und gepriesen wurde, so waren es nun die vortrefflichen Gesetze und Einrichtungen im Bürgerwesen, die vieler Orten Nacheiferung und Nachahmung erweckten. Als bündiger Beweis möge angeführt werden, daß das bremische Stadtrecht in vielen Städten theilweise und in einzelnen Abschnitten vollständig als Muster einer bürgerlichen Gemeindeverfassung angenommen und benutzt wurde. Das geschah z. B. in Oldenburg, Delmenhorst, Verden, Minden. Noch jetzt hat im Oldenburgischen bei gerichtlichen Verhandlungen das bremische Gesetz seine bestimmte Geltung. *)

*) Bemerkenswerth ist noch, daß man ein Gesetz machte, nach welchem der erzbischöfliche Vogt kein Bürger sein durfte, auch wollte ihn der Rath nicht mehr als Vorsitzer (Präses) anerkennen. Wurde ein Bürger Vogt, so mußte er sein Bürgerrecht aufkündigen.

20. Fehden mit benachbarten Fürsten.

Seit der Vertreibung der Kasalsbrüder waren kaum zwei Jahre verstrichen, so brachte eine streitige Bischofswahl neue Unruhen und neuen Krieg.

Otto I., ein altersschwacher Herr *), hatte fünf Jahre der bremischen Kirche als Erzbischof vorgestanden und während dieser Zeit seinen Vetter, den Domdechanten Moritz, Grafen von Oldenburg, zum Gehülfen angenommen, indem er ihm die Verwaltung (Administration) der Güter und Einkünfte im Erzstifte übertrug.

Nach seinem Ableben wählte das Domcapitel mit großer Stimmenmehrheit den Grafen Gottfried von Arensberg, Bischof von Osnabrück, zum Nachfolger, und der Papst bestätigte die Wahl. Moritz behielt jedoch, bis auf Thedinghausen, welches Graf Gerhard von Hoya in Besitz genommen, die erzbischöflichen Schlösser unter seiner Obhut und verweigerte, vom Rath zu Bremen und den Angesehensten der Stadt unterstützt, die Herausgabe derselben. Gottfried brachte daher einige einflußreiche Bürger durch Ueberredung auf seine Seite und bewog diese, einen Tumult zu erregen, so daß die Bürgerschaft den Rath nöthigte, die Freundschaft mit Moritz aufzugeben und ihm Fehde anzusagen. Sogleich begannen von beiden Seiten die Feindseligkeiten mit großer Erbitterung. Graf Moritz besetzte alle Zugänge in das Gebiet der Stadt zu Wasser und zu Lande, wodurch Handel, Schifffahrt und Verkehr der Bremer sogleich ins Stocken gerieth. Der Rath hingegen ließ über die Lesum eine Brücke schlagen, ein starkes Bollwerk davor legen und hielt daneben drei wohlgerüstete Koggen zur nachdrücklichsten Vertheidigung in Bereitschaft, auch

---

*) Seine Alters- und Geistesschwäche muß sehr bedeutend gewesen sein, wie sich aus der nachfolgenden Anecdote ergiebt. Einst kam, von Verwandten aus Oldenburg entsandt, ein Bote zu ihm, der Gruß und Brief überbrachte; bei diesem erkundigte er sich, wie es im Erzstifte aussehe. Die Antwort fiel bitter klagend aus, worauf der alte Herr sogleich seinen Obervogt herbeirief und in Gegenwart des Boten demselben harte Vorwürfe machte, daß man ihm über die Zustände in seinem Sprengel nicht schon längst der Wahrheit gemäß berichtet habe. Der Obervogt entgegnete ganz unverblüfft, daß der Mann, wie solche Leute immer zu thun pflegten, nur klage, um ein Geschenk zu empfangen und sagte dann zum Boten, er möge in die Küche kommen, sich an Speise und Trank zu erquicken. Er warf ihn aber in ein Gefängniß und behandelte ihn einige Tage sehr hart. Darauf zwang er ihn zu dem eidlichen Versprechen, von der empfangenen Züchtigung kein Wort reden zu wollen, und daß er künftig vor dem gnädigen Herrn nur Gutes berichten werde. Der Bote ging sofort zu Letzterm, that, als käme er wieder von Oldenburg und antwortete auf Befragen, daß im Erzstifte Alles sehr wohl sei.

baute er daselbst eine Burg, die zwar später gänzlich geschleift wurde, doch aber dem Orte, der noch an der Stelle liegt, den Namen (Burg) gegeben hat. Ueber die Brücke zogen die bremer Bürger mit großer Macht ins Erzstift, welches mit Feuer und Schwert gar arg heimgesucht und rein ausgeplündert wurde. Das trieb den Grafen Moritz auf das Aeußerste. Nachdem er in Verbindung mit andern Adeligen ein stattliches Heer von 900 Mann ausgerüstet hatte, zog er racheschnaubend gegen die Stadt. Bei St. Rembertihospital stürzten ihm die Bürger zwar muthig, doch in Unordnung entgegen, wurden daher leicht zurückgeworfen und ihrer Viele getödtet, Andere gefangen genommen. Die Flüchtigen konnten nicht schnell genug entlaufen, und sprangen über Palisaden und Gartenhecken, um eilends die wohlgeschirmte Stadt zu erreichen. Moritz brannte nun bis zum St. Paulskloster alle Häuser um die Stadt, den Anfang der nachmaligen Vorstädte, meist hölzerne, mit Stroh gedeckte Hütten, von Handwerkern, Taglöhnern und Kohlhökern bewohnt, nieder, verwüstete alles Land, erstürmte die Burg an der Lesum und kam vor das Osterthor zurück. Hier schlug er Angesichts der Stadt fünf Edelleute zu Rittern *). Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er jedoch die Mauern der Stadt unbesetzt, ihre Thore geöffnet. Die vielen stattlichen Thürme schauten so still über die grünen Wälle und breiten Wassergräben, denn kein Wächter lugte von ihren Zinnen herab ins Weite, um zu erspähen, ob feindlicher Ueberfall drohe, den warnenden Ruf seines Hornes als Nothsignal erschallen zu lassen. Diese seltsame Warnehmung machte den Grafen einen Augenblick stutzig, weil er sich keine Deutung darüber zu machen wußte, dann entsandte er einige Reiter,

---

*) Die Ertheilung der Ritterwürde war mit besondern Feierlichkeiten verbunden. Wer sie erlangen wollte, mußte als Knabe vom 7ten bis 14ten Jahre bei einem Ritter als Page gedient haben, dann bis zum 21sten Lebensjahre als Knappe. Der Page wurde vor dem Altare mit einem Wehrgehänge umgürtet, das hieß, ihn wehrhaft machen. Der Knappe folgte seinem Herrn überall, sowohl zum Turnier, als zum Freudenmahl und ins Schlachtgetümmel. Die Ertheilung des Ritterschlages geschah mit entblößtem Schwert, indem der Knappe knieend einen Streich auf die Schulter empfing, in Gegenwart von Zeugen. Oft mußte der Knappe durch Baden, Fasten, Beten 2c. sich mehrere Tage lang vorbereiten, und trug er dann bei der Feierlichkeit ein weißes Gewand.

beherzte Leute, die sich ins Thor hineinwagten, in die demselben zunächst liegenden Straßen ritten, umkehrten und die sonderbare Kunde zurückbrachten, daß es drinnen öde und leer sei, daß die Häuser so still und verlassen daständen, als wenn alle Bewohner darin verstorben wären. Der Graf, sprachen sie, könne einziehen, die ganze Stadt sei in seiner Gewalt.

Es war aber unterdeß in Bremen die schwarze Pest ausgebrochen, jene fürchterliche Krankheit, die während einiger Jahre durch ganz Europa sich ausbreitete. Man nannte sie den schwarzen Tod, wegen der schwarzen Flecke und Beulen, welche sie an den Körpern der von ihr Befallenen zum Vorschein brachte. Kopfweh, Schlaflosigkeit, Zungenlähmung, nichtzustillender Durst waren ihre traurigen Vorboten. Gewöhnlich dauerten diese Uebel, zu denen sich Fäulniß der Brust, Lunge und Luftröhre gesellte, drei bis vier Tage, dann erst erfolgte der Tod. Viele starben jedoch schon am ersten Tage. In Bremen fielen der gräßlichen Seuche täglich 200 Menschen zum Opfer.

Als Graf Moritz solche Botschaft vernahm, sprach er mit verständigem Sinn und tief bewegt: „Das sei ferne von mir, eine Stadt zu nehmen, die Gott bekriegt. Wir haben ihnen Schaden genug zugefügt und wollen bedenken, daß ein solches Uebel, wie gegenwärtig in der Stadt herrscht, auch uns widerfahren kann. Manchen frohen Tag haben wir in der Stadt verlebt, und wenn auch jetzt Feindschaft zwischen uns besteht, so können wir uns gleichwol wieder versöhnen.“ Nach solchen Worten zog der Graf, der das Leid, welches die Stadt Bremen betroffen, offenbar für eine von Gott verfügte Strafe hielt, mit seinen Bundesgenossen von dannen.

Die Bürgerschaft erkannte alsbald ihren Fehlgriff, rieth dem Rath zur Sühne und gelobte, künftig nie mehr gegen seinen Willen zu handeln.

Gottfried blieb nach geschlossenem Vertrage Erzbischof, und Moritz unter der Bedingung Administrator des Stiftes, daß er für den anständigen Unterhalt des ersteren Sorge trage, was jedoch in der Folge nicht immer geschah, so daß bald neue Klagen und Streitigkeiten entstanden.

Nicht lange blieb das von den Bürgern abgelegte Gelöbniß in heilsamer Erinnerung. Wie leider oftmals im Staatsleben, wollte die ungebildete und dazumal meist rohe und unwissende Menge der

besseren Einsicht sich nicht immer gutwillig unterordnen. Mißtrauen und Furcht vor Uebervortheilung bemächtigte sich bald wieder der Gemüther, und wenn auch eingeräumt werden muß, daß höheren Ortes hin und wirder Veranlassung dazu gegeben ward, so läßt sich doch auf der anderen Seite nicht verkennen, daß das Gemeinwesen auf lange Zeit, wie an einem Krebsschaden, daran zu leiden hatte.

Allerdings würde in einem Staate ohne Reibung von Gegensätzen bald eine Erschlaffung eintreten, und allgemeine geistige Erstarrung dem Despotismus und der Tyrannei den sichersten Weg bahnen. Parteien müssen im Staate sein, aber wehe, wenn die eine Partei über die andere triumphirt, wenn ein vernünftiges Gleichgewicht zwischen ihnen zerstört und aufgehoben ist.

Nachdem die furchtbare Pest aus den Mauern unserer Stadt verschwunden war, zogen von draußen viele Fremde in die verödeten Räume und mehrten namentlich die Kopfzahl der mittlern und untern Volksklassen. Unter den Eingewanderten befanden sich auch Hörige und Leibeigene, welche den Gütern ihrer Herren heimlich entwichen waren, und unter andern verlangte der Graf zu Hoya einige seiner Leute zurück, die sich in Bremen das Einwohnerrecht erworben hatten. Diesem Gesuch wollten die Bürger kein Gehör geben, sie beriefen sich vielmehr auf alte kaiserliche Rechte der Stadt, nach welchen ein Leibeigener nach Jahresfrist von seinem ehemaligen Brotherrn nicht mehr zurückgefordert werden durfte. Der Rath brachte einen Vergleich in Vorschlag, auf welchen der Graf zu Hoya, ein verständiger, biederer Mann, auch einzugehen versprach, aber die Mehrzahl der Bürger schrie über Eingriffe in die Freiheiten der Stadt und begehrte offene Feindschaft wider den Grafen. Dabei hörte man allerlei aufgeblasene Reden, wie z. B. daß man jeden Katzenpfad in der Grafschaft Hoja kenne und das kleine Ländchen schon auskundschaften wolle. Der Rath mußte nachgeben und es entstand eine lange Fehde, in welcher die Bremer ihren hartnäckigen Sinn schwer büßen mußten. Der Administrator des Erzstiftes, Graf Moritz, wollte anfangs der Stadt Bundesgenoß sein und hatte bei Bremen bereits bedeutende Streitkräfte vereinigt; aus unbekannten Gründen gab er aber seinen Vorsatz plötzlich auf und zog von dannen. Spottgedichte waren es, welche die Bremer ihm nachsandten, die nun allein in das Treffen zogen, indeß bei Verden an der Aller (1357) so ent-

schieden auf das Haupt geschlagen wurden, daß außer den vielen Todten, welche den Kampfplatz deckten, 150 der angesehensten Bürger, darunter mehrere Mitglieder des damals sehr zahlreichen Rathes, in Gefangenschaft geriethen und sich mit schwerem Gelde loskaufen mußten.

Der Rath suchte nun eine friedliche, versöhnliche Stimmung bei den Bürgern zu erwecken, konnte aber mit den Vorschlägen, die er deßhalb machte, nicht durchdringen. Man berief sich darauf, daß der Graf von Hoya arm und in Schulden sei, so daß er kein beträchtliches Heer mehr aufstellen könne. Die Bremer warben für den nächsten Feldzug frische Verstärkungen an, und schon im Jahre 1358 entbrannte die Kriegsfurie aufs Neue.

Mit Reiterei und Fußvolk zog man in die Grafschaft Hoya, legte zahllose Wohnhäuser, ja selbst Kirchen in Asche, schändete die Gräber auf den Friedhöfen und verübte Raub und Mord, Plünderung und Todtschlag, und das Alles auf die frevelhafteste Weise. Der Graf Gerhard gerieth fast in Verzweiflung. Auf seinen Knien liegend, flehete er zu Gott, er möge eine Rettung vom Himmel senden, ein Wunder thun, damit solche Gräuel endeten. Jedermann wisse, fügte er hinzu, daß er stets den Frieden gesucht und zu jedem billigen Vergleiche die Hand geboten habe. Und es schien, daß Gott im Himmel sein Gebet erhört habe. Die Bremer wurden im nächsten Treffen an der Aller geschlagen.*) Die reichsten und angesehensten Bürger fielen abermals in Gefangenschaft. Doch auch jetzt sollte noch kein Friede kommen. Der Graf von Hoya sollte in seinem Stammschlosse an der Weser, deren sehr hoher Wasserstand dazu einlud, angegriffen werden. In zwei großen und mehreren kleinen Eichen**) fuhr eine zahlreiche Mannschaft der Bremer die Oberweser hinauf vor Hoya. In den Schiffen fehlte es nicht an gewaltigen Schleudermaschinen und sonstigem Kriegsgeräth, das bei der Belagerung eines Ortes nöthig war.

Als Graf Gerhard die Anstalten zur Erstürmung seines Schlosses sah, trat er in vollem Waffenschmuck, im blanken Harnisch, mit

---

*) Es heißt, daß ihre Hauptleute voranliefen, woraus auf große Feigheit derselben, vielleicht auf Verrath zu schließen sein dürfte.

**) Das waren platte Fahrzeuge, wie heutzutage die sogenannten Böcke. Man bediente sich ihrer nur auf der Oberweser.

wallendem Helmbusch auf die Zinne der Mauer und rief hinab: „O, ihr stolzen Bremer, wollt ihr mir mein Hoya abgewinnen?!“

Die brennenden Pechkränze der Bremer flogen, kunstgerecht geworfen, in hohen Bogen, zischend und brausend, durch die Luft und senkten sich auf die Häuser des kleinen Ortes, dessen Einwohner mit angsterfülltem Herzen dem Ausgange der Dinge entgegensahen. Jammer, Wehklage und wilder Lärm schlug an das Ohr der Bremer, als die Glut der brennenden Pechkränze gezündet hatte und erst ein dicker Qualm, dann prasselnde Flammen emporschlugen und am Himmel, der mit schweren Wolken bedeckt war, einen schwach geröthеten Wiederschein erzeugten. Da fielen plötzlich einzelne starke Regentropfen, und nach wenigen Augenblicken strömten die Wolken eine solche Wasserfülle auf die Erde, daß das Feuer in Hoya dadurch gelöscht und der Belagerungssturm der Bremer gänzlich unterbrochen wurde. Man befürchtete jetzt, daß der hohe Wasserstand der Weser sich vielleicht schnell vermindern könne, deßhalb gab man die Belagerung ganz auf und steuerte nach Bremen zurück. Die Fahrt ging an Thedinghausen vorbei, das auch dem Grafen von Hoya gehörte. Hier fuhren die Bremer in die Bepfählung und gewannen durch einen raschen Handstreich das Schloß *). Darüber hatten sie große Freude, die bei ihrer Ankunft in der Vaterstadt eine allgemeine Theilnahme fand. Dem Grafen von Hoya war das aber ein großes Herzeleid, das sich in den Worten ausprägte, er hätte lieber den Streit an der Aller nicht gewonnen, wenn nur Thedinghausen bei seiner Herrschaft geblieben wäre.

Stadt und Graf, des ferneren Haderns müde, schlossen nun endlich einen Vertrag, der dem Kriege ein Ende machte.

Der Friede mit dem Grafen erweckte der Stadt Bremen Unruhen neuer Art. Die reichen Bürger, welche sich aus eigenen Mittel aus der Gefangenschaft in Hoya erlös't hatten, verlangten nach dem

---

*) Die alten Chronisten erwähnen als merkwürdiges Factum, daß die bremischen Amtleute zu Thedinghausen alle eines unglücklichen Todes starben. Lange Martens, der eine falsche Handveste auf das Kasalshaus verfertigte, wurde am Markte in einer kupfernen Pfanne lebendig verbrannt, Lüder Nackede wegen Stadtverraths gerädert, Ludwig Buck starb zu Hoya im Gefängniß, und Heinrich von Witbergen kam im Kriege um. Martens, Nackede und Buck waren Rathmänner.

Stadtgesetze Schadenersatz, ebenso wollten die unbemittelten losgekauft sein. Da schrieb der Rath einen Schoß aus, den aber die geringen Bürger nicht zahlen wollten. Unter dem Namen „Grande Compagnie“, d. i. großer Bund, entstand eine Vereinigung mehrerer Aemter zum Aufruhr gegen den Rath. Die Anführer der Unzufriedenen waren die Bürger Kenner, Wilde und Höne. Die Ausschreibung des Schosses war das Zeichen zum Ausbruch der Empörung. Um eine große Schiffsflagge mit dem Stadt-Wappen, als ihrem Banner, geschaart, stürmten die Aufrührer in die Wohnungen mehrerer Rathsherren und da diese, zeitig gewarnt, die Flucht ergriffen, so durchstachen sie mit ihren Schwertern die leeren Betten und mißhandelten sogar die Frauen der Entwichenen. Man wollte einen großen Theil des damals wieder sehr zahlreichen Rathes ermorden und dann in einer Kirche einen neuen Rath wählen. Der Rath berief in der Noth viele Ritter des Stiftes mit ihren Burgmänern in die Stadt, sammelte die ihm treugebliebenen Bürger um sich und zog eines Morgens, nachdem die Thore verschlossen waren, und man die Sturmglocke geläutet hatte, in voller Rüstung auf den Markt. Solche kühne Entschlossenheit jagte Furcht in die Gemüther; viele Rädelsführer des Aufruhrs entwichen aus der Stadt, Verbannung folgte ihnen. Andere wurden ergriffen und noch am Abend desselbigen Tages, nach Hegung des peinlichen Gerichtes durch den Vogt, ihrer Achtzehn an der Zahl, enthauptet. In Anbetracht der Noth hatte der Vogt die Erlaubniß gegeben, dem Gerichtsgange bewaffnet beiwohnen zu dürfen. Das Vermögen der Geächteten wurde zur Loskaufung der noch übrigen Gefangenen in Hoya verwendet. Der Anführer Kenner wurde auf dem Deiche bei Mittelsbühren todtgeschlagen, sein Leichnam später geköpft. Des Pelzers Höne ältester Sohn ward durch das Schwert hingerichtet, der zweite erhängt, der jüngste Mönch in Mönchshude, wo der Vater selbst als Laienbruder seine übrige Lebenszeit zubrachte.

Die Kaufmannschaft, welche besonders dem Rathe beigestanden, drang nun darauf, daß Bremen wieder in den Hansabund komme, aus dem man die Stadt mehrerer Ursachen halber, namentlich, weil sie den wilden Seeräuber Hollmann berge, verstoßen hatte. Nach großen Opfern und tiefer Demüthigung gelang dieses auch.

Noch im selbigen Jahre nahmen die Bremer an einem Kriege gegen den König von Dänemark Theil. Ein Schiff mit funfzig

Kriegsleuten, die „längsten und frömmsten“, die man im Oldenburgischen und im Erzstifte mittels Werbung hatte finden können, gleichförmig gekleidet, damit man sie desto besser von andern unterscheide, fuhr unter Anführung des Bürgermeisters Berend von Dettenhusen mit der hanseatischen Flotte. Der Rittmeister des Bundes, Graf Heinrich von Holstein, genannt der eiserne „Henker“ *), rühmte nachmals die Tapferkeit dieser Bremer als eine ausgezeichnete.

21. Der Erzbischof Albert und der Seeräuber Hollmann.

Die goldene Sonne des Friedens leuchtete unsern Vorfahren niemals lange. Selten war es ihnen vergönnt, in behaglicher Ruhe eine Spanne Zeit sich der Glücksgüter und der Anmuth des Lebens zu freuen. Kampf war die Losung, unruhvolle Entwicklung aller Verhältnisse die Bestimmung des damaligen Geschlechts. Und wie konnte es bei dem frohen Gefühle gesunder Kraft, bei deutlichem Bewußtsein eines kecken, kühnen Muthes, der leichten Verletzbarkeit empfindsamer Ehrliebe auch anders sein! Rohheit und Härte treten neben Freiheitsstolz und Biedersinn dabei allerdings scharf zu Tage. Nach Jammer und Wehklage, nach trüben, unheilvollen Ereignissen erwachte jedoch allemal die heitere Lust des Lebens, und mit dem neuerblühenden Wohlstande auch das Streben nach Aufwand und üppigem Genuß. In diesem Sinne berichtet denn eine alte Chronik, daß auch nach den im vorigen Abschnitt geschilderten Tagen des theils selbst geschaffenen, theils vom Himmel verhängten Elendes die Welt anhub, wieder zu leben und fröhlich zu sein. Die Männer schafften sich neue Kleidungsstücke und trugen die Röcke kurz abgeschnitten auf eine Spanne über die Kniee. Die in geregelten Falten vom Halskragen aus gekrausten Mäntel (Hoyken) gingen rund zu und hießen Glocken. An den Schuhen zeigten sich zur Zierde lange, gebogene Schnäbel.

*) Wahrscheinlich wol der „eiserne Hinrich.“

Auch die Frauen umgaben sich mit Gewändern, die durch leichten, luftigen Schnitt sich auszeichneten.

Solche Glückszeiten dauerten aber nicht. Bald umwölkte sich wieder der Himmel, und drohende Wetterwolken stiegen heran, sich im raschen Sturm zu entladen. Der Friede wich bald der Unruhe. Heimliche Pläne bringen ihn zum Sturz.

Leider muß diesmal wieder ein hoher Diener der Kirche Christi, deren Priester Apostel der Eintracht und des Friedens sein sollen, die verderbliche Hand im Spiele haben und die heimlich wuchernde Saat, die Bürgerzwist in stürmischen Zeiten ausgestreut, zur Reife bringen, um sie zu seinem Zweck zu benutzen.

Auf Antrieb des Grafen Gerhard von Hoya, dem es um die Wiedererlangung der Burg Thedinghausen zu thun war, hatte Erzbischof Gottfried seinem Amte entsagt zu Gunsten Alberts, eines Sohnes des Herzogs Magnus von Braunschweig. Nach zweijähriger Unterhandlung hatte der Papst seine Zustimmung gegeben und das Domcapitel zu Bremen sich bereit erklärt, den jungen Fürstensohn als Erzbischof anzuerkennen. Durch zwei Abgesandte hatte das Capitel sich vorher Ueberzeugung zu verschaffen gesucht, welcher Sinnesart und Sitte der Prinz sei. Es lautete aber die Nachricht, es sei ein schätzbarer, weiser, junger Herr, der sich sehr freigebig gezeigt und auch oftmals lateinisch mit ihnen gesprochen hätte.

Mit dem Administrator des Stiftes, dem Grafen Moritz von Oldenburg, drohte anfangs ein Krieg auszubrechen, doch verzichtete derselbe auf seine Rechte, entließ die Stadt der Huldigung und behielt nur das Amt Hagen.

Von einer kriegerischen Schaar umgeben, rückte Erzbischof Albert alsbald in das Erzstift, ließ das Hollerland in Brand aufgehen und zog vor die Stadt Bremen, um sich huldigen zu lassen. Der Rath ließ ihm durch zwei Kämmerer zuschwören, daß er ihm treu und hold sein wolle, unter Vorbehalt alter Sitte, Freiheiten und Rechte. Darnach hielt Albert mit großem Gepränge seinen feierlichen Einzug in die Stadt durch das Heerdenthor, nachdem er Tags zuvor beim St. Pauli Kloster mit seinem Kriegsheere Halt gemacht. Fürsten, Grafen und Ritter in ihren blanken Harnischen zogen mit ihren Dienstleuten vor ihm her. Den Zug eröffneten der Hofmarschall, ein Herr von Kronenburg, der Erzschenk, ein Herr von Gröplingen, der

Pütker oder Mundschenk, ein Ritter von der Borch, der Küchenmeister, der Frohn von der Borch für Schönebeck, der Brotspender, die Erbdrosten, alle zu Pferde, im vollen Glanze ihres Waffenschmuckes. Der Rath, in Gold und Bunt gekleidet, und die Geistlichkeit in unabsehbarer Procession mit gestickten Fahnen und hohen Kreuzen, wallten ihm entgegen und schlossen sich dem Zuge an, darauf folgte die Bürgerschaft. Vor dem Palatio angekommen, sprang der Hofmarschall vom Pferde, ihm den Steigbügel zu halten und außer dem Kuß des Kirchenfürsten auch die Belehnung zu empfangen. Das Pferd, welches den Erzbischof getragen, mußte der Graf von Brockhausen wegführen.

Die Bewirthung, welche auf den feierlichen Einzug folgte und vom Erzbischof ausging, war über die Maßen köstlich. In Gefäßen aus reinem, gediegenem Silber trug man an der Fürstentafel die Speisen auf. Kein Fürst seiner Zeit war ein solcher Feinschmecker und Schwelger, konnte sich eines solchen Koches und solcher Küche rühmen, wie er. Am glorreichsten bewies er dies, als er später in Hamburg Bischöfen und Prälaten, Rathmännern und Herren ein Freudenmahl gab. Da sah man auf der Tafel vergoldete und versilberte Gerichte, Burgen mit Gräben, in welchen lebendige Fische schwammen, große Vögel der verschiedensten Art, gewaffnete Menschenbilder, die man verspeisen konnte u. dgl. m. Den Herren wurden 60, den Knappen 40 und den Knechten 20 Gerichte vorgesetzt und eine Geldsumme dabei verausgabt, die nach damaligen Begriffen alles Denkbare überstieg.

Den Tag nach dem Einzuge ging es in feierlicher Procession nach dem Dom, wo die ganze Priesterschaft, darunter 24 Domherren, im herrlichsten Schmuck, den Erzbischof auf dem hohen Chor erwartete. Choräle wurden gesungen zur Ehre Gottes und allen Heiligen zum Dank. Der Erzbischof übergab seine Briefe, insonderheit die päpstlichen, leistete den Eid, empfing von dem Capitel Landes- und Kirchengut, die Reliquien und alle Kirchenschätze und Kleinodien. Zum Schluß schworen die Vögte und Dienstleute ihrem neuen Herrn Treue und Gehorsam.

Der Erzbischof versöhnte nun die Stadt mit dem Grafen Hoya und schloß mit dem Letztern im folgenden Jahre einen Vertrag, nach welchem während vier Jahren ein allgemeiner Land- und Wasserfriede

bestehen sollte. Den geliebten bremer Bürgern bestätigte er die alten Rechte und Freiheiten und verbriefte und besiegelte sein Versprechen. Dessen ungeachtet hegte er doch den Gedanken, Bremen wieder zu einer bischöflichen Residenz zu machen, wie sie es vor Zeiten gewesen war. Zur Verwirklichung dieses Planes setzte er sich mit ehrgeizigen, charakterlosen Menschen in Verbindung, die auf Kosten des Gemeinwohls nach Reichthum, Ansehen und Herrschaft strebten, die nicht fähig waren, auf offenem, ehrlichem Wege, der Stadt zum Segen, etwas Großes zu werden, mit Anhängern und heimlichen Freunden der vormals vernichteten grande Compagnie. Sogar Mitglieder des Rathes zählten zu jenen Verruchten.

Bis zum Ausbruch der Empörung blieb die ganze Verschwörung in Dunkel gehüllt, und auch des Erzbischofs Einverständniß verborgen. An der Spitze der Aufrührer standen aber der mächtige Seeräuber Johann Hollmann und der feigere, verrätherische Bürgermeister Johann von der Tiever.

Während die größere Menge der friedliebenden Bürger Bremens ruhig dem schönen Pfingstfeste entgegenträumte, welches der nächste Sonntag bringen mußte, landete in der Nacht vom Freitage auf den Sonnabend eine große Anzahl Bewaffneter, meist braunschweigische Söldner, unter Hollmanns Führung in mehreren Schiffen in der Nähe der großen Brücke, an der Holzpforte, neben dem Hause des Bürgermeisters v. d. Tiever, welcher den Einlaß in die Stadt zu besorgen hatte und in großen Küfen die nächtlichen Ankömmlinge an ein Pförtlein hissen ließ, wo sie ausstiegen. Zugleich kam Hülfe von Hollmanns Hause, welches die Nacht erleuchtet war, denn es lag an der oberen Schlachte und konnte so den Schiffen zum Wegweiser dienen. Auch ließ man in die schlecht bewachte Stadt Verschworne durch das Brücken- und Heerdenthor ein.

Johann Hollmann führte seine Schaaren nach dem Markt, wo er sie, in Rotten geordnet, aufstellte. Hier trug man Feuerbrände zusammen, und bald ging der damals hölzerne Roland, das Sinnbild der Reichsunmittelbarkeit, in lichten Flammen auf.

Unterdeß hatten manche rechtschaffene Bürger von dem Vorgange eine Ahnung bekommen; sie weckten einige Rathmänner aus dem Schlafe und liefen beim St. Ansgari-Kirchhofe zusammen, wo der Rathsherr Hinrich Gröning wohnte, der sie

aufforderte, für ihre Freiheit Gut und Blut einzusetzen. Unter dem Geläute der Sturmglocke ging es nach dem Markte zum blutigen Kampfe. Mehrere Bürger eilten bewaffnet herbei, und Gröning trug das Stadtbanner den Aufrührern entgegen. Alsbald begann das Gefecht. Die Flammen des in Feuersglut aufflackernden Rolands leuchteten dazu. Ueber die Streitenden selbst ragte aber die riesige Gestalt des Seeräubers Hollmann hoch empor, und mit fürchterlicher Stimme, Lärm und Waffengetöse übertönend, hörte man ihn schreien: „Zu uns herüber, ihr stolzen Bürger, wer dem Rechte zugethan ist, denn nur darum ist unser Herr nach Bremen gekommen, um ein gerechtes Gericht zu halten, daß Jedermann bei seinem alten Rechte bleibe!“ — Viele traten nun noch zu den Verräthern über. Hinrich Gröning, in dem Streite voran, wurde mit wenig Getreuen — denn mancher Feige hatte bei Hollmanns Anblick und Zuruf die Flucht ergriffen, — an die steinerne Treppe des alten Rathhauses zurückgedrängt. Hier ward ihm die Stadtfahne über der Hand abgeschlagen, er selbst nebst denen, die noch bei ihm geblieben, gefangen genommen. Unter den Gefallenen waren auch die Rathmänner Wilke Steding und Claus Dedeke.

Die meisten Rathsherren, welche mitgefochten, flohen noch in derselbigen Nacht nach Delmenhorst zum Grafen Christian V., welcher sie gastfreundlich aufnahm. Johann von Haren lief während des Tumultes auf die Tresenkammer (das geheime Archiv der Stadt), holte den vom Erzbischof ausgefertigten und besiegelten Landfriedenvertrag und zog mit demselben, Hab und Gut im Stich lassend, von Stadt zu Stadt, indem er überall über die Bosheit und den Meineid des Erzbischofs klagte und um Hülfe bat. Als der folgende Morgen anbrach, konnte der wortbrüchige Prälat mit Hohnlachen auf Bremen, als eine erzbischöfliche Stadt, von den Fenstern seines Palatiums aus, hinabschauen. Seine Kriegsschaaren hausten nun arg und zogen erst nach 8 Tagen von dannen. Er selbst folgte 24 Tage später, nachdem er sich von dem neuen Rath, der, an hundert Personen stark, aus den Aemtern und ihrem Anhange gewählt war *), 20,000 br. Mark, dazu einige Burgen und Zölle hatte verschreiben lassen.

*) Dies deutet auf eine Bewegung der demokratisch gesinnten Bürgerpartei, die glauben mochte, daß die Aufrührer, und namentlich der Erzbischof, mit ihrem Geschrei von Recht und Gerechtigkeit, es ehrlich

Johann Hollmann, der den tapfern Sinn der Bremer kannte und wohl wußte, daß das Unternehmen, wenn auch vorläufig geglückt, doch nicht gesichert sei, ließ, kriegskundig wie er war, sofort sein mit Mauern umgebenes Haus, Hollmannsburg genannt, noch stärker befestigen und Brod, Bier, Fleisch und Fische von Freunden und Feinden nehmen und in seine Wohnung schleppen, um Vorrath zu haben, wenn man ihn angreifen und belagern würde. Dasselbe that auch Johann von der Tiever. Ebenso verrammelte man die Stadtthore mittelst Palisaden und starker Bohlen.

Was Hollmann gefürchtet, trat bald ein. Drei Tage nach dem Abzuge des Erzbischofs rückten die ausgewichenen Rathmänner mit ihren Verbündeten vor die Stadt, da viele gutgesinnte Bürger, die in derselben zurückgeblieben waren, mit ihnen in geheimes Einverständniß getreten waren. Eine Procession zu unserer Lieben Frauen, Almosen und Wallfahrten nach heiligen Orten hatte man gelobt, im Fall die Stadt wieder gewonnen würde. Am Sonnabend, den 27. Juni, bemächtigte man sich, unterstützt von den Grafen zu Delmenhorst und Oldenburg, ohne Widerstand der Stadt, erstürmte das Osterthor, in dessen Verschanzung sich alle Diejenigen, welche sich schuldig fühlten, in Eile mit ihren Schleuder- und Wurfmaschinen geflüchtet, und nahm viele Aufrührer gefangen. Graf Conrad von Oldenburg, in Rath und That ein bewährter Held, belagerte die Hollmannsburg. Das steinerne Wohnhaus der Burg lag an der dritten Schlachtpforte nach der Langenstraße hinaus; der große ummauerte Hof lief an der Schlachte aus. Nach einigen gewichtigen Stößen stürzte die Thür des Hofes ein, und es entspann sich ein hitziger Kampf. Graf Conrad führte eine Gense *), und es gelang ihm, den lange gefürchteten, wilden Seeräuber damit zu erschlagen. Hollmann's Leiche ward neben der Thür seines Hauses zum Fenster hinausgehängt und erweckte durch ihre Riesengröße und den schauder-

---

meinten. Vielleicht schien ihnen auch der Augenblick für eine Erhebung günstig, wobei sie wähnen mochten, mit den Ansprüchen und Anmaßungen, des Erzbischofs, der offenbar die Landeshoheit über die Stadt wieder erringen wollte, leicht fertig werden zu können, wenn sie nur erst einmal im Stadtregimente säßen.

*) Das war ein breites Schlachtschwert, welches einen Rücken hatte wie ein Messer.

haften Anblick, welchen sie darbot, bei Manchem noch Angst und Schrecken. Als sein Weib sie sah, sank sie nieder und gab ihren Geist auf. Der Bürgermeister Johann von der Tiever wurde an einer eisernen Krampe an dem Thürpfosten seines Hauses aufgeknüpft. Dasselbe Schicksal hatte ein Theil der Rädelsführer, während ein anderer Theil mit dem Schwerte zum Tode gebracht ward; auch schleifte man einige an Pferdeschwänzen durch die Stadt. Nach Erstürmung der Hollmannsburg und Tödtung ihres Besitzers wüthete der Kampf auf den Gassen noch eine Zeitlang fort. In demselben kamen außer vielen Bürgern und Söldnern auch mehrere von Hollmann's Knechten um, die man ohne Erbarmen, wie Hunde, niederschlug; fünf derselben verloren ihr Leben durch die Hand des Scharfrichters.

Auf Vorsprache angesehener Bürger wurde den schuldigen geringen Leuten Verzeihung; jedoch mußte die ganze Gemeinde, Mann bei Mann, wieder zuschwören und für künftige Zeiten dem Rathe Treue geloben.

Den stolzen, herrischen Sinn des Erzbischofs zu brechen, wurde das Erzstift mit Soldknechten überfallen, verwüstet und ausgeplündert. Der meineidige Prälat bequemte sich bald, auf Erfüllung der von den Bürgern erzwungenen Versprechen Verzicht zu leisten. Er behielt weder Burgen und Zölle, noch zahlte man ihm die zugesicherten 20,000 bremer Mark aus. Dennoch verübte er fünf Jahre später (1371) neuen Wortbruch, indem er durch die Stiftsritterschaft gegen die Stadt feindlich auftrat, ungeachtet er Urphede zugesagt hatte. Mehrere Dörfer der Umgegend, darunter auch Achim, wurden in Brand gesteckt und verheert. Er starb erst im Jahre 1395, am 14. April, und fand, ganz unverdient, im Dom zu Bremen seine Grabstätte.

Die Aemter und Zünfte in der Stadt erhielten nach den oben geschilderten Vorgängen bei ihren Versammlungen je zwei Rathsherren zu Beisitzern, die sogenannten Morgensprachsherren. Diese Einrichtung war in der Folge für Aufrechthaltung von Ruhe und Sicherheit in der Stadt sehr ersprießlich.

22. Kämpfe mit den Friesen.

Wie rasch wechselnd die Ereignisse in früherer Zeit einander drängten, hat der vorige Abschnitt auf's Neue dargethan. Kaum hatte der Sturm im Innern ausgetobt, kaum war der wilderregten Leidenschaft einzelner ehrgeizigen und selbstsüchtigen Männer ein Ziel gesetzt, so richtete sich der Blick wieder nach Außen. Ein unruhvolles Leben war einmal durch die Zeitverhältnisse gegeben und, wenn die Umstände es erforderten, zu einem kriegerischen Unternehmen auch stets eine kampflustige Schaar bereit zu finden. Wenn gleich durch das immer mehr in Anwendung kommende Schießpulver die Art und Weise der Kriegsführung einer gänzlichen Umgestaltung entgegen ging, so beruhte die Erlangung des Sieges im Kampfgetümmel doch noch wesentlich auf der Stärke des Armes. Die kleinern und größern Schlachten, welche geschlagen wurden, glichen mehr oder weniger wildem Gewühle, einer rohen und wüsten Schlägerei. Mit dem Bewußtsein und der Anerkennung des Werthes persönlicher Kraft hielt sich aber auch der Wahn aufrecht, daß es keine Schande sei, wenn Leute, die nicht durch Bande des Blutes oder der Freundschaft verbunden waren, sich wechselseitig im Besitz von Hab' und Gut, von Freiheit und Leben gefährdeten. Daher blieb Raub und Plünderung zu Wasser und zu Lande noch immer in vollem Gange. Wenn beim steten Hin- und Herwogen des Kampfes nicht ganze Landstriche verarmten und zur Einöde wurden, so lag das einerseits an der ungemeinen Ertragfähigkeit des Bodens, auf welchem die Fehden vor sich gingen, andererseits aber auch daran, daß Alles zu rauben auszog, bald die eine, bald die andere, dann vielleicht gar eine dritte oder vierte Partei obsiegte und so die leicht gemachte Beute schnell aus einer Hand in die andere überging. Daß bei solchen Zuständen Handel und Wandel außerordentlich litten, die bürgerlichen Handthierungen in Städten und Ortschaften schwer gedrückt wurden, bedarf wol keiner Erwähnung. Deßhalb erscheint es aber auch natürlich, daß vom bürgerlichen Gemeinwesen die Versuche ausgehen mußten, jenem Unwesen Schranken zu bauen, es auszurotten und den verderblichen Neigungen des Zeitgeistes eine edlere Richtung zu geben. Wir finden in unsern Chroniken

eine Menge Mittheilungen über Fehden, welche die Bremer zu Wasser und zu Lande theils allein, theils in Verbindung mit andern Städten oder mächtigen Grafen und Herren ausgefochten haben. Wir lesen von zahllosen Hinrichtungen, die uns ihrer barbarischen Härte und Strenge wegen nicht minder mit Entsetzen erfüllen, als die empörenden Grausamkeiten, welche die Verbrecher, meist gefangene Seeräuber, hier oder da begangen hatten. Dabei läßt sich übrigens nicht verkennen, daß uns manchmal Gestalten entgegentreten, welche durch kühnen Heldensinn, durch hartnäckige Tapferkeit und kalte Todesverachtung, trotz falscher Auffassung von Freiheit und Ehrgefühl, eine besondere Aufmerksamkeit erregen, das Urtheil über ihre Handlungen milde stimmen, ja selbst Staunen und Bewunderung erwecken.

Obwohl es nun nicht meine Absicht sein kann, euch den ganzen Schwall der Begebenheiten mitzutheilen, euch in alle Verwickelungen derselben einzuführen, so bleibt es doch unerläßlich, Einiges zu erwähnen, damit ihr im Stande seid, von den rastlosen Bewegungen jener Zeit euch einigermaßen ein deutliches und richtiges Bild auszumalen.

Seit der, im Anfange des 14ten Jahrhunderts stattgefundenen Verbannung der ritterlichen Geschlechter, waren viele Raubburgen in der Nähe der Stadt geschleift, andere in städtisches Eigenthum verwandelt worden. Im letztern Falle hatte man einen Ritter aufs Neue damit belehnt oder Amtleute *) über dieselben gesetzt. Diese Verhältnisse dauerten fort, und weil daraus für die Bürger eine sehr vortheilhafte Sicherheit in der Umgegend Bremens erwuchs, so mußte bald das Verlangen erwachen, andere entfernt liegende Schlösser unter dieselbe Botmäßigkeit zu bringen. Dies war gegen das Ende des Jahrhunderts im weiten Umkreise ziemlich gelungen. Wo das Schloß oder die Burg nicht reines Eigenthum genannt werden konnte, da war es Lehen- oder auch Pfandgut **). Aber die Hauptnahrungsquelle der Stadt, der Handel, heischte zu gedeihlicher Entwicklung einen weit größern unbeschränkten Raum. Die Schifffahrt mußte von Hindernissen unbeengt und das den Ufern des Stromes zunächst liegende Land, wenn nicht Besitzthum der Stadt, doch derselben befreundet

---

*) Diese scheinen immer Rathmänner der Stadt gewesen zu sein.

**) Auch die Erzbischöfe verpfändeten oft, wenn sie in Geldverlegenheit waren, eines ihrer Schlösser der Stadt.

sein, was indeß niemals volle Wahrheit werden wollte. Kühne Seeräuber, darunter die, wegen ihrer unglaublichen Verwegenheit weithin gefürchteten Vitalienbrüder *), die Gesellschaft der Lykendeeler, der Uthligger u. a. fanden bei angesehenen Friesenhäuptlingen im Gebiete der Weser gastliche Aufnahme und Unterstützung, so daß es ihnen sogar gelang, feste Burgen an der Meeresküste zu errichten und überall sichere Schlupfwinkel zu haben. Daraus erwuchsen allerhand Fehden der Bremer mit den Häuptlingen, die man nun der Theilnahme am Raube bezüchtigte. Viele hitzige Gefechte zu Wasser und zu Lande wurden geliefert; manche Burgen (in Friesland meist befestigte Kirchen) belagert und mittelst gewaltiger Wurfmaschinen theilweise zertrümmert, bevor die Erstürmung möglich war. Manches theure Menschenleben ging dabei qualvoll zu Grunde. Nicht jeder Steinwurf, Stoß, Stich oder Hieb mit irgend einer furchtbaren Handwaffe, deren schrecklichste wol der wuchtvolle, schwere Morgenstern **) war, zerschmetterte dem davon Getroffenen den Hirnschädel, viele Kämpfer lagen Stunden lang mit gebrochenen Gliedern, weitaufklaffenden Wunden, im Blute schwimmend, ohne Hülfe und ohne Rettung auf der Wahlstatt und ihr Schmerz- und Jammergestöhn mischte sich unter das Getöse, welches, durch das Geklirr der Waffen, dem Krachen der Belagerungsmaschinen, dem Schreien und Rufen der noch Streitenden verursacht, die Luft erfüllte.

Der mächtige Friesenhäupling, Hayo Husken, vertheidigte sich in Esensham auf Tod und Leben. Dreizehn Tage lang dauerte der Angriff mittels der Belagerungswerkzeuge, dann erst erfolgte die Ein-

---

*) Eigentlich Victualienbrüder. Sie entstanden im 14. Jahrhundert auf Veranlassung eines Herzogs von Mecklenburg, indem derselbe Bürger von Rostock und Wismar beauftragte, Schiffe auszurüsten, damit auf's Meer zu fahren und den ihnen begegnenden Schiffen Lebensmittel (Victualien) abzufordern, um selbige den belagerten Stockholmern zuzuführen. Zu dem Unternehmen meldeten sich kühne, verwegene Leute, welche nachmals auf eigene Faust Seeraub trieben. Als Seeräuber durchstreiften sie auch die Gewässer der Nordsee, wo sie selbst noch im 15. Jahrhundert, da sie immer neue Mitglieder in ihren Bund aufnahmen, gekannt und gefürchtet waren.

**) Der Morgenstern war eine Art Keule, ein langer dicker Stiel, an dessen einen Ende eine Kugel aufgesteckt und befestigt war, aus welcher große, spitze Nägel, wie kurze Strahlen, hervorstarrten.

nahme der Festung, worüber fast ein ganzer Tag verstrich. Schritt vor Schritt mußte fechtend den tapfern Friesen ihr muthvoll geschirmtes Eigenthum entrissen werden. Am hartnäckigsten wurde die Kirche von ihnen vertheidigt, deren starker Thurm später angehauen und mit hölzernen Stützen versehen wurde, welche man anzündete, so daß er kopfüber stürzte.

Den in Gefangenschaft gerathenen Hayo begehrte ein den Bremern diesmal verbündeter Häuptling, Edo Wiemken, zu tödten. Hayo hatte nämlich dessen Halbschwester zur Frau gehabt und dieselbe mit Unrecht verstoßen, weßhalb Edo ihm todfeind war. Der bremische Rath verweigerte anfangs die Auslieferung des Gefangenen, zumal da Hayo unter Thränen darum flehete, daß man ihn behalten möge. Als der Rath aber heimkehrte, fiel er dem Feinde doch in die Hände. Edo nahm ihn mit nach Jever, wo er ihn in Eisen legen, dann Hungerqual leiden und endlich tödten ließ, indem man ihn mittels eines härnen Strickes, der um den Leib geschlungen und doppelt zusammengedreht wurde, durchschnitt. Auf dieselbe Weise hatte Hayo seine Gefangenen gemartert, ihnen ihre Habe abzupressen.

Um die Mannigfaltigkeit der Kämpfe und Fehden damaliger Zeit noch genauer anzudeuten, mag hier das Nächfolgende als Zwischenbemerkung seinen Platz finden.

Wie an den Ufern der Unterweser, gab es auch oberhalb der Stadt allerhand Raubgesindel, welches die Schifffahrt und den freien Verkehr auf der Weser hinderte. Daher man auch dorthin blutige Fehden führte, bei welchen nicht selten das Interesse des Erzbischofs oder fürstlicher Häuser im Spiele war, so daß die Stadt auch diese gegen sich auftreten sah.

In unserer flachen Gegend sind die Trümmer jener zahlreichen Burgen mit dem Untergange der Geschlechter, die sie bewohnten, überall fast spurlos verschwunden. Nur hin und wieder kennt die Sage noch den Ort, wo ein gefürchtetes Raubschloß lag.

Was die Bremer fern von der Stadt eroberten, das gaben sie einem zuverlässigen Manne unter festen Bedingungen zn Lehen. So machten sie es auch an der Unterweser. Esenshamm und Rothenkirchen waren einem Dido Lübben anvertraut, welcher aber von den benachbarten Häuptlingen mancherlei Kränkungen erleiden mußte, denn die freiheitsstolzen Friesen wollten in ihrem Lande die Herrschaft der Bremer

nicht dulden. Im Jahre 1400 kam offene Feindschaft zwischen den letzteren und den Häuptlingen Lübben Siebeth und Nannen Duiren nebst dem ganzen rustringer Lande. Die Bremer verbanden sich mit dem Junker Moritz von Oldenburg und den Stiftsgenossen. Man stellte Reiter in bestimmter Anzahl und Fußvolk, so viel man aufzubringen vermochte. Da kamen mehr denn 6000 Kriegsleute zusammen. Die Stadt versorgte das ganze Heer mit Lebensmitteln. Die Beute sollte zu gleichen Theilen gehen; was aber an Kirchen, Burgen und heiligen Gütern genommen werde, das sollten die Bremer allein haben. Der Kriegszug ging unter Raub und Brand in mehreren Zügen durch das feindliche Land bis vor Langewarden, woselbst der Häuptling Dido Lübben um Schonung bat, die ihm gewährt wurde, nachdem er dem Rathe gehuldigt. Die Beute, welche man bis so weit gemacht, war unermeßlich und veranlaßte, daß die Bundesgenossen der Bremer vom ferneren Zuge abstanden, so daß die beiden Hauptfeinde, Lübben Siebeth und Nannen Duiren, eigentlich ungeschädigt blieben. Junker Moritz meinte, die Beute an Pferden, Ochsen, Kühen, Schweinen und Schafen sei schon so groß, daß man sie kaum fortschaffen könne. Ueber eine lange, breite, wohlbefestigte Schiffsbrücke über die Heete (wahrscheinlich ein alter Arm der Weser) ging der Zug rückwärts. — Die Bremer mochten aber den Gedanken an gänzliche Unterwerfung des Landes nicht so leicht aufgeben und unternahmen im folgenden Jahre einen neuen Zug, welcher jedoch ziemlich mißglückte. Treulosigkeit der unterworfenen Häuptlinge reizte zu wiederholten Versuchen, und im Jahre 1407 beschlossen die Bremer die Anlegung einer Zwingburg an der Heete, mitten im rustringer Lande. Anfänglich begehrten die Bremer ihres Erzbischofs Hülfe; als dieser aber Hinterlist zeigte, verließen sie sich auf ihre alleinige Stärke, und begannen das Werk zur Zeit des Sommers. Die Burg wollte man die Friedeburg nennen, weil sie zum friedlichen Besitz des Landes verhelfen sollte. An Kosten wurde nichts gespart, sondern von Bier und Hafer so viel aufgewandt, wie Keiner zu denken wußte. Merkwürdig war der ergiebige Fischfang jener Zeit. Die Leute liefen nur bis an die Kniee ins Wasser und griffen mit den Händen so viel, als sie nur haben wollten. Als das Schloß aber fertig war, wird vermeldet, da waren die Fische aus jener Gegend wieder verschwunden.

Keck und trotzig schaute die Veste in das Land hinein, umgürtet von zwei breiten und tiefen Gräben. Noch vor ihrer Vollendung war aus Eifersucht und Mißtrauen wegen der Zwingburg Fehde ausgebrochen mit dem Grafen Christian von Oldenburg. Derselbe überfiel die Grafschaft Delmenhorst und plünderte das Grolland aus. Nach mancherlei Kabalen mit dem Erzbischof gelang es den Bremern erst im folgenden Winter, ihm mit ansehnlicher Heeresmacht ins Land zu fallen. Mit Brand und Plünderung durchzog man den Moorriem bis vor Oldenburg, und machte große Beute, die man aber nicht wegführen konnte, weil das Eis zu hinderlich war. Nur etlichen Schmieden, die auf Abenteuer Nägel mitgenommen, gelang es, indem sie das Vieh damit beschlugen, glücklich über die glatte Eisbahn zu kommen. Kurze Zeit darauf unternahm der Rath noch eine besondere Reise in das Land der Butjadinger (der Butenjader), um Seeräuber zu züchtigen und ihre Schiffe zu zerhauen. Viele Grafen und Ritter hatten sich als Bundesgenossen betheiligt. In eiligem Zuge rückten die Bremer vor und kamen in das Land jenes Dido, welcher zu Langewarden hausete. Hier trafen sie den Grafen Christian von Oldenburg mit 100 Reitern. Einen großen Raub führte er mit sich. Die Bremer hielten bei Golzwarden und ließen den Feind, der von ihrem Anrücken keine Ahnung hatte, ruhig heran kommen. Als es ihnen Zeit schien, anzugreifen, brachen sie so plötzlich hervor, daß die oldenburgische Schaar augenblicklich bestürzt wurde. Der feige Fähnrich Liborius warf die Fahne sofort in das Schilf am Wege und wandte sich zur schleunigen Flucht. Ihm folgten die Uebrigen. Die nacheilenden Bremer erstachen die Flüchtlinge meist alle. Eine Menge gesattelter Pferde verblieben den glücklichen Siegern. Graf Christian gerieth in Gefangenschaft und wurde, mit gebundenen Händen auf dem Pferde sitzend, im Triumph nach Bremen geführt, wo er in des Rathsboten Keller, unter den Schuhbuden am U. L. Frauenkirchhof, in einem engen Gewahrsam *) sein Schicksal beklagen konnte.

Den Tag nach dem leichten Siege über die Oldenburger durchzogen die Bremer mit Didos Friesen das Land und zerschlugen und

*) Einige sagen, man habe ihn, in eine Kiste gesperrt, verwahrt. Wahrscheinlicher soll das Wort „Kasten" in den alten Chroniken eine enge Zelle bedeuten.

verbrannten alle Schiffe, die sie auffanden. Als sie heimkehren wollten, war es finstere Nacht geworden, daher die Reiter sich eng zusammen hielten und in Haufen über das Eis ritten. Da durchbrach es an einer Stelle mit lautem Krachen, daß 20 Menschen nebst 30 Pferden im tiefen Gewässer einen jähen Tod fanden.

Ein dritter, für die Bremer ebenfalls recht glücklicher Zug, welcher im Mai gegen die Wurstfriesen, im Lande Würden, unternommen ward, brachte eine Sühne mit den oldenburgischen Grafen zu Stande, worauf der gefangene Christian gegen Unterpfand seiner Haft entkam.

Die Bremer geboten nun von der stolzen Friedeburg aus über alles Land zu beiden Seiten der Weser, welches hüben zu Butjadingen, drüben zum Lande Wursten gehörte.

---

23. Dido und Gerold.

Das Streben, welches die Bremer veranlaßte, sich hier und dort, und namentlich mit den Friesen, in Fehden zu verwickeln, hatte einen so triftigen Grund, daß wir demselben unsere volle Anerkennung seiner Berechtigung nicht versagen können. Die Schifffahrt auf der Weser mußte eben so wohl allezeit offen sein, als der Verkehr über Land; das war für die Unabhängigkeit und den Wohlstand der Stadt durchaus nothwendig. Jedes Gemeinwesen, und sei es noch so klein, hat zunächst die Verpflichtung, seine selbständige, ungehinderte Bewegung, sobald sie fest begründet ist, auch zu schirmen und vor dem möglichen Untergange zu schützen. In solcher Lage befand sich Bremen, als seine Bürger darauf ausgingen, Land zu erobern, um die Herrschaft über diejenigen Nachbarn zu gewinnen, welche der gedeihlichen Entfaltung seiner Hauptlebenskräfte, Handel und Verkehr, feindlich entgegenstrebten. Dennoch aber lag auf der anderen Seite etwas Unnatürliches darin, daß sie freie Männer zu beherrschen suchten, während ihnen selbst kein Erdengut so hehr und heilig däuchte, als

die Freiheit. Wie hatten sie dieselbe zu wahren getrachtet, erst gegen die Gewalt der Königsvögte, dann der Erzbischöfe und Sachsenherzoge! Mit welcher Eifersucht überwachten sie noch immer die Reden und Handlungen ihres geistlichen Oberhirten! Wie sehr leuchtete ihnen bei den inneren, blutigen Parteikämpfen das leider vielfach mißbrauchte Wort „Freiheit“ voran! Hätten sie da nicht die Freiheit Anderer auch achten und ehren sollen? War es nicht verwerflich und mit dem Dichten und Trachten des eigenen Herzens im Widerspruch, wenn sie freie Männer unterjochten, von einer Zwingburg herab über dieselben geboten? Wahre Freiheit duldet unter und neben sich keine Knechtschaft und übt eben so wenig Tyrannei aus, als sie das Joch der letzteren zu tragen auch nur im Geringsten gewillt ist. Doch täuschen wir uns nicht, indem wir solchen Gedanken Raum geben, durch ein voreiliges Urtheil. Fragen wir lieber, ob es denn mit der Freiheit jener Friesen wirklich so weit her war! Da zeigt sich bei aufmerksamer Betrachtung der Geschichte, daß das eigentliche Volk der Friesen, d. h. der geringe, mehr oder minder in Abhängigkeit lebende Mann, sich unter Bremens Herrschaft wahrscheinlich eben so wohl befand, als unter der seiner Häuptlinge, die es an mancherlei Unterdrückungen durchaus nicht fehlen ließen. Da erscheinen als freie Friesen nur die bei äußerer Ruhe des Landes vielfältig mit einander hadernden Häuptlinge und außer ihnen diejenigen, die zu ihren Familien zählten. Für diese Betrachtungsweise spricht die Wahrnehmung, daß in der friesischen Geschichte von Kämpfen zwischen einer Volks- und Häuptlingspartei häufig die Rede ist. Wenn es nun in unseren Chroniken heißt, daß die rustringer Friesen den Bremern heimlich und offenkundig grollten, so ist das eben nur von den Häuptlingen zu verstehen, die sich nothgedrungen unterworfen und der Stadt Bremen Treue gelobt hatten.

Der greise Häuptling Dido Lübben zu Langwarden konnte die Schmach nicht ertragen, ein Lehnsmann der Bremer zu heißen. Ein schwerer Kummer lastete auf seinem, für die Freiheit begeisterten Herzen. Er hatte seit den frühesten Tagen der Kindheit auf ureigenem, freiem Boden gelebt, hatte nie dem Machtspruch eines Gewaltigern seinen Willen untergeordnet; hatte Niemandem außer seinem Gotte und sich selbst gehorchen gelernt; war aufgewachsen kühn und stolz, ein Gebieter im heimatlichen Lande; daher schmerzte ihn in seinen alten Tagen

der Verlust des Höchsten und Unschätzbarsten, was er besessen, der angestammten und liebgewordenen Freiheit doppelt, ja dreifach schwer. Es war ihm, als sei er durch den Eid, den er den Bremern geleistet, in Ketten geschmiedet, und Ketten drücken, auch wenn sie von Gold sind. Gern hätte er sie zersprengt und seinen Obherren vor die Füße geschleudert, aber die Macht der Verhältnisse hielt ihn gebunden, daß sein Wille ohnmächtig blieb, und seine Kraft erlahmte. Doch seine Seele loderte in geheimen Zornesflammen und je gebundener er sich fühlte, desto mehr erstarkte sein Sinn in bitterm Haß wider die Bremer. Durch die Vorspiegelung, daß die alte Zeit, in welcher es mittels Raub und Plünderung der Schiffe, welche die Weser befuhren, reiche Beute gab, wieder zurückkehren müsse, gelang es ihm, auch seine Untersassen mit gleichem Groll wider die Bremer zu erfüllen. Bald mußten die Letztern von allerhand Gewaltthätigkeiten hören, welche sich die Rustringer wider Angehörige der Stadt Bremen erlaubten; von schandbarem Frevel, den sie ohne Scheu zu begehen wagten. So glitten bei sternheller Nacht mehrere Kähne, worin arme Fischer saßen, die ihrem Gewerbe nachgehen wollten, den Weserstrom hinab, an Langwarden vorüber. Da nahten sich vom Ufer einige wohlbemannte friesische Boote. Man griff die Fischerkähne an, beraubte sie des Steuers, der Ruderstangen und Segel und ließ sie dann den Strom hinabtreiben; nur ein sogenannter Zufall rettete den Hülflosen das Leben. Allmälig wurden Dido Lübben und seine Friesen kühner. Schiffe, mit Salz und Korn beladen, nahmen sie ebenfalls zur Beute, und unverholen sprach der Häuptling die Drohung aus, daß sein Arm nicht eher ruhen solle, bis die Friedeburg im Lande gebrochen und die alte Freiheit wieder hergestellt sei. Aerger jedoch, als er, hausete sein Sohn, welcher gleichfalls Dudo oder Dido *) hieß.

Da riß den Bremern endlich die Geduld. Der Rath sammelte ein streitbares Heer, (man sagt, daß es aus 300 Reitern und 3000 Fußknechten bestanden habe), und überzog das Land Rustringen mit Belagerungen und Krieg. Der Zug der Bremer dehnte sich sehr weit aus, da inzwischen mehrere Häuptlinge im Stadtlande **) sich

*) Er wird auch Wiarda genannt, welches derselbe Name sein soll.

**) Das unterworfene friesische Gebiet trug den Namen Stadtland, da sich die Herrschaft des Rathes oder der Stadt, von der des Erzbischofs von Bremen streng unterschied.

widerspenstig gezeigt hatten. Viele Vesten wurden erstürmt, darunter auch Esens, und die besiegten Häuptlinge schworen aufs Neue Treue und Gehorsam.

Nach solchen Vorgängen kam kurze Ruhe. Dann vereinigten sich im Jahre 1418 fast sämtliche Friesen, die am Weserstrande wohnten, ihr Land zu befreien und die Zwingburg zu brechen. An der Spitze der Bundes standen der junge Dido und sein Bruder Gerold. Diese beschlossen, die Burg zur Nachtzeit zu überfallen und wählten zu dem Wagestück vierundzwanzig Landsleute und zwanzig sächsische Hakenschützen *) aus. Ohne das Hauptheer zu erwarten, zogen sie am Abend des 5. Octobers, mit den nöthigen Waffen versehen, gegen die Burg, deren äußeres Gemäuer auf Sturmleitern leicht erstiegen ward. Aber so schweigend und behutsam man das Werk auch begonnen hatte, es war dennoch bemerkt worden. Der alte Schloßhauptmann Ballehr sah von dem Fenster seines Gemaches aus die verdächtige Bewegung. Eine dunkle Gestalt nach der andern schien über die Mauer herüberzuschweben. Der erste Ring um die Burg füllte sich mit ihnen an, und hier und da war leises Geräusch zu vernehmen, das die Angreifenden nicht ganz vermeiden konnten. Ballehr machte sofort Lärm und rief seine Leute zur Wehr. Einige Augenblicke vergingen, da entstand im Innern der Burg Getöse, die Waffen erklirrten und die Wächter ließen von den Thürmen den Klang ihrer großen Hörner erschallen, daß es schauerlich und gellend durch die Stille der Nacht weithin in die umliegende Gegend drang. Bald regte es sich auf dem Burghause, der Schanze und über dem Thore; kräftige Arme erfaßten große Holzblöcke und Steine, die dort zur Vertheidigung längst bereit lagen, um sie unter wildem Geschrei auf den Feind herniederrollen zu lassen. Die Angreifenden brauchten ihre Gegenwart jetzt natürlich nicht mehr zu verheimlichen. Sie suchten weiter vorzudringen, aber ihrer Viele sanken, vom schweren Stein oder schwirrenden Pfeil getroffen, tödtlich verwundet nieder. Die Hakenschützen luden ihre Gewehre, suchten sie in der Dunkelheit zu richten und feuerten sie ab. Aber bald

*) So hießen sie, ihrer schweren Feuerrohre wegen, die man Hakenbüchsen nannte, weil am Schaft ein Haken saß, an welchem, zur Stütze beim Abfeuern, eine Gabel befestigt wurde. Man schoß daraus mit vierlöthigen bleiernen Kugeln.

erkannten die Friesen die Unmöglichkeit, noch während der Nacht ihr Vorhaben zu vollenden, sie zogen sich etwas zurück und versteckten sich, um vor dem Wurfgeschoß der Besatzung des Schlosses sicher zu sein, in den Büchsenhöhlen. Als die Nacht verstrichen war und im Osten der Morgen grauete, rief Gerold seine Genossen herbei und meinte, daß es besser sei, für dies Mal wieder davon zu ziehen, man könne zu gelegener Zeit wiederkommen. Da hieß es von Dure und Rode Eden: „O Dido und Gerold, verzaget ihr? Ihr habt uns hergebracht und wollt nun die Ersten auf der Flucht sein, damit man uns als Verräther fange und wir Alle aufs Rad kommen? Seid nur muthig, so wird das Schloß bald in unserer Hand sein!“ —

Nun begann der Versuch einer Erstürmung von Neuem, aber die deutschen Hakenschützen traten mit den Burgleuten in Unterhandlung. Sie streckten die Waffen und begaben sich in die Gnade des bremischen Rathes. Während der Unterhandlung erschoß der verwegene Rode Ede den wackern Schloßhauptmann Arend Ballehr.

Als die Burgleute ihren Hauptmann fallen sahen, suchten sie, wuthgereizt, noch mannhafter die Veste zu schirmen, und das Häuflein der Friesen, seiner Hakenschützen beraubt, kam nun in eine schlimme Lage, die dadurch noch bedenklicher wurde, daß vom Felde her die in aller Eile von der Besatzung der Friedeburg entbotene Hülfsmannschaft der Wurstfriesen heranrückte. Die Schaar der Rustringer, unter Dido und Gerold, erkannte die Gefahr, in der sie schwebte, recht gut, und schon stand Rode Eden auf der Schloßbrücke, um seinen muthigen Kampfgenossen das Zeichen zum Rückzuge zu geben, da rief eine Stimme von der Zinne des Burgthores herab, den anrückenden Wurstern entgegen: „Fromme Männer allzumal! Das soll Gott nicht wollen, daß uns diese meineidigen Verräther entlaufen!“ — In größter Eile rannten die Angerufenen den Flüchtlingen entgegen und umzingelten sie so, daß noch auf der Brücke alle in Gefangenschaft fielen, sowohl Friesen als Sachsen; nur Rode und Dure Eden entkamen.

Im Triumph führte eine starke Bedeckung die Gefangenen nach Bremen, wo sie den Händen des Rathes überliefert wurden. Die Sachsen erhielten nach geschworener Urfehde ihre Freiheit; die Friesen hingegen verurtheilte man sämmtlich zum Tode. Die beiden unglücklichen Brüder, Dido und Gerold, sollten zuerst unterm Galgen enthauptet, die anderen aber lebendig gerädert werden.

Der Augenblick der Vollziehung des harten, nur für jene Zeit mit ihren rauhen Sitten zu rechtfertigenden, Urtheils kam schnell heran. Das war dermalen noch wohlthätiger Brauch, die zum Tode Verurtheilten durch eine sogenannte Vorbereitung auf das Jenseits nicht erst auf die geistige Folter zu spannen. Warum, fragen wir, muß da, wo das Letztere geschieht, zu der körperlichen auch noch die Marter der Seele kommen? — Uns erscheint es des Menschen unwürdig, den Nebenmenschen, und wäre es der ärgste Verbrecher, wenn einmal der Tod der Sünde Sold sein muß, auf ausgesuchte, grausame Weise das Leben zu kürzen.

In edler, fester Haltung schritten Dido und Gerold, ihren Unglücksgefährten voran, zur Richtstätte. Sie hatten zwar gefrevelt, indem sie dem Rathe zu Bremen Treue geschworen, und diese gebrochen; aber in ihrem Bewußtsein erkannten sie die Schuld des Verbrechens minder groß, weil ihr Eid durchaus kein freiwilliger gewesen war, und glühendes Verlangen nach dem Besitz der angeerbten Freiheit ihn zu verletzen trieb. — Als das Haupt des älteren Bruders, Dido, durch des Nachrichters Schwert vom Rumpfe getrennt, in den Sand rollte, nahm der jüngere, Gerold, es auf, preßte es mit zerknirschtem Herzen in den Händen, benetzte es mit heißen Thränen und drückte einen letzten, langen Kuß auf die bleichen Lippen. — Solche That der innigsten, treuesten Bruderliebe machte die Herzen der Umstehenden vor Rührung erzittern. Die anwesenden Rathmänner näherten sich dem herrlichen Jüngling und redeten vor ihm mit bewegter Stimme, daß man ihm das Leben erhalten wolle, wenn er geneigt sei, sich in Bremen häuslich niederzulassen; für eine gute, standesmäßige Verheirathung solle gesorgt werden. Da entstand in der Seele des jungen Friesen ein kurzer Kampf, den die dargebotene Aussicht, das Leben zu retten, herbeiführte; aber bald richtete er sich stolz empor und antwortete in einem Tone voll Wehmuth und zugleich voll Bitterkeit: „Ich bin nicht solcher Herkunft, daß ich eure Schuster- und Pelzertöchter freien könnte; wollt ihr mich aber loslassen, so fülle ich euch einen halben Scheffel mit Goldgulden, sobald ich frei bin.“ — Nicht als Gnadengeschenk seiner Feinde, wohl aber als erkauftes Gut wollte er sein Leben behalten. Das Anerbieten schien den Rathleuten annehmbar, und schon wollte man drein willigen, da erhob der alte Rathmann Johann Vallehr, ein

Vetter des zur Friedeburg gefallenen Schloßhauptmannes, warnend seine Stimme, indem er sprach: „Glaubt ihr, daß der dort den blutigen Bruderkuß jemals vergessen wird?“ — Das wirkte der vorhin günstigen Stimmung für Gerold entgegen, dazu erinnerte man sich der Schmähung, die in seiner Antwort enthalten war. Die Unterhandlung nahm sofort ihr Ende. Es verging ein Augenblick. Das blanke Richtschwert blitzte durch die Luft, ein krachender Hieb, — und Gerolds blondhaariges Haupt lag neben dem des geliebten Bruders.

So strafte die alte Zeit Meineid und Verrath auch an freigeborenen Häuptlingen!

Freunde der Brüder errichteten dem Gerold im Umgange neben dem Dome einen Denkstein.

Jene langhaarige Riesengestalt, welche, das breite Schlachtschwert vor sich, in der Ecke des Umgangs, die dem Chor der Kirche gegenüber liegt, jetzt in kaum noch erkennbarer Form, steht, soll das Bildniß Gerolds, des edlen Friesenhäuptlings sein.

24. Ende der Friesenkämpfe.

Ein Versuch, die Zwingherrschaft der Bremer abzuwerfen, war mißglückt. Die Gefangennehmung der kühnen Häuptlinge, Dido und Gerold, hatte den Augenblick diejenigen Rustringer, welche den Aufstand unterstützten und ihn ausführen helfen wollten, entmuthigt. Zwar naheten sie am Morgen jenes, für das Brüderpaar und ihre nächtlichen Waffengefährten so verhängnißvollen Tages, der den Verwegenen statt der Bahn des Sieges, den Weg des Verderbens und schmachvollen Unterganges eröffnete, kampfgerüstet der Friedeburg, als sie aber die Besatzung des Schlosses durch die Hülfsmannschaft der Wurster ansehnlich verstärkt und ihre Bundesgenossen in Ketten und Banden sahen, wichen sie vorsichtig zurück.

Das schimpfliche Ende der Gefangenen erregte Furcht und Entsetzen im Lande Rustringen. Neben tiefer Trauer um die Gefallenen

bemächtigte sich der Gemüther eine große Niedergeschlagenheit. Die stattlichen Warten der stolzen Zwingburg schauten, wie es schien, kecker als je zuvor, in das freie Land, das bald die Stürme des hereinbrechenden Winters mit flockigem Schnee, wie mit einem Leichentuche verhüllten. Aber wie die winterliche Kälte das Leben der Natur nur scheinbar tödtet, wie unter der erstarrten Oberfläche verborgene Kräfte sich emsig regen, so waltete in den Herzen der unterjochten Friesen immerwährender, geheimer Groll. Noch war die Macht der Unterdrücker im Wachsen, sobald aber ein günstiger Zeitpunkt sich einstellte, sollte sie vernichtet, sollte der in der Stille gereifte Entschluß zur bestimmten, entscheidenden That werden.

Der Winter verging. Der Frühling goß liebliches Grün und den schimmernden Schmuck zahlloser Blüthen herab auf die verjüngte Erde, da toste Hader und Zwietracht im Friesenlande. Der Rath zu Bremen ward angerufen, zu schlichten und zu helfen. Die Häuptlinge der fünf Kirchspiele Butjadingens hatten Streit mit ihren Unterthanen, die mit Steuern und Abgaben hart gedrückt wurden. Die Bremer sandten zum Schirm der Bedrängten 1000 waffenfähige Männer ab, die mit Schleuderwerkzeugen, Büchsen und Belagerungsmaschinen wohl versehen waren und unter dem Befehl eines alten, kriegserfahrenen Rathmannes, Johann Frese, standen. Die Wurstfriesen mußten, gezwungen, den Zug verstärken. Zuerst rückte man vor die Kirche zu Bleren und nahm sie binnen vier Tagen, darnach fiel die zu Langewarden, Burhave aber, der am stärksten befestigte Ort, hielt tapfere Gegenwehr. In dieser Veste leitete Sybeth Papinga, der gefürchtetste Häuptling, persönlich die Vertheidigung. Täglich spielten die Belagerungswerkzeuge der Bremer, glühende Steine und gewaltige Holzblöcke in und gegen die Veste schleudernd, aus der das klägliche Geheul des zahlreich hineingetriebenen, hungernden Viehes bei Tag und Nacht erscholl, denn die aufgehäuften Vorräthe an Heu und Stroh waren rasch verbraucht worden. Vier Wochen waren vergangen, da überließen die Belagerten dem Feinde gegen freien Abzug den standhaft behaupteten Ort, in welchem sie es des entsetzlichen Geruches wegen, den das viele gefallene, in Verwesung übergegangene Vieh verursachte, nicht länger aushalten konnten. Sofort begannen die Bremer die Zerstörung der Veste. Mit hölzernen Stützen, welche man in Brand setzte, wurden die starken Thürme unterfangen, worauf

sie bald barsten, in ein Schwanken geriethen und alsdann zusammen brachen. Die hohen Bollwerke und Schanzen stürzte man in die Gräben. Vierzig Mann arbeiteten ohne Unterbrechung einen ganzen Tag an dem Werke der Vernichtung.

Bremens Herrschaft im Gebiete der Unterweser erreichte nun ihren Höhepunct. Der Rath erlangte von dem feilen Kaiser Sigismund, welcher dem Hause Luxemburg entstammte, sogar Brief und Siegel*), daß er alles Land von der Weser bis zur Jahde und Nordsee in besonderem Schutz und unter steter Gerichtsbarkeit haben solle. Dem Sybeth Papinga ward die Herrschaft darüber, angeblich großer Vergehungen wegen, entzogen. Die Häuptlinge im Lande Butjadingen huldigten darnach der Stadt, entschlugen sich des Seeraubes und versprachen selbst, auch das Strandrecht nach Maß und Billigkeit beschränken zu wollen. Eine größere Machtvollkommenheit konnte Bremen für den Augenblick kaum wünschen. Bald trug die glänzende Errungenschaft die erwartete Frucht. Der Handel blühte wunderbar empor, weil nicht allein die Schifffahrt von den erheblichsten Hindernissen befreit war, sondern auch die ins Nachbargebiet führenden Wege überall mit Sicherheit benutzt werden konnten. Die stolze Friedeburg blieb Wächter im eroberten Lande. Von ihren Thürmen lugte man nach allen Seiten ins Weite, und die Bewohner der grünen Marschen, Rustringer und Butjadinger, empfingen von ihr herab Recht und Gesetz. Der alte, bewährte Kriegsheld, Johann Frese, wurde Schloßhauptmann oder Droste. Von des Landes Abgaben, die nicht gering waren, kamen zwei Drittheil nach Bremen; ein Drittheil behielt das Land.

Der Stern der bremischen Herrschaft über das Friesenland, der so herrlich emporgestiegen und nun so glänzend strahlte, neigte sich indeß bald wieder zum Untergang. Die mächtige Friedeburg war dem ganzen Friesenvolk ein Gegenstand der Eifersucht und des Hasses. Die Wucht der Zwingherrschaft wurde gar zu schwer empfunden. Auch lebten von jenem enthaupteten Bruderpaar noch Verwandte und Anhänger, die im Geheimen längst entschlossen waren, das schmachvolle Ende desselben zu rächen.

*) Zuerst geschah die Uebertragung durch den kaiserlichen Gesandten Siegfried von Wending; die spätere Urkunde datirt: Juli 25, 1420.

Ein freiheitliebendes Volk fügt sich wol eine Zeit lang der Gewalt des Stärkeren, aber auf die Dauer vermag es nicht zu gehorsamen. Es duldet und schweigt nur so lange, bis die ihm innewohnende Kraft sich gesammelt, der Muth gestählt und die nothwendige Einigung Aller erreicht ist. Lange vermag auch des Winters strenge Kälte über mächtige Ströme die Decke von Eis auszuspannen; aber unter ihr rauscht unausgesetzt Woge an Woge unhörbar fort, bis der junge Lenz sich regt, bis ein Strahl der im höheren Bogen kreisenden Sonne das erstarrte Element erwärmt und alle Schläfer zum neuen wonnigen Dasein weckt. Dann kracht es laut; dann zerbricht die winterliche Hülle, und mit Donnergetöse tritt der entfesselte Strom wieder ins volle Leben ein.

Der tapfere Sybeth Papinga, der Bremer ergrimmtester Feind, eingedenk seiner Niederlagen und Verluste, wußte durch unermüdetes Aufreizen sämtliche Häuptlinge zwischen Weser und Ems, darunter die berühmtesten Helden der Friesen, Ocko tom Brooke, der zu Aurich saß, und Focke Ukena, welcher im Brockmerlande gebot, zu einem Bunde zu vereinen. Die jenseits der Jahde wohnenden Häuptlinge waren auf die schwellende Macht der Bremer längst aufmerksam geworden. Wie leicht konnten auch sie künftig auf ihren Vesten beunruhigt, in Ansehen und Macht gefährdet werden. Jedenfalls war Wachsamkeit nöthig; aber der sicherste Ausweg war der, die drohende Gefahr in ihrem Entstehen zu vernichten. Ohne vorangegangene Feindseligkeiten, erließen sie plötzlich an den Rath zu Bremen die ernste, gebieterische Mahnung, seine Besatzungen schleunigst aus ihren Nachbargebieten zu ziehen, seine Zwingburgen zu brechen, den Rustringern und Butjadingern ihre verlorenen Rechte und Freiheiten wieder einzuräumen. Ehe noch der Fehdebrief nach Bremen gelangte, landete Sybeth Papinga am Himmelfahrtstage des Jahres 1423 mit 4000 Mann, in 120 Fahrzeugen, zu Harrierbrake an der Weser, und rückte ohne Verzug vor den starken Thurm zu Golzwarden, dessen Hauptmann, durch kühne Drohungen eingeschüchtert, sofort wegen Uebergabe unterhandelte. Als dies der alte Rathmann Frese vernahm, überließ er die Friedeburg gegen freien Abzug ebenfalls den herannahenden Friesen.

Die Bremer, durch den unerwarteten Fehdebrief und die gleich darauf einlaufende Nachricht von dem Falle ihrer Zwingburgen nicht

wenig erschreckt, dachten an eine ganz ungewöhnliche Kriegsrüstung, gaben aber bald ihren Entschluß, das Verlorengegangene wieder zu erobern, auf, als der Erzbischof Nicolaus *) und die Städte Hamburg und Lübeck eine Aussöhnung mit den Friesenhäuptlingen herbeiführten. Die Zwingburgen blieben in Feindes Hand und wurden von demselben bis auf den Grund geschleift.

Sobald die Fehde mit den Bremern glücklich beendet war, griffen die Friesenhäuptlinge Ocko und Focko einander selbst an. Beide waren ihrer Zeit die stattlichsten und schönsten Männer des Friesenvolkes, und hatten nichts Geringeres sich vorgenommen, als das Letztere unter das Joch der Alleinherrschaft zu beugen. Ocko entstammte einem uralten, edlen Geschlecht und hatte sich in ausländischen Kriegsdiensten, vornehmlich in Neapel, großen Ruhm, die Ritterwürde und nebenbei auch die Gunst der schönen Königin und ihrer Edelfrauen erworben **); Focko hingegen, der Sohn eines Küsters, war bei Ockos Vater ein Knecht oder Schreiber gewesen. Mit Ocko standen die durch Heirath verwandten Häuser Oldenburg und Braunschweig, wie auch Erzbischof Nicolaus von Bremen im Bunde.

Eine auserlesene Heeresmacht, von Bischöfen, Herzogen und Grafen angeführt, wälzte sich in das von Focko Ukena unterworfene Land, die Gegend des Moorriems, bis vor Deterden. Fockos Untersassen waren ungehalten, daß er seiner Herrschsucht wegen solches Unglück über sie herauf beschwöre, indem sie vermeinten, daß an einen

---

*) Er war der Sohn des Grafen Otto von Delmenhorst. Das Capitel hatte ihn erwählt, weil sein Vater die lockende Aussicht stellte, daß die Grafschaft an das Erzstift fallen solle. Er lebte mit den bremischen Bürgern in gutem Vernehmen, aber seine Fehdelust brachte dennoch der Stadt manchen Nachtheil. Zuletzt sank er in Schuldeu und Ungemach, mußte vom Domcapitel erst einen Coadjuter annehmen, dann seines Amtes entsagen zu Gunsten des reichen lüneburger Abtes, Balduin de Wendt. Er erneuerte jetzt die Freundschaft mit seinen Stammverwandten, den Grafen zu Oldenburg und lebte unter deren Schutz auf seinem Schlosse zu Delmenhorst noch im Jahre 1441.

**) Als Ockos Vater, Keno tom Brooke, von Feinden hart bedrängt, seinen Sohn aus neapolitanischen Diensten nach Hause forderte, wollte die Königinwittwe, Johanna, denselben durchaus nicht ziehen lassen. Sie willigte erst drein, nachdem Ockos Schwestern, Elbring und Doda, kamen, den Bruder abzuholen.

erfolgreichen Widerstand nicht zu denken sei; doch der alte, in Schlachten ergraute Held verzagte deßhalb nicht. Er ließ die Deiche durchstechen und zog sich mit seinem Häuflein, daß anfangs nur 50 Mann zählte, zurück. Die Elemente übernahmen für ihn den Vorkampf. Heftige Regengüsse machten weit und breit die Wege bodenlos und der Sturmwind peitschte die Fluten der Weser so allgewaltig gegen die zerstörten Deiche, daß das Gewässer durch die vorgezeichnete Bahn brausend dahinschoß, alle Gräben füllend, alles tiefliegende Land überschwemmend. Zu der Nässe der Witterung gesellte sich eine empfindliche Kälte, die den herannahenden Feind, dem es an Obdach und drei Tage lang sogar an Speise und Trank gebrach, hart mitnahm. Unter dem 11000 Mann starken Heere entstand Krankheit und, was fast noch schlimmer war, Muthlosigkeit. Von einer Anhöhe herab sah Focko die feindliche Reiterei sich mühsam durch einen Morast schleppen, da schien ihm der geeignete Augenblick zum Angriff gekommen zu sein, er wandte sich daher an seine Leute, um sie durch eine kräftige Ansprache für den Kampf zu begeistern. „Sehet," rief er, „das sind die Feinde der friesischen Freiheit, die wir nie beleidigt haben! Sie kommen, unsere Häuser in Asche zu legen, unsere Aecker zu verwüsten, uns unserer Habe zu berauben und unserer Freiheit. Laßt uns sie angreifen! Wir müssen entweder siegen oder untergehen. Mir nach, wer sein Vaterland lieb hat!" — Ein lauter, freudiger Beifallsschrei antwortete ihm, darnach ging es vorwärts zum mörderischen Angriff. Mit langen Spießen, gewaltigen Streitärten und breiten Schlagschwertern drangen seine Friesen blitzschnell auf die Reiterschaar ein, die, vom Fußvolk verlassen, in der überschwemmten, sumpfigen Niederung bald geworfen und in wilde Flucht getrieben ward. Umsonst bemühten sich die Führer eine Vertheidigung einzuleiten, sie wurden vielmehr mit fortgerissen oder sanken, insofern sie die Letzten unter den Fliehenden waren, von Feindeswaffe schwer getroffen, sterbend vom Rosse. Mit wahrer Mordlust hieben die Friesen um sich. Ein gräßliches Gemetzel richtete ihre kleine Anzahl unter dem an Menge weit überlegenen Feind an. Jeder von ihnen wußte, daß es galt, Vaterland, Ehre und Freiheit zu retten, und dies Bewußtsein erhöhte den Muth, stählte Tapferkeit und Kraft. Der vollständigste Sieg war in wenigen Stunden erkämpft. Mehrere Grafen und Herren lagen erschlagen auf dem Schlachtfelde, Hunderte von Soldknechten bettete

Sumpf und Morast, die meisten mit gebrochenen Gliedern, im Blute schwimmend, röchelnd im Todeskampfe. Dreitausend Feinde fielen in Gefangenschaft, darunter der Erzbischof Nicolaus. Das war die berühmte Schlacht bei Deterden, im September des Jahres 1426.

* * *

Hiermit sollte sich eigentlich in diesem Buche die Darstellung der Friesenkämpfe abschließen, nachdem auch die inneren Zerrüttungen im Friesenvolke besondere Erwähnung gefunden haben. Es steht aber alsdann zu befürchten, daß mancher Leser sich unbefriedigt fühlen wird, indem sich ihm die Frage aufdrängt, wie denn in späteren Jahren das Verhältniß zwischen Bremern und Friesen sich gestaltete, daher denn noch Folgendes zu bemerken bleibt.

Wenngleich nach dem Verluste der Zwingburgen die Stadt Bremen ihrem Herrschaftsrechte über das Land der Rustringer und Butjadinger keineswegs für immer entsagt hatte, so konnte sie, von jenen Ereignissen an, dasselbe thatsächlich und auf die Dauer doch niemals wieder ausüben. Mit dem Fall der Friedeburg war Bremens ausgedehnte Macht im Gebiete der Unterweser tief gesunken, sein Glücksstern untergegangen, sein Ruhm erloschen. Sechszehn Jahre stand die Veste als ein Siegesdenkmal der Bremer im eroberten Feindeslande; seitdem man sie schleifte, ist auch die letzte Spur ihres Daseins verschwunden; nur die Sage kennt noch den Ort, wo sie, von starken Bollwerken umgeben, sich einst erhob.

Die oldenburgischen Grafen strebten jetzt mehr als je zuvor nach Unterwerfung des friesischen Landes am linken Weserufer, und war der durch die Schlacht bei Deterden, an welcher auch sie Theil genommen *), verunglückte Zug nicht einer der ersten Versuche der Art gewesen. In jener Schlacht hatten auch viele Bremer mitgestritten, wie es heißt, ohne ausdrückliche Veranlassung des Rathes, also aus anderen, unbekannten Ursachen, vielleicht des Raubes oder persönlicher Rachsucht wegen.

*) Die Seele des Unternehmens war wol ihr Verwandter, der Erzbischof Nicolaus, der besser zum Kriegsmann, als zum Geistlichen taugte, zu Beiden indeß wenig Geschick besaß.

Die Verwickelungen zwischen den Friesenhäuptlingen und der Stadt währten im Verlaufe des Jahrhunderts fort und löseten sich erst dann vollständig auf, als die Oldenburger ihren Plan durchgeführt, der nralten Häuptlingsherrschaft ein Ende gemacht und sich zu Herren des Landes erhoben hatten.

Einmal, es war am 8. September des Jahres 1430, drohte der Stadt Bremen noch eine besonders große Gefahr, indem Focko Ukena und sein Schwiegersohn Sybeth Papinga mit einer auserlesenen Mannschaft heranrückten, wahrscheinlich in der Absicht, Bremen selbst anzugreifen. Dieselbe wandte sich aber zum Nachtheil der stolzen Häuptlinge. An 3000 Friesen kamen in Schiffen die Weser herauf, 400 Reiter, die 300 Wagen mit sich führten, um die Beute darauf wegzufahren, zogen zu Lande heran. Bei Bleren machte Focko einen Angriff auf einen großen Koggen der Bremer, der auf der Weser lag, mit 38 Mann besetzt war und die Bestimmung hatte, nach Bergen zu segeln, wurde aber tapfer empfangen. Die Bremer vertheidigten sich mittels Feuerrohre und Mörser, welche Steine warfen, so wacker, daß 160 Friesen tödtlich verwundet wurden. Focko mußte sich zurückziehen, worauf der Koggen seine Reise ungehindert fortsetzte. Unter der Mannschaft der Friesen entstand Zwiespalt, namentlich weigerten sich die Reiter, auf schlechten Wegen in ein unbekanntes Land zu ziehen. Bald brach ein wüthender Kampf gegen die Häuptlinge aus. Fockos Sohn mußte nach Varel flüchten. Das ganze Unternehmen ging zu Grunde. *)

Focko Ukenas Herrschaft erreichte darnach rasch ihr Ende. Es traf ihn ein Unglück über das andere. Nicht allein empörten sich seine Untersassen, auch andere friesische Große, besonders Graf Enno Edzard und dessen Söhne, verbanden sich wider ihn. Seine festen Schlösser fielen nach und nach in Feindeshand, mehrere Glieder seiner Familie kamen um ihr Leben. Zuletzt soll er in seinem Schlosse Fockenburg bei Lehe so lange belagert worden sein, bis aller Mundvorrath darin aufgezehrt und seine Leute Flachsknoten aßen, den

*) Roller bemerkt in seiner Chronik, daß die angeführte Vertheidigung des Koggen gegen eine so bedeutende Uebermacht der Friesen ihm unglaublich scheine, auch spricht er davon, daß die Bremer überall siegten, woraus zu schließen sein dürfte, daß die Letztern ein Heer aussandten, welches die Auflösung der friesischen Mannschaft mitbewirkte.

Hunger zu stillen. Seine Mannen traten für sich mit dem Feinde in Unterhandlungen und erhielten freien Abzug, wobei Jedem vergönnt war, so viel mitzunehmen, als er bis zu einem Marienbilde, das auf dem Felde stand, tragen könne. Fockos Frau nahm ihren Mann auf den Rücken und trug ihn glücklich an den bezeichneten Ort. Das rührte die Friesen so, daß sie ihm Leben und Freiheit schenkten. Focko starb 1435, in stiller Abgeschiedenheit von der Welt, nach Einigen in Münster, nach Anderen zu Dykhusen im Emserlande.

25. Johann Vaßmer.

Die Gefangennehmung des Erzbischofs durch Focko Ukena erregte in dem ganzen Erzstifte, wie auch in der Stadt Bremen, große Bekümmerniß. In allen Kirchen wurden öffentliche Gebete angeordnet, in welchen man Gott und alle Heiligen anrief, daß er seinen Gesalbten in Kerker und Banden aufrecht erhalten und ihn bald aus aller Noth erretten möge. Es wurden Versuche gemacht, ihn mit Geld loszukaufen, aber der schlaue Häuptling verlangte für ihn und den Grafen Hoya die unerschwingliche Summe von 20,000 bremer Mark, auch sollte er Urfehde schwören für sich und das ganze Stift. Endlich trat der Rath zu Bremen, von vielen Seiten dazu aufgefordert, zu Pfingsten des Jahres 1427 mit den Häuptlingen im Friesenlande, wegen Auslösung aller Gefangenen, in Unterhandlung und ordnete zu dem Ende den Bürgermeister Johann Vaßmer und den Rathmann Johann Frese ab. Anfänglich schien keine gütliche Uebereinkunft möglich zu sein, Johann Vaßmer aber wußte die Uneinigkeit unter den Häuptlingen, das Mißverhältniß zwischen den letztern und ihren Untersassen, so wie die Freundschaft verschiedener Fürsten und Herren, welche mit verhandelten, so schlau zu benutzen und mit solcher Umsicht und Klugheit zu verfahren, daß der Erzbischof nebst 1500 der übrigen Gefangenen ohne Lösegeld entlassen wurden.

Als die Botschaft davon nach Bremen kam, war Alles voll Jubel und Entzücken. Viele Ritter und Stiftsadelige kamen in die Stadt, dem Kirchenfürsten zu seiner Befreiung Glück zu wünschen, ihre Brüder und Vettern zu begrüßen und am Tage der Rückkehr ging es hoch her mit Zechgelag und Schmauserei. Freude herrschte in allen Häusern, auf allen Gassen. Die Rathsverwandten hielten in der großen Halle des neuen Rathhauses *) ein fröhliches Banket, Trompeten, Pfeifen und Pauken erschallten. Tanz und allerhand Belustigung ergötzte das Volk beim wiedererrichteten, steinernen Rolandbilde auf dem Marktplatze. Das Verdienst, welches sich Johann Vaßmer um Bremen erworben, wurde allgemein anerkannt. Laut ertönte das Lob seines treuen Eifers, seiner warmen, ergreifenden Beredsamkeit von den Lippen Aller. Sein Name war der vielgepriesene des Tages und in dankbarer Rührung schlugen ihm die Herzen der Befreiten und ihrer Freunde. Der Hochgefeierte erschien nach erfolgter Einladung mit den andern Bürgermeistern und sämtlichen Rathsherren vor dem Erzbischof, welcher unter herzlichen Worten des Dankes ihm zuredete, er möge sich Etwas ausbitten, man wolle es ihm gewähren, so weit es möglich sei, es möge im Erzstift sein oder in der Stadt. Und er, der würdige Greis, der den schönsten, unvergänglichen Lohn seines Wirkens in sich selber, in dem Bewußtsein treuerfüllter Pflicht trug, entgegnete, er sei ein alter Mann, welchem außer dem, was er schon besitze, das Leben keine wahren Glücksgüter mehr bieten könne, er begehre nichts anders, als daß man sich ihm und seinen Kindern allezeit freundlich und gnädig erzeige. Nach solchen Worten des braven Mannes erfolgten neue Danksagungen, daß man es sein Lebenlang vor Augen haben wolle und unter den Bürgern ging die Rede um, was er dem ganzen Gemeinwesen zum Segen gethan, könne weder ihm, noch seinen Kindern jemals vergolten werden.

Doch vom höchsten Gipfel des Ruhmes bis zur niedrigsten Stufe der Schmach führt oft ein kurzer Weg. Volksgunst ist ein gar wetterwendisch Ding, das Farbe und Gestalt ändert über Nacht. Die wandelbare Zeit weckt wilde Stürme, rasende Leidenschaften und verwischt nur allzu leicht den Eindruck der Rührung im Herzen des

*) Dasselbe war im Jahre 1405 in Bau genommen und nach 5 Jahren vollendet.

Menschen. Heute erschallt im maßlosen Jubel ein Hosianna über das andere, und morgen ertönt von denselben Lippen eine entsetzliche Verwünschung, ein unbarmherziges „Kreuzige ihn!" — Solchen Wandel des Glücks erfuhr auch der Bürgermeister Johann Vaßmer.

Schon längst hatte im Staate wieder Unordnung und Parteiung geherrscht und ein großer Theil der Bürger war der Meinung, daß die Oberen an allem Unglück der Zeit die Schuld trügen. Man sprach von Unredlichkeiten in der Verwaltung, und hatte sogar den Bürgermeister Duckel im Jahre 1424 so arg beschuldigt, daß derselbe sein Amt niederlegte und freiwillig die Stadt verließ, worüber Bremen aus der Hansa gestoßen wurde. Man klagte über Verrätherei im Kriege, wenn in irgend einer Fehde die Bremer unterlagen. Man sprach von Strafen des Himmels, wenn irgend ein Unglück, Brand, Verwüstung, Krankheit und in Folge dessen Theuerung und Noth die Stadt heimsuchte, überall in der Meinung, daß die Oberen schuld daran seien. Eine Umgestaltung des Rathes war natürlich das Streben der Murrenden.

Seit dem Jahre 1399 gab es 24 Mitglieder des Rathes, darunter vier Bürgermeister. Es war bestimmt, daß die Regierung von Halbjahr zu Halbjahr wechsele und sonach die Reihenfolge innerhalb zweier Jahre dieselben Personen treffe. Die Unzufriedenen, deren Lenker diesmal schlaue Köpfe sein mußten, da sie ihre Anordnungen nach einem klugen, wohlberechneten Plan einführten, wollten den Rath ganz abgeschafft und durch einen neuen ersetzt wissen. Sie gingen vom Stadtgesetzbuch aus, ließen aber bald auch bedeutende Willkür und das Ziel ihres Strebens so deutlich durchblicken, daß die Glieder des alten Rathes von trüben Ahnungen ergriffen wurden. Vier neue Mitglieder von ihrer Partei fügten sie dem Rathe ohne Wahl bei und verordneten zugleich, daß halbjährig ein Bürgermeister und sechs Rathsherren in den Privatstand zurücktreten und drei Wahlmänner aus dem Rath, drei aus der Kaufmannschaft und drei aus den Aemtern die Ergänzungswahlen vornehmen sollten. Auf diese Weise kam die Rathsherrnwahl wieder an die Gemeinde und, der Rath war in kurzer Zeit neugebildet, bestand auch nur aus vierzehn Mitgliedern, deren zwei Bürgermeister waren.

Der neue Rath soll ein kräftiges Regiment und in manchen Stücken musterhafte Ordnung geführt haben, jedoch war bei so häufiger Wandlung an Ruhe im Bürgerwesen nicht zu denken. Die Parteien unter den Bürgern kamen zu keiner Ausgleichung, vielmehr vergrößerte sich die Spaltung, so oft eine Aenderung auf den Rathsstühlen vor sich ging.

Die Aufregung in der Stadt war um jene Zeit so bedeutend, daß selbst Frauen und Jungfrauen über Staatsangelegenheiten sich entzweiten, und besondere Verordnungen ihrem leichtfertigen Zungenkriege Schranken setzen mußten.

Der neue Rath gab sich unendliche Mühe, die Stellung nach Außen zu sichern, und schloß hie und da vortheilhafte Bündnisse und Verträge ab; die abgegangenen Glieder des alten Rathes aber, welche zum Theil die Stadt verlassen und sich bei der Hansa und mehreren Reichsständen um Hülfe bemüheten, wirkten dem ersteren in allen Stücken entgegen.

Mit den Ausgewichenen und ihren Anhängern suchte der neue Rath eine Sühne herzustellen und versprach volle Sicherheit des Lebens und Eigenthums, jedoch vergebens. Der eingerissene Zwiespalt hatte die Gemüther in zu heftiger Leidenschaft gegenseitig entflammt, riß auf beiden Seiten zu Gewaltthat und Ungesetzlichkeit hin, so daß zuletzt beide Parteien einander Vorwürfe zu machen hatten.

Nachdem jeder Versuch einer Aussöhnung fehlgeschlagen, mißtraute man auch den noch in der Stadt weilenden Mitgliedern des alten Rathes, nahm ihrer sechszehn gefangen und sperrte sie in den Fangthurm. Sie saßen in einem Gewölbe und wußten sich Hülfe zu schaffen, indem sie die Mauer so weit durchbrachen, daß ein Mann durchkriechen konnte. An Stricken, aus Stroh und Bettdecken zusammengedreht, ließen sie sich hinunter an die Weser, wo gute Freunde ein großes Schiff bereit hielten und sie davon fuhren. Einer von ihnen, der von der Kerkerluft krank und für die Oeffnung zu dick war, blieb zurück. Sie flüchteten zu den übrigen Ausgewichenen, wohin ihnen Frauen und Kinder, Knechte und Mägde nebst sonstigen Anhängern folgten, so daß in Bremen eine förmliche Auswanderung vor sich ging. Die Güter der Entflohenen zog man ein.

Da wanderte auch Johann Vaßmer, der bis dahin mit dem neuen Rath äußerlich in gutem Vernehmen gestanden, aus der Stadt.

Er wandte sich nach Stade, wo die meisten vom alten Rath sich um den verbannten Bürgermeister Herbord Duckel zusammengefunden hatten. Seine wohlmeinende Absicht war, zwischen dem alten und neuen Rath eine Aussöhnung zu bewirken. Weil aber die Ausgewichenen in Stade seinen Vorträgen kein allzugeneigtes Gehör schenkten, so beschloß er, nach Oldenburg zu reisen, um den Grafen Dietrich mit in das Vermittelungsgeschäft zu ziehen. Dies war jedoch gegen die Absicht des neuen Rathes, welcher keinen Vertrag, sondern Sieg über den alten Rath wollte und die Vermittelung des Grafen zu Oldenburg am wenigsten wünschte. Man schickte Häscher aus, welche den Meineidigen, — denn dafür erklärte ihn der neue Rath, weil er heilig geschworen hatte, nichts zu unternehmen, wodurch die Stadt in größere Acht und Beschwerde fallen könnte, — fangen sollten, wo sie ihn fänden. Die Häscher stießen eines Tages auf einen Knochenhauer, welcher ihnen mittheilte, daß er den Bürgermeister Vaßmer habe reiten sehen in der Gegend von Rekum, da, wo der Weg neben der Mühle nach der Niederung sich krümme, in der der Ort liege. Am nächsten Morgen um 6 Uhr wurde Johann Vaßmer gebunden in die Stadt geführt und sogleich in den Hurrelberg gesetzt, ein unterirdisches Gefängniß, an der Hakenstraße belegen. Vierzehn Tage später, am 17. Juni, als man das Frohnleichnamsfest beging, kam die Gräfin Rixa, die Mutter des Erzbischofs Nicolaus nach Bremen und erschien mit inständigen, rührenden Bitten um Vaßmers Befreiung vor dem, auf dem Rathhause versammelten Rath. Sie erlangte aber nur, daß man Fuipil, seinen Knecht, der Haft entließ. Nach drei Tagen, Dienstag den 20. Juni 1430, führte man den unglücklichen Greis, ohne Voruntersuchung, gebunden vor das öffentliche Halsgericht des erzbischöflichen Vogtes, am Markt unter dem zweiten Rathhausbogen. Zwei Rathmänner, die sogenannten Blutherren, waren die Beisitzer. Johann Vaßmer, keiner wahren Schuld sich bewußt, mußte hier gleich den Schmerz erleben, daß er seinen Schwiegersohn, Johann von Minden, als einen der Blutherren neben dem Vogt sitzen sah. Der Letztere eröffnete die Sitzung mit der herkömmlichen Feierlichkeit, worauf der Rathsdiener die Anklage anhob. Vaßmer entgegnete darauf, daß er schuldlos sei und hegte die Meinung, daß Rath und Gemeinheit ihrem Diener den Auftrag zur Anklage wegen Meineids wohl gar nicht ertheilt hätten. Als dies

aber bejahet wurde, ermahnte er den Vogt bei dem gekreuzigten Heiland, ein gerechtes Gericht über den Unschuldigen zu halten.

Nun lasen die beiden Blutherren aus dem Stadtbuche den Artikel vor, den Vaßmer durch seinen Verkehr mit dem alten Rathe zu Stade verletzt haben sollte. Der Angeklagte beharrte dabei, daß er unschuldig sei und begehrte nach altsächsischem Rechte einen Mann aus dem Volke, der ihm das Urtheil finde, denn der Rath könne nicht Ankläger, Zeuge und Richter zugleich sein. Der Rathsdiener erklärte, seine Herren hätten die Gichting darein gegeben, d. h. sie wollten es verantworten vor Kaiser und Reich, wenn sie unrecht richteten. Jetzt rief der Vogt aus den Umstehenden den Tonnenmacher Barthold auf, daß er ein Urtheil finde. Vaßmer fügte mit gewohnter Redefertigkeit eine Ermahnung bei und berief sich auf die Gefühle des Dankes, welche nach der Befreiung des Erzbischofs von allen Bürgern gegen ihn ausgesprochen seien.

Als der Vogt die Beisitzer um ihre Meinung befragte, gingen sie zwei Mal auf das Rathhaus. Vaßmer rief ihnen nach, sie mögten an Eid und Pflicht denken und vor dem Rathe nach Recht sprechen, da er keinen Freund mitsenden könne, der für ihn rede. Der Rath beharrte bei seiner Gicht. Der erzbischöfliche Vogt suchte dem ungerechten Urtheil auszuweichen, doch Johann von Minden bedrohete ihn und trug darauf an, daß der Scharfrichter das Urtheil spreche. Da sprach Vaßmer zu seinem Schwiegersohn: „Bist Du derjenige, der wider mich alle Rechte übertritt? Ach, Gott, wie ungnädig ist mir der Richter!“ — Der Vogt bezog den Ausruf auf sich und verwahrte sich dagegen, er wolle kein Unrecht.

Noch ward Einiges hin und her gesprochen, da erklärte der Scharfrichter, der Rath wolle den Beklagten begnadigen und ihm den Kopf abschlagen lassen. Warnend rief der Vogt: „Siehe zu, was Du thuest, ich gebiete Dir Recht zu thun!“ — Vaßmer rief, es geschehe ihm Unrecht; wenn ein Geistlicher zugegen sei, so nehme er ihn als Notar bei seinem Eide, daß er den Proceß auf Kosten seiner Familie niederschreibe. Er wollte mehr reden, da riß man ihn im Getümmel fort und schleppte ihn aus dem Osterthore nach dem Paulsberge in die Gegend einer Windmühle. Dort fiel sein unter der Sorge für das Wohl des Staates ehrenvoll ergrauetes Haupt durch das Schwert des Scharfrichters. Seine Verwandten legten

den Leichnam in einen Sarg und begruben ihn in der Klosterkirche zu St. Paul vor dem Taufstein.

Längst ist die Stätte seines Grabes mit dem Kloster, das sich darüber wölbte, verschwunden; nur die Stelle, wo sein silberlockiges Haupt in den Sand rollte, ist durch ein einfaches Zeichen unserer Zeit noch erkennbar geblieben. Am untern Ende der Kohlhökerstraße, wo man in die Bauernstraße einbiegt, mahnt das im engen Winkel stehende steinerne Kreuz an jene traurige Begebenheit.

Vaßmers Frau und seine Töchter, deren einige verlobt waren, tödtete der Gram noch in demselben Jahre. Hatte der Rath es doch sogar untersagt, dem Gerichteten die üblichen Seelenmessen lesen zu lassen. Von seinen beiden Söhnen starb der eine auf einer Reise in Italien, auch sein Bruder, welcher in Nienburg wohnte, grämte sich zu Tode. Der älteste Sohn, Heinrich, überstand den Kummer und ihm gelang es nach unsäglichen Mühen, den Namen seines Hauses wieder zu Ehren zu bringen.

Er zog mit dem von einem Notar ausgefertigten Protokoll, das den Hergang des Processes klar schilderte, an Kaiser Sigismunds Hof. Vom Reichstage zu Nürnberg ward Bremen in die Acht und Oberacht erklärt, und benachbarten Fürsten und Städten die Vollziehung derselben aufgetragen. Des Kaisers Wille blieb indeß unvollzogen, da Bremen bei einigen Hansestädten jetzt Schutz fand. Heinrich Vaßmer klagte nun zum zweiten Male, da antworteten ihm die bestochenen kaiserlichen Räthe, Sigismund zürne ihm. Das war für das kindlich fühlende Herz des jungen Mannes ein schlechter Trostspruch; aber er verzagte nicht, sondern folgte dem Kaiser nach Wien und weiter ins Ungarland. In einem Walde erreichte er ihn, ritt auf ihn zu, sprang vom Pferde, griff des Kaisers Pferd in den Zügel, kniete nieder und flehte um Recht. Als Sigismund vernahm, daß der ungestüme Bittsteller von den Räthen von einer Zeit zur andern vertröstet und endlich ganz abgewiesen worden sei, sagte er: „In der nächsten Stadt darfst du meine Hülfe erwarten!"

Zu Preßburg erhielt Heinrich Vaßmer einen strengen, schriftlichen Befehl des Kaisers an viele niederdeutsche Fürsten, Bischöfe und Städte. Mit diesem ritt er nach Nürnberg, von dort aus viele beglaubigte Abschriften desselben verbreitend. Darauf bewirkte er zuerst

in Hamburg, dann auch an vielen anderen Orten die Gefangensetzung derjenigen Bremer, welche sich in Geschäften allda aufhielten.

Das verursachte der Stadt Bremen große Noth und um der Acht entledigt zu werden, gab sie dem Heinrich Vaßmer sein väterliches Vermögen zurück, erstattete ihm auch alle Unkosten. Der Kaiser verlangte für die Lösung aus der Acht ebenfalls beträchtliche Summen, daher erhielt der Sohn des hingerichteten Bürgermeisters den Weinkeller und die Ziegelbrennereien auf so lange zum Unterpfand, als die Schuld an ihn nicht abgetragen sei.

Zum Gedächtniß Johann Vaßmers stiftete der Rath in der Ansgarikirche einen Altar, setzte er in St. Paulskirche außerm Osterthor einen Leichenstein mit der einfachen, aber rührenden Inschrift: „Hier ligt de unschuldige Vaßmer!“ — Das vorher schon erwähnte steinerne Kreuz ward gleichfalls jetzt errichtet und dabei ausdrücklich festgesetzt, daß der Organist an der Liebfrauenkirche verpflichtet sein solle, für Unterhaltung desselben zu sorgen. Die in der Länge der Zeit fast unleserlich gewordene Inschrift desselben heißt also: „Im Jahre unsers Herrn 1430 des Dingstedages na Johannis Baptisten wurd Her Johan Vaßmer, Borgermeister, hir enthövedet. Biddet Gott vor sine Sehle!“

Heinrich Vaßmer wurde 1440 Aeltermann und zwanzig Jahre später in den Rath gewählt. Er starb im Jahre 1461. Seine Nachkommen wurden nach einander in den Rath aufgenommen. Der letzte Bürgermeister Vaßmer, mit Taufnamen Hermann, verschied am 30. September 1576. Es lebt indeß die Familie Vaßmer in männlicher Linie im Holsteinischen noch fort, hat aber den alten Geschlechtsnamen in Waßmer umgewandelt.

Schon im dritten Jahre nach Vaßmers Enthauptung war zwischen dem alten und neuen Rath eine Aussöhnung erfolgt, nach welcher der alte Rath wieder in seine Rechte eintrat. Die Aussöhnungsacte erhielt den Namen „Eintracht“, auch „Tafel“, weil sie auf einer Tafel geschrieben stand. Die Anzahl der Rathsglieder belief sich hinfort auf 24, die Amtsdauer sollte lebenslänglich sein und vier Bürgermeister im Vorsitz wechseln. Bei Vacanzen ergänzte der Rath sich durch eigene Wahl aus den Angesehensten der Bürgerschaft.

26. Zustände Bremens im 15. Jahrhundert.

Durch die Tafel oder Eintracht, welche später die alte hieß, war es im Bürgerleben insofern stiller geworden, als die erhitzten Gemüther der Streitenden sich gesänftigt und mit einander versöhnt, die Unzufriedenen ihr leidenschaftliches Aufbrausen gemäßigt und gedämpft hatten, aber ein Zeitpunkt völliger Ruhe war dadurch wieder nicht herbeigeführt worden. Auf Beilegung der inneren Zwiste folgten wiederum fast ununterbrochen die heftigsten Fehden nach Außen *), entweder gegen mächtige Fürsten und Grafen, oder gegen See- und Straßenräuber. Immer mußten die Bürger bereit sein, Frieden und Freiheit mit gewaffneter Hand zu schirmen. Die Darstellung der einzelnen Begebenheiten würde aber einen nicht geringen Raum füllen, wenn sie hier nach einander alle vorgeführt werden sollten, wie sie sich vom Anfang bis zu Ende des 15. Jahrhunderts zugetragen haben. Ein Ereigniß kettet sich nicht allein an das andere, sondern erscheint ihm in Ursprung und Verlauf auch ähnlich. Nur Eins bleibt dabei zu bemerken, daß die Bremer überall, wo sie fochten, sich den Ruf der Kühnheit und Tapferkeit erwarben, wenn gleich das Glück nicht immer ihrem Banner geneigt war. So hatten sie in den häufigen Fehden gegen den streitbaren und raublustigen Grafen Gerhard von Oldenburg, der selbst Betheiligung an Seeraub nicht verschmähete **), viel Mißgeschick zu beklagen.

Besonders verdrießlich fiel z. B. ein Zug in dessen Land aus, unter Anführung des Bürgermeisters Berend Ballehr und des Stadthauptmanns Arp Bicker. Die Bremer drangen von Bederkesa aus

---

*) Eine wichtige Rolle spielte der Seekrieg der Stadt mit dem Herzog Philipp von Burgund, welcher über vier Jahre dauerte. Einige Male machten die Bremer große Beute. So brachten sie im letzten Jahre zu einer Zeit dreizehn Schiffe auf, die mit Salz beladen waren, bald darauf zwei andere mit Korn, Pech und Theer, ferner zwei kleinere, wovon das eine Feigen und Rosinen, das andere Leder und schottisches Tuch enthielt. Von aller Beute bekam der Rath den dritten Theil, wofür er die Kaperbriefe ausstellte.

**) Einmal wurden 40 seiner Dienstleute als gemeine Seeräuber hingerichtet.

in das Ammerland, welches bis vor Oldenburg ausgeplündert und verheert wurde. Um die gemachte große Beute sicherer fortschaffen zu können, rieth der Bürgermeister, daß man über Wardenburg und die delmenhorster Haide nach Bremen ziehen wolle, wohingegen der Stadthauptmann, auf die ihm anvertraute Führung des Heeres pochend, begehrte, den kürzeren Weg durch Moorriem und Stedingen zu nehmen. Sein Wille kam zur Ausführung. Inzwischen gruben die Moorriemer allenthalben die Wege auf, so daß sich die Bremer plötzlich abgeschnitten und von dem Grafen Gerhard und dessen Volke eingeschlossen sahen. Bei dem Dorfe Paradies entwickelte sich der Kampf. Die meisten Bremer kamen in Sumpf und Gräben elendiglich um, der Rest ergab sich dem Feinde nach kurzer, vergeblicher Gegenwehr. Seitdem ließ sich Graf Gerhard „Herr von Paradies" nennen und der Ort, wo die Niederlage geschah, behielt den Namen „Bremer Döpe" bis auf diesen Tag *). Siebzehn Bremer sollen sich in einen großen Backofen geflüchtet haben, von einer Bäuerin aber darin entdeckt und dem Grafen angezeigt worden sein **).

Statt uns in das Wirrsal der Kämpfe und Verwicklungen mit den oldenburgischen Grafen, den Friesen, Butjadingern, den Braunschweigern, den Burgundern zu verlieren, wollen wir uns lieber ein Bild davon zu entwerfen suchen, wie es damals in Bremen aussah und welche Eigenthümlichkeiten in Sitte und Brauch jene Zeit zur Schau stellte. Da tritt uns zuerst auf dem Gebiete des kirchlich religiösen Lebens Manches entgegen, was einer besonderen Erwähnung werth erscheint.

Die Macht und das Ansehen des Papstes war um diese Zeit entschieden im Sinken. Der Geist der Freiheit, der im folgenden Jahrhundert so riesig, so welterschütterd sich erhob, begann bereits

*) Diese schwerste Niederlage, welche die Bremer je erlitten, ereignete sich im Jahre 1475. Es gingen dabei verloren fünf Banner und 882 Mann an Todten und Gefangenen, unter denen viele Rathmänner waren.

**) Das stimmt nun freilich nicht mit dem Ruhme der Tapferkeit und Verwegenheit, dessen oben gedacht ist, daher wir glauben wollen, es seien das keine echte Bremer gewesen, sondern Landsknechte, die man bei allen Kämpfen anzuwerben pflegte, so ist doch wenigstens die Ehre unserer Vorfahren gerettet.

seine Fittige zu regen. Durch die finstere Nacht des Wahns, des Aberglaubens und der Unwissenheit, welche von Rom aus über die abendländische Christenheit verbreitet lag, leuchteten schon die Geistesblitze, welche bald mit erhöhter Kraft das schauerliche Gewölk ganz zerreißen und zerstreuen sollten. Einzelne, glänzende Gestirne stiegen empor, zwar noch den Sternschnuppen zu vergleichen, die nur eine Spanne Zeit dem blöden Auge des Erdbewohners sichtbar bleiben, doch in Einfluß und Wirkung von tiefster Bedeutung. Ein heiteres Morgenroth, dem erwachenden Tage vorangehend, stieg die Wissenschaft in edlerer, geläuterter Gestalt allmälig hinan zu den Stufen des Thrones, von dem herab sie jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt Licht und Aufklärung verbreitet. Italiens schönes Gefild sah in unsterblichen Dichtern zuerst ihren Schimmer. Bald aber sprang ihr zündender Strahl auch auf Deutschland über und der Gedanke in seiner schöpferischen, stets Neues erzeugenden Kraft, den das Papstthum zwar nicht vernichtet, aber doch auf Jahrhunderte in Fesseln gebannt wähnte, rauschte lebendiger als je, ein schwellender Frühlingsstrom unter der starren Decke veralteter Formen und Glaubenssatzungen. Auch in Bremen, dessen Bürgerschaft von jeher bemüht war, den Anmaßungen und Uebergriffen der Geistlichen gebührende Schranken zu setzen *), erwachte das Bedürfniß einer tieferen Einsicht in die religiösen Wahrheiten, das Streben einer freisinnigern Geistesrichtung, begann die Einkehr der Wissenschaft. Jene Schwarzröcke, welche in dem Kloster zu St. Catharinen an der Sögestraße ihr Heerlager hatten und in früherer Zeit, besonders als der Erzbischof von Bremen darauf ausging, das edle Volk der Stedinger zu vertilgen, manchen tüchtigen Ketzerprediger in die Welt sandten, waren es, die zuerst dem Drange der Zeit gehorchten. Ihr erster Lesemeister eröffnete am Sonntag Jubilate des Jahres 1434 eine Reihe von Vorlesungen über die Briefe Pauli an die Römer, und der zweite hielt täglich Vorträge

*) Zum Belege diene hier die Bemerkung, daß der bremische Rath im Jahre 1443 die Mönche zu St. Catharinen und die zu St. Johannis in einem besonderen Vertrage verpflichtete, auch während des Interdicts ihre Kirchen dem allgemeinen Gottesdienste offen zu halten. Ebenso bewilligte seiner Zeit ein Papst, daß ein Gebannter in Bremen Speise und Trank empfangen dürfe, ohne daß, wie mehrfach vorgekommen, der Stadt ein Nachtheil daraus erwachse.

über Lehrsätze desselben Apostels, wobei er, merkwürdig genug, besonders warnte, sich nicht in der Menschen Satzung gefangen nehmen zu lassen. Das Domcapitel stellte im Laufe des Jahrhunderts einen Doctor der Gottesgelahrtheit an, welcher einmal in der Woche an die Geistlichkeit und einmal im Monat an das Volk einen Vortrag zu richten hatte. Die letztere Bestimmung bildete wahrscheinlich den Grund zu den in späteren Zeiten üblichen Bettagen.

Bei solchen ersprießlichen Neuerungen verschwanden schon hie und da veraltete Gebräuche, so in der Ansgarikirche, wo zwei ewige Lichter, die fromme Verehrung dem Andenken daselbst Begrabener geweihet, wie es hieß, durch die Nachlässigkeit ihres Pflegers, erloschen. Ebenso hörte das Splintlicht auf, welches früh Morgens bei allen Feierlichkeiten brannte, wenn die Canoniker Hüter des Chores waren.

Wenn so von einer Seite ein neuer Geistesmorgen sich anbahnte, so darf man dennoch nicht meinen, daß damit Alle und Jede den Weg der reinen Erkenntniß der Gotteswahrheiten wandelten. Es waren vielmehr schwache Anfänge, allmälige Uebergänge zum Bessern, in ihrem innersten Wesen noch mannigfach getrübt und durchaus nicht völlig geschieden von der herrschenden Richtung des Zeitalters. Die Domikaner oder schwarzen Mönche, obwohl der Wissenschaft nicht abhold, hielten äußerlich streng an dem Grundsatz fest, daß das arme Volk in Verdummung und Aberglauben gefangen bleiben müsse. Der gesunde Sinn des Volkes, welcher hie und da in außergewöhnlichen Regungen sich kund gab, war noch nicht zum klaren Selbstbewußtsein gekommen, und der Glaube an die Heiligkeit der päpstlichen Kirche behielt im Allgemeinen seine Geltung. So lag wahrscheinlich eine ganz weltliche Ursache zum Grunde, wenn erzählt wird, daß der Rath einen Priester der Willhadikirche gefänglich einzog und in den Hurrelberg setzte, ja, ihn sogar zur Mittagszeit mit gebundenen Händen über die Straße führen ließ, ein Unternehmen, auf dem nach Kirchenrecht Bann und Interdict stand. So kann es nur als eine rohe, gemeine That bezeichnet werden, wenn ein Bürger Trupe bei Nacht den gelehrten Johann Sparke, Custos der grauen Mönche, auf der Straße überfiel, ihn in sein Haus schleppte, band und mit Spott und Verunreinigung mißhandelte, daß ein Zeitgenosse, der Canonicus Wolters an Ansgari, Bremen die Mutter und Pflegerin böser Menschen schalt, weil ein geringer Fischer mehr in Ansehen sei, als

ein gelehrter Mann, und die in demselben Jahre ausgebrochene Pest für göttliche Strafe erklärte.

Noch fehlte dem Jahrhundert der Mann, welcher den Muth hatte, das vor aller Welt frei zu bekennen, was längst in Millionen Herzen als dunkle Ahnung, als unklares Erkennen lebte. Der Ceremoniendienst der Kirche hatte seinen ursprünglichen tieferen Sinn in den Augen der Menge schon verloren, er ließ die Herzen kalt und war zu leerem Schaugepränge geworden; weil aber Niemand dem Volke etwas Besseres, Gehaltvolleres bot, so drängte es sich immer und immer von Neuem wieder hinzu, wenn die schlaue Habsucht und der priesterliche Ehrgeiz der Finsterlinge ein neues Mittel, den Sinn für die Kirche und ihre Anstalten wach zu halten, erfunden hatte. Das Volk verlangte nach einem Stabe, an welchem es sich aufrichten konnte in Drangsal und Noth, nach einem Beruhigungs- und Stärkungsmittel im Gefühl seiner Sündhaftigkeit, daher drang es begierig dahin, wo sich ihm ein Weg des Heils zu öffnen schien. Auf diese Weise erklärt sich der ins Fabelhafte steigende Unfug mit dem Ablaß *) und die Gründung so vieler religiöser Vereine. In Bremen entstand im Jahre 1483 die Brüderschaft der Mutter Maria der Barmherzigkeit zur Ehre Gottes und zum Lobe seiner würdigen, gebenedeieten Mutter.

Diese Gesellschaft von Männern und Frauen, die sogleich 196 angesehene Mitglieder zählte, gestiftet mit dem Kirchherrn oder Priester zu U. L. Fr., Herrn Korneken, besaß in der Lieben Frauen Kirche eine wohlausgeschmückte Kapelle, in welcher das Sonnenbild der Jungfrau Maria hing. Das Bild war von Holz und schön angemalt.

---

*) Schon im 13. Jahrhundert, beim Bau der Martini- und Ansgarikirche wurde in Bremen der Ablaß bekannt. Im Jahre 1395 bewilligte Papst Bonifacius IX. verschiedenen Städten, darunter auch Bremen, einen Ablaß, wozu der sehr in Schulden gerathene Erzbischof Albert den Anlaß gab. Dieser Ablaß wurde mit großer Procession durch die ganze Stadt eingeführt, und sollte seiner theilhaftig werden, wer die Gebühren dafür entrichte. Da in jenen Zeiten Mord und Todtschlag und Verbrechen geringerer Art nicht selten waren, so mag es der Heilsbedürftigen genug gegeben haben. Nach fünf Jahren erhielt das Chor im Dom vom Ablaßgelde eine große silberne Tafel, 432 bremer Mark werth; auch schmückte man die Särge der heiligen Aerzte Cosma und Damian, deren Leiber zu den kostbarsten Reliquien des Doms gehörten. Nach acht Jahren nahm der Papst den Ablaß wieder zurück.

Mutter und Kind mit einem Heiligenschein umgeben. Von allen Seiten gingen Strahlen aus, deren jeder mit einem Stern endigte. Bis an das Knie stand die heilige Jungfrau in einem halben Monde.

Zwei Mal im Jahre hielt die Brüderschaft eine Art Todtenfeier, wobei man jedoch auch der Lebenden gedachte, in der erzbischöflichen Magdalenenkapelle. Für die Lebenden wurde gebeten um seligen Fortgang ihres Lebens und zeitliche Nahrung, für die Todten um Erlösung aus dem Fegefeuer und aller Pein. Der Kirchherr mit seinen Kaplanen und dem Küster sang dann eine Vigilie, und der erstere hielt eine feierliche Messe, wobei eine gewisse Anzahl von Talg- und Wachslichtern auf dem Altare und in dessen Nähe brannten. Hauptsächlich gedachte man der Almosen und Vermächtnisse an die Brüderschaft, und betete, daß Maria den fröhlichen Gebern jederzeit helfen wolle aus aller Noth.

Wenn ein Bruder oder eine Schwester starb, so wurde, wenn es nöthig war, von der Brüderschaft der Sarg geliefert, dazu auch der Baldachin und vier Wachslichter, doch hieß es bei solcher Verordnung, daß Jeder dabei bedenken wolle, daß Maria keinen Schaden leide.

Die Aufnahme in die Brüderschaft kostete 4 Grote für eine einzelne Person, für ein Ehepaar 8 Grote. Man sollte darauf sehen, daß es rechtschaffene Leute seien. Der jährliche Beitrag war auch auf 4 Grote festgesetzt, die zu vier Zeiten bezahlt wurden. Doch vergaß die Brüderschaft auch die weltlichen Freuden nicht, indem sie alljährlich einmal in einem Hause sich versammelte, um 2 Tonnen Bier oder mehr, je nachdem Volk da war, zu trinken und für 6 Grote Zwieback zu essen. Eine andere Kost solle man nicht einführen dürfen bei Strafe von 1 bremer Mark, damit Maria keinen Schaden leide. Die Brüderschaft hielt auch jährlich eine Prozession um den Kirchhof, wobei man eine bestimmte Anzahl Wachskerzen vor dem heil. Leichnam zur Schau trug. — Einst erhielt die heilige Jungfrau einen neuen Mantel, der 50 bremer Mark kostete, welches zu der Zeit keine geringe Ausgabe war, auch schaffte die Brüderschaft eine silberne, vergoldete Monstranz an, die 35 Loth wog, das Loth zu 18 Groten. Der Arbeitslohn betrug 10 Grote, so daß im Ganzen 28 bremer Mark und 24 Grote herauskamen.

Spiegelt sich in dem oben Dargestellten der kirchlich religiöse, oft wirklich fromme Sinn der alten Bremer des funfzehnten Jahr-

hunderts, der bestehen konnte, ohne ihrem sonst nüchternen Verstande, ihrer in gewisser Hinsicht natürlichen Freisinnigkeit Abbruch zu thun, so laßt euch nun zur Ergänzung des Bildes eine kurze Beschreibung ihres politischen Lebens und Treibens vorführen!

Jene Zeit, die von Krieg und Kriegsgeschrei unaufhörlich wiederhallte, war, wie euch schon bekannt, eine Zeit, wo Jeder im Staate den großen und kleinen Ereignissen die lebhafteste Theilnahme bezeigte. Hatte doch der rüstige Arm des Bürgers, gleichviel, ob er Schneider, Schuster, Schmied oder sonst Etwas war, seinen Werth, wenn er die Lanze zu führen, das Schwert zu schwingen verstand, wenn es galt, in blutiger Fehde den Sieg zu erkämpfen, und Rath und Meinung der erfahrensten und verständigsten Bürger blieb nicht ohne Gehör. Es war das Bürgerthum jener Zeit, sofern die innern Parteikämpfe ruhten, ein kräftig schönes Gesammtleben, in welchem jedes Glied seine durch die Verhältnisse zwar beschränkte, doch wohlberechtigte und wohlbeachtete Bedeutung hatte. Recht, Ordnung und Gesetz waren die Strebepfeiler des freien Bürgerthums, ihre Vorschriften mußten im Munde Aller leben, in das Gedächtniß Aller eingeschrieben sein. Die gesetzlichen Bestimmungen mehrten sich aber mit der Zeit und leicht konnte es geschehen, daß der eine oder andere Punct ganz oder theilweise in Vergessenheit gerieth, darum war es nothwendig, daß von Zeit zu Zeit Jedermann Gelegenheit geboten ward, sie aufs Neue zu vernehmen. Am Sonntag Lätare ward in der Kirche bekannt gemacht, daß ein ehrenfester Rath alle Bürger und Einwohner der Stadt erinnere und vermahne, vom Rathhause herab das Vorlesen der kundigen Rolle anzuhören, damit ein Jeder das ganze Jahr hindurch und sonst ferner wisse, was recht sei und wie er sich vor Schaden zu hüten habe. Diese Gesetzsammlung nannte man die Rolle, weil sie auf Pergament geschrieben war und aufgerollt wurde. Ein noch vorhandenes Exemplar ist ½ Fuß breit und ca. 23 Fuß lang. Die kundige Rolle nannte man sie, weil ihr Inhalt öffentlich verkündiget ward und somit zu Jedermanns Kunde kam. Das Ablesen geschah durch den ältesten Stadtsecretair von der Laube aus, die sich über dem Eingange zum Weinkeller befand, später von der Gallerie des Rathhauses herab. Während des Ablesens und schon einige Stunden früher, hing aus den Rathhausfenstern eine große Tapete, auf welcher das Gericht Salomons, da zwei Frauen

sich um ein Kind streiten, welches jede für das ihre hält, abgebildet war. In einer Zeit, wo die Buchdruckerkunst noch in den ersten Anfängen ihres Werdens lag und nur sehr wenig Leute lesen konnten, mußte eine solche Abkündigung, wie die obige, sehr nützlich erscheinen; später erwies sie sich als unnöthig, auch kamen immer weniger Bürger auf den Markt, um zuzuhören, statt dessen aber um so mehr Gesindel, welches sich über den Auftritt lustig machte. So hat jede Einrichtung für ihre Zeit ihr Gutes, während sie später zur Thorheit werden kann. Dies begriff man auch in Hinsicht der kundigen Rolle, deßhalb schaffte der Senat im vorigen Jahrhundert jene Abkündigung ab.

---

27. Cardinal Raimund.

Ehrfurchtsvoll, mit entblößtem Haupte, die Brust erfüllt von heiliger Begeisterung, nahen wir uns jetzt den Hallen des sechzehnten Jahrhunderts. Der große Gedanke, welcher länger, als ein Jahrhundert, hier im Stillen sich entwickelte, dort mit unerschrockener Kühnheit, wiewohl vergeblich, an das Licht zu bringen suchte, der Gedanke, daß die Menschheit berufen sei, im freien Aufschwunge des Geistes zu immer höherer Stufe des Wissens und der Erkenntniß zu schreiten, er bricht auf einmal mit Sonnenkraft und Sonnenklarheit hervor. Die eherne Kette, welche Roms Priester mittelst Scheiterhaufen und Schwert um alle gläubigen Christenseelen zu schlingen bemüht waren, zerreißt. Glaubens- und Gewissensfreiheit ist das Losungswort der Zeit! Die Unfehlbarkeit des römischen Papstes, von einzelnen Aufgeklärten längst mißachtet und verhöhnt, durch unwiderlegbare Thatsachen als Thorheit erwiesen, sinkt mit der freien Forschung Aller in den Schriften des alten und neuen Bundes ohne Rettung in den Staub. Bann und Interdict, diese furchtbaren Waffen des Zornes, der Rache und der Tyrannei in den Händen des sogenannten Stellvertreters Gottes und Jesu Christi auf Erden,

verlieren ihre Schärfe, man spottet ihrer und wagt es kühn, sie als Gotteslästerung zu brandmarken. Heldenkühne Männer stehen auf, den neuen Tag den Völkern des Erdkreises zu verkünden, die noch Träumenden aufzuwecken, die Schwachen und Zagenden zu ermuntern und zu stärken, den Mutherfüllten ein glänzendes Vorbild zu sein. Unerhörte Begebenheiten setzen die Welt in Staunen. Muthige Thaten begeistern die Herzen der Menschheit. Auch Bremens Bürgerschaft vernimmt den Ruf der Zeit und stürzt sich freudig mit in den Strom der geistigen Bewegung, der sich plötzlich zunächst über Deutschlands Fluren ergießt. Aber der neue Morgen strahlte um so herrlicher, je tiefer die Dunkelheit der Nacht war, die ihm voranging. Diese Wahrheit bestätigt sich auch in dem Verlauf unserer Geschichte. Das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts ließ Nichts von dem ahnen, was in den folgenden Decennien so allgewaltig beginnen sollte. Es sah vielmehr aus, als wolle sich das Alte in seiner ganzen, zwar prunkvollen, doch inhaltlosen Herrlichkeit noch einmal erneuen und vielleicht auf lange Zeit befestigen. Die Begebenheit, die dies zu verbürgen schien, bestand aber in Folgendem.

Mit schlauer Berechnung unermeßlichen Vortheiles hatte Leo X., der verschwenderische, prachtliebende und stets geldbedürftige Papst ein Jubeljahr ausgeschrieben und zur Verkündigung desselben den Kardinal Raimund, Bischof zu Gurk, nach Deutschland und den nordischen Ländern geschickt. Seine Aufgabe war, überall Frieden zu predigen, Streitende zu versöhnen, die Geistlichen zu ermahnen und Fehler und Mängel der Kirche aufzusuchen und zu bessern. Dabei brachte er allem Volke Vergebung der Sünden, wofern man sich für schweres Geld einen Ablaßzettel kaufte. Großes Ruhmesgeschrei ging vor ihm her, als er sich, von Lübeck und Hamburg kommend, Bremen näherte. Rath und Bürgerschaft fühlten sich hochgeehrt, einen Legaten des Statthalters Gottes empfangen zu dürfen und trafen zu dem Ende die umfassendsten Vorbereitungen. Als der festliche Tag erschien, war Alles in freudigster Aufregung. Es drängte und wogte von Leuten in Festgewändern auf allen Gassen. Mit Ausnahme des Stephanithores wurden alle übrigen Stadtthore geschlossen. Ein Domherr und zwei Canoniker von St. Stephani, ein Rathsherr, der Stadthauptmann und ungefähr 70 berittene Bürger, im schönsten Schmuck ihrer Waffen, begrüßten den hohen Gast auf dem Burgdamm an der

Lesum; der Erzbischof Johann Rhode und das Domcapitel empfingen ihn bei der Schlenge vor Walle und Uthbremen. Langsam, feierlich nahte sich der glänzende Zug dem Stephanithore, vor welchem auf dem Steinwege die vier Bürgermeister der Stadt mit Rath und Bürgerschaft in langer Reihe sich aufgestellt hatten. Endlich erschienen die flimmernden Lichter, von den zahllosen Geistlichen in Prozession getragen. Der hohe Ankömmling saß im purpurrothen Cardinalsrock auf einem geschmückten Maulthiere. Ihm zur Rechten ritt der Erzbischof, zur Linken der Coadjutor. Alsbald fielen Bürgermeister und Rath auf die Kniee und der Syndicus Reins hielt eine kurze Bewillkommnungsrede in lateinischer Sprache, welche vom Cardinal auf Lateinisch beantwortet wurde. Jetzt ging der Zug in die Stephansstadt. Voran schritten sämtliche Aemter der Stadt mit Gewerbezeichen, Fackeln und Lichtern, dann folgten die Schüler der drei Schulen in Röcklein mit engen Aermeln, hierauf die Mönche des Klosters St. Paul, dann die Dominikaner im schwarzen, die Franziskaner im grauen Ordenskleide. Die Mönchspriester trugen lange, prachtvoll gestickte Meßgewänder, Kaseln und Kappen und führten die Monstranz und andere Heiligthümer mit sich. An die Letzteren schlossen sich die Chorschüler des Doms mit ihrem Sangmeister, die Vicarien, Capellane und Meßpriester in seidenen Kappen, die Domherren, die Canonici der Capitel St. Willhadi, St. Stephani und St. Ansgari mit ihren Heiligthümern, der Abt Gerhard von St. Pauli mit seinem Stabe und seidener Kappe. Nun folgte der Cardinal, vor welchem man das Kreuz trug, unter einem seidenen Baldachin, den vier Rathsherren hielten, gleich hinter ihm seine berittene Leibgarde, darnach der Rath paarweise und endlich die Bürgerschaft und die Menge des Volkes. Die Häuser in den Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Maien geschmückt, mit seidenen Tapeten und flämischem Gewand behangen, das Pflaster mit Gras bestreuet. Alle Glocken der Stadt läuteten und über dem Thore, die Natel, welches aus der Stephansstadt in die eigentliche Stadt führte, standen Spielleute mit Trompeten, Schalmeien, Cymbeln, Flöten und andern Instrumenten.

In der Thüre des Doms sprengte der Domprobst Franz Grambke Weihwasser, die Orgel spielte das Te Deum laudamus und der Cardinal schritt, von Fürsten und Herren und der höhern Geistlichkeit gefolgt, durch die Reihen der Priester, Mönche und Schüler in die

Kirche, wo er auf dem Chor Platz nahm. Der Erzbischof sprach das Altargebet, nachdem der Doctor der Theologie, Braun, eine lateinische Anrede gehalten hatte. Darauf folgte der Gesang von St. Peter und das Hochamt, welches der Cardinal in Person abhielt.

Nach beendigtem Gottesdienst geleitete man den hohen Gast über die Domshaide in das Haus des Cantors Stenouw zu Tisch und später in die reiche und prächtige Benedictinerabtei auf dem Paulsberge vor dem Osterthore. Der Rath verabschiedete sich auf der Domshaide.

Den nächsten Morgen, früh um 6 Uhr, wurde im Dom eine herrliche Messe gehalten, bei welcher alle Priester in Feierkleidern zugegen waren. Man trug den Cardinal auf einem kostbaren Sessel über den Bomhof*) in den Dom. Auf dem kleinen Domshof, welcher sich in Dreieckform, von Mauern begrenzt, von der Front der Kirche nach dem Markte erstreckte, stand auf einem Gerüst ein köstlich geschmückter Altar, den die Priesterschaft, die Ritter und der Rath umringten, von dem herab der Cardinal eine feierliche Messe sang und mit einer Ermahnungsrede schloß, die sein erster Diaconus, Graf Kirchberg, verdollmetschte, während der Coadjutor des Erzstiftes, der Herzog Christoph von Braunschweig, als Unterdiaconus zur Seite stand. Nachdem ertheilte Raimund den Segen und die Anwesenden, Vornehm und Gering, stiegen die Treppe zu ihm hinauf, seine Hände zu küssen und zu opfern. Wegen zu großen Andrangs fungirten bei diesem Geschäfte einige Bischöfe als Gehülfen und der Cardinal ließ mehrere Male ausrufen, daß die Gnade bei denen eben so groß sei, als wenn er selbst den Segen ertheile.

Während nun zu Mittag in der Domprobstei der Rath bei dem Cardinal zu Gast war, schaffte man ein Ehrengeschenk für den Letzteren in das Paulskloster. Dasselbe bestand in einem Faß eimbecker Bier, sechs Tonnen bremer Bier, einem Ohm Rheinwein, zwei Ochsen, zwölf Lämmern, drei grünen Lachsen und einem Stör, daneben noch in einem silbernen, vergoldeten Becher, welcher 87 Goldgulden kostete. Am Freitag war im St. Paulskloster ein großer Ehrenschmaus, zu welchem zwar der ganze Rath eingeladen, aber nur die vier Bürgermeister nebst vier Rathsherren sich einfanden, und Sonnabends las der Cardinal vor dem Kloster eine Messe, bei der an 60 Mark Opfergeld einging. Von diesem Allen höchlichst erbaut, lud Raimund am Montage

*) Ein Hof, welcher lag, wo die Gärten der jetzigen Sandstraße und Domshaide an einander stoßen.

die vier Bürgermeister zu Gast, versicherte sie und die Stadt seiner Gunst und versprach, ihrer in Rom bestens zu gedenken. Denselben Abend reisete er nach Delmenhorst ab. Der Rath geleitete ihn über die große Weserbrücke, der Erzbischof mit Gefolge und dem Stadthauptmann bis Varelgraben, wo die delmenhorster Amtleute seines Empfanges bereits gewärtig waren.

Obwohl die Stadt durch die Anwesenheit des päpstlichen Legaten zur Bestreitung des dadurch hervorgerufenen Aufwandes große Geldopfer gebracht, so hatte sie doch auch eine Einnahme dabei von fast 7000 rh. Gulden. Es war dies Ablaßgeld, von welchem später der dritte Theil dem Cardinal nach Osnabrück nachgesandt wurde. Das Uebrige legte man in eine im Dom verwahrte Kiste, unter der Berufung, daß ein alter päpstlicher Erlaß aussage, das Ablaßgeld sei für die Türkenkriege zu verwenden. Mit dem Ablaß ward aber um jene Zeit ein gräulicher Unfug getrieben und die Sittenlosigkeit, welche damals bei Hohen und Niederen, Geistlichen und Weltlichen überhaupt herrschte, war hauptsächlich Folge dieses abscheulichen Handels. In Bremen kaufte man einen Ablaßzettel schon um 18 Grote, und wenn einer mehr anlegen wollte, konnte er Raub und Todtschlag, ja selbst Elternmord und Kirchenschändung damit sühnen. Die Art der Anfertigung eines solchen Schandzettels war eine Entweihung des göttlichen Namens und alles Dessen, was Menschenseelen ewig hoch und heilig bleiben soll. Es wurde darin im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes von jeder Sünde frei gesprochen, die man begangen hatte oder künftig noch begehen werde, Alles, um des Verdienstes des martervollen Todes Jesu Christi willen. Ein solcher Zettel, hieß es, sei so wirksam, als wenn ihn der Heiland selbst besiegelt habe, er schütze vor den Flammen des Fegefeuers und den Qualen der Hölle. Ein Ablaßzettel befreite damals nicht allein von weltlichen Strafen, sondern war auch ein Schutzbrief gegen die allwaltende Gerechtigkeit des Ewigen.

Wenn bei solcher Entartung der Lehre Jesu, nach welcher allein herzinnige Reue und thatsächliche Besserung zur Beruhigung des geängsteten Gewissens, zur Versöhnung mit Gott und den Menschen, zur Vergebung der Sünden führen kann, nicht alle Sittlichkeit von Gottes Erdboden verschwand, nicht alle menschliche Ordnung sich auflösete, so lag der Grund davon in dem tieferen, religiösen Gefühl,

das jedem Menschen von Natur inne wohnt, sowie in dem gesunden Sinne für Recht und Pflicht, der im Bürgerthum des Mittelalters so entschieden hervorleuchtete. Da ein leiser Zweifel an die Berechtigung der Kirche zu solchem schnöden Verkauf, an die Kraft und Wirksamkeit des päpstlichen Sündenerlasses, Verfolgung, Einkerkerung und Feuertod zur Folge hatte, so schwiegen die Einsichtsvolleren und Besseren in Verläugnung edleren Pflichtsgefühls, bis endlich aus der Zelle des Augustinerklosters zu Erfurt der Mann hervorging, welcher Muth genug besaß, allen drohenden Gefahren im Dienste der erkannten, höheren Wahrheit freudig die Stirn zu bieten; das war Doctor Martin Luther, der Held des Jahrhunderts!

Wer kann ohne Ehrfurcht und fromme, freudige Begeisterung den Namen dieses Mannes nennen, der durch sein kühnes Wort, durch seine kräftige That die Welt auf's Neue dem Lichte wieder entgegenführte, zu welchem sie der Ewige erschaffen, der in hoher Unerschrockenheit die Fahne des reinen Evangeliums, der frohen Gottesbotschaft, wieder aufpflanzte und, alle Menschensatzung männlich verachtend, den Geist der freien Forschung in Glaubens- und Gewissenssachen wieder zur Geltung brachte. „Wir wollen keine neuen Decretales aufwerfen", sagte der weise Gottesstreiter, als er die Befangenheit merkte, mit welcher man seine Schriften, namentlich den Inhalt seines großen und kleinen Catechismus als Norm der neuen Lehre anzusehen geneigt war, und „ich bin um deßwillen meinen Büchern feind und wünsche oft, sie möchten untergehen, daß sie den Leser nicht abhalten von der eigenen Prüfung des göttlichen Wortes!"

O, wie unendlich klein erscheinen im Lichte solcher Aussprüche Diejenigen, welche auch in unsern Tagen noch bemüht sind, die Schriften und Meinungen des großen Reformators, die nach seinem eigenen Dafürhalten nur seiner Zeit angehörten, als Richtschnur der Lehre und des Glaubens für immer hinzustellen! Wie wenig haben sie den wahren Inhalt seiner Gottesgedanken erforscht und begriffen! Wie sehr trifft sie der Vorwurf aufgeklärter Katholiken, daß sie einem papiernen Papst sich unterordnen!

---

28. Heinrich von Zütphen.

Der vorige Abschnitt hat uns einem Ereignisse näher geführt, das ewig eine weltgeschichtliche Bedeutung behalten wird, weil es dem kirchlichen und politischen Leben, man darf sagen, der ganzen Menschheit, eine veränderte Gestalt, eine neue Richtung gab. Vernehmt nun, in welcher Weise die Schwingungen desselben unser Bremen trafen, wobei vorausgesetzt wird, daß euch im Allgemeinen der Hergang der Reformation aus andern Quellen bekannt ist. Wir gehen daher zu den Vorgängen in Bremen, wie sie einander folgten, unmittelbar über.

Der Erzbischof Johann Rhode, welcher ein Mann bürgerlicher Herkunft war, starb im Jahre 1511 auf seinem Schlosse zu Bremervörde *), und nachdem in feierlicher Procession von Geistlichen und Weltlichen, die Kreuze, Fahnen, brennende Kerzen, Rauchfässer u. s. w. trugen, seine Leiche in Bremen empfangen war, wurde sie in den Dom getragen, wo der geöffnete Sarg einen ganzen Tag für Jedermann zur Schau stand.

Der entschlafene Oberhirt der bremischen Kirche lag darin im vollen priesterlichen Schmuck, mit Schuhen an den Füßen, in Kniehosen mit schweren goldenen Borten, mit beringten Fingern, den Bischofmantel über die Schultern und ein rothes Barett auf dem Haupte. Beim Scheine geweihter Kerzen wachten vier Priester neben dem Todten. Ihre frommen Gesänge ertönten langsam, ernst und schauerlich durch die hochgewölbten Hallen. Unter besondern Feierlichkeiten fand am nächsten Tage in der Kirche die Beerdigung Statt. Sein Nachfolger war der im vorigen Abschnitt schon erwähnte Coadjutor Christoph, Herzog von Braunschweig, ein stolzer, herrischer und hochfahrender Mann, der nichts sehnlicher wünschte, als daß unter seinem Regimente die bremische Kirche zu altem Glanze wieder erblü-

*) Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Bremen aufgehört, die Residenz der Erzbischöfe zu sein, die es vorzogen, auf einem ihrer festen Schlösser zu wohnen. Das Palatium am Domshofe blieb zwar erzbischöfliches Eigenthum, wurde aber von Nichtgeistlichen bewohnt, eine Zeit lang z. B. auch vom Bürgermeister Johann Frese.

hen möge. Aber der Zeiger an der großen Weltenuhr läßt sich nicht rückwärts führen, und niemals kehren entschwundene Zeiten wieder! Wenn auch Jahrhunderte das Leben in veraltete Formen zwängen, so bleibt es in seinem innersten Kern und Wesen doch ein unter veränderten Verhältnissen sich Fortentwickelndes, dessen Drange die äußere Erscheinung gehorchen muß. Ist die Frucht zur Reife gediehen, so sprengt der lebendige Geist mit unwiderstehlicher Gewalt die todte Hülle, und weder Bann, noch Interdict, weder Feuer, noch Schwert sind vermögend, das Hervorbrechen der neuen Geistesrichtung zu hindern, oder das Streben zu vernichten, welches von der Macht einer Idee getragen wird. Diese Erfahrung machte auch der gestrenge Erzbischof*); denn gerade unter seiner Regierung erhob sich der große deutsche Glaubensheld, Martin Luther, und der Ruf seines Mundes, sich frei zu machen von geistiger Knechtschaft, der St. Peters Stuhl so gewaltig erschütterte, fand auch in den Herzen der Bürger Bremens einen ehrenvollen Wiederhall. Zwar fehlte anfänglich der Muth zur freien Aussprache dessen, was man dachte, der ein öffentliches Hervortreten der neuen Meinung dem kirchlichen Bekenntnisse gegenüber, welches bis dahin gegolten hatte, nothwendig zur Folge haben mußte; aber eine tiefe, innige Begeisterung für die, mit wunderbarer Gewalt hereinbrechenden Strahlen vom Lichte göttlicher Wahrheit, erregte doch die Gemüther der Einzelnen zu sehr, als daß auf die Dauer eine Verheimlichung des Abfalls vom Glauben der alleinseligmachenden Kirche möglich gewesen wäre. Den Nachrichten über die reformatorischen Bewegungen in andern Städten theilnehmend lauschend, erstarkte unter bremischen Bürgern allmälig der Gedanke, die Lehre Luthers laut und freudig zu bekennen.

Der Acker war gepflügt und in Furchen gezogen, man harrte des Säemanns, der den Samen des lebendigen Gotteswortes in kraftvoller Rede in den gelockerten Boden streue; und Gott sandte einen solchen Mann, den man mit Glück an die Spitze einer kirchlichen Reform stellen konnte.

---

*) Hier mag beiläufig erwähnt werden, daß auch er, wie so mancher seiner Vorgänger, ein schwaches Gedächtniß besaß, wenn es auf die Erfüllung eines Versprechens ankam. Er hatte vor Gott und allen Heiligen gelobt, den Bremern ein gnädiger Herr zu sein, lebte aber dennoch mit ihnen in fast ununterbrochener Fehde.

Es war im November des Jahres 1522, als eines Abends im schlichten Ordenskleide der Augustinermönche ein Flüchtling aus Antwerpen in die Herberge „zum Strauß“ am Markte zu Bremen einkehrte. Der Wirth that gar geheim und wichtig mit dem Gaste, verpflegte ihn säuberlich, und machte von seiner Anwesenheit einigen angesehenen Bürgern vertrauliche Mittheilung. Es entstand alsbald eine rührige Bewegung unter den Letztern, man trat zusammen, sprach dieses und jenes und konnte bei aller Herzensfreude, welche die bedeutsame Kunde verursachte, doch auch einer gewissen Sorge und ängstlichen Vorsicht sich nicht ganz entschlagen.

So ist das Menschenherz, es wünscht, sehnt und hofft, und wenn endlich die Stunde naht, in welcher das lang Erwünschte, Ersehnte und Gehoffte sich zu erfüllen verspricht, dann bebt es scheu zurück. Man möchte in vollen, ungehinderten Zügen aus dem Born des Lebens trinken, das Licht der reinen Wahrheit erfassen, und bietet sich die Gelegenheit dar, so sucht sich das an Nacht und Dunkel, oder einen zweifelhaften Dämmerschein gewöhnte Auge doch abzuwenden; dann zeigt es sich, wie Aberglaube und Vorurtheil durch Gewöhnung von Kindesbeinen an mit der Natur des Geistes gleichsam verwächst; wie schwer es ist, dem alten, abgetragenen Kleide zu entschlüpfen, — es sitzt doch so bequem und thut dem Körper so wohl, — bis ein kühner Entschluß, wie ein Blitz die Seele durchzuckt, in einem Augenblick den Willen anfeuert, kräftigt und begeistert, und ihn endlich zur entscheidenden That treibt.

Man besuchte den Fremdling und gab ihm unverholen herzliche Freude darüber zu erkennen, daß er der Lebensgefahr, in welcher er geschwebt, glücklich entronnen sei. Als der Besuchenden immer mehr wurden, mancher Vorsichtige den Freund und Bekannten auf gleicher Fährte sah, da schwand Furcht und Besorgniß allmälig ganz, und ein lautes, fröhliches „Willkommen!“ erscholl aus dem Munde desjenigen, den die spätere Stunde in den vollern Kreis der Versammelten führte. Der Flüchtling in der Herberge „zum Strauß“ war aber ein Freund Martin Luthers, den man Heinrich von Zütphen nannte, wiewohl sein eigentlicher Name „Heinrich Möller“ war. Dem Aufenthaltsorte, der seine Jugendzeit entschwinden sah, der Stadt Zütphen in den Niederlanden, hat man den erstern, uns bekanntern Zunamen entlehnt.

Er war im Jahre 1488 geboren und da er dem geistlichen Stande sich widmen wollte, so trat er schon im 16. Lebensjahre in den Augustinerorden. Wahrscheinlich kam er mit Luthern in Bekanntschaft, noch ehe derselbe seine 95 Sätze wider den Ablaß veröffentlicht hatte, denn Luther nennt ihn später seinen Mitstudenten. In Dortrecht stand er nachmals einem Kloster seines Ordens als Prior vor. Hier trachtete er schon nach verbesserten Einrichtungen, wie sie den Ideen der Zeit angemessen waren, und wandte sich deßhalb nicht bloß an den Generalvikar der Augustiner, den Herrn von Staupitz, sondern auch an den jungen Herzog Karl, den Erben der spanischen Krone, der in Utrecht erzogen wurde. Gegen die lutherisch gesinnten Mönche seines Klosters brach aber eine Verfolgung aus, die ihn wol veranlaßt haben mag, zu entweichen und seinen Aufenthalt in dem größeren Kloster zu Antwerpen zu nehmen, wo er im Jahre 1520 als Subprior waltete. Im Anfange des folgenden Jahres kam er nach Wittenberg, wo ihn Philipp Melanchthon, der treue Freund und Gehülfe Luthers, mit Auszeichnung behandelte. Als er hörte, daß die Verfolgung in Holland wider die neue Lehre heftiger geworden sei, kehrte er nach Dortrecht und bald darauf nach Antwerpen zurück. An beiden Orten betheiligte er sich aufs Wärmste an den Bestrebungen, welche gegen Papst und Ablaß gerichtet waren, und weil er, so zu sagen, der Vornehmste unter den vom wahren Glauben Abgefallenen war, so richtete sich die Verfolgungswuth besonders gegen ihn. Auf Befehl der Inquisition ward er am 29. September verhaftet, mit dem Bedeuten, ihn in der Nacht nach Brüssel abzuführen, wo man ihn im Namen der Statthalterin Magaretha von Brabant bereits als Ketzer zum Tode verurtheilt hatte. Da stürmte das Volk, — namentlich thaten sich die Frauen dabei hervor, — das Gefängniß und brachte ihn in sein Kloster zurück. Nach dreitägigem Aufenthalte verließ er dasselbe in der Absicht, nach Wittenberg zu fliehen. In Amsterdam glücklich angekommen, ging er, nicht ohne fernere Gefahr, über Zütphen ins nordwestliche Deutschland, wo ihm in Bremen, wie wir bereits gesehen haben, eine gastliche Aufnahme gewährt wurde.

Die ihn besuchenden Bürger baten dringend, daß er in ihrer Stadt die gereinigte Lehre Jesu öffentlich verkünden möge; er wollte aber anfangs nicht, sondern verstand sich erst dazu, nachdem der Rath seine Beistimmung gegeben hatte. Am Sonntage, den 8. November,

predigte er in der Ansgarikapelle unter großem Zulaufe des Volkes und mit abermaliger Bewilligung des Rathes am nächstfolgenden Sonntag in der Ansgarikirche, welche gerade im Banne lag *). Wiederum war der Andrang der Zuhörer gewaltig.

Nun trat die ganze Priesterschaft wider den Neuerer auf und verklagte ihn bei dem Rathe. Dies geschah wol nur der Form wegen und wahrscheinlich gab der Rath auch nur dieserhalb der Klage Gehör. Heinrich von Zütphen ward vorgeladen. Die Domherren und die übrigen Geistlichen, welche sich versammelt hatten, untersagten ihm mit vielen Worten das fernere Predigen, worauf er ihnen entgegnete, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Auf das Ansinnen, den Erzketzer verhaften zu lassen, entgegnete der Rath in kluger und gar verständiger Weise, daß man seine Lehre widerlegen möge, wenn man ihn unschädlich machen wolle. Dazu schien keiner der geistlichen Herren geneigt zu sein, daher sie denn unverrichteter Sache wieder auseinander gingen.

Erzbischof Christoph, ein grimmiger Ketzerfeind, hob nun persönlich die Verfolgung an, mein der den abtrünnigen Mönch nach

---

*) Wenn in einer Kirche eine Rauferei oder eine andere rohe und gemeine Thätlichkeit verübt war, so erklärte die Priesterschaft sie für entweihet und legte sie in den Bann. Dies war dermalen mit der Ansgarikirche der Fall. Es war in derselben von Bürgersleuten eine Versammlung abgehalten worden, um wegen der Einführung der neuen Lehre zu berathen, wobei es mit einem Bartscheerer Händel gab. Gegen Erlegung gewisser Gebühren konnte der Bischof die entheiligten Räume wieder weihen.

Ein ähnlicher Fall wird in alten Nachrichten aus dem Jahre 1499 von der Liebfrauenkirche mitgetheilt. Dieselbe war auch entweihet worden, weil in ihren Räumen zwei Jungen zur Vesperzeit sich blutige Köpfe schlugen. Der Weihbischof verlangte 40 rheinische Gulden, wenn er sie wieder weihe, erhielt aber nur den zehnten Theil, indem der Erzbischof Rhode erklärte, wenn sich jener weigere, es zu thun, so wolle er die nöthigen Förmlichkeiten selbst verrichten. In demselben Jahre verwundete ein Reiter einen Bürger auf dem Kirchhofe; da bat man den Weihbischof aufs dringlichste, er möge die Grabstätten wieder weihen, was auch geschah. Dafür wurden ihm entrichtet: 4 rhein. Gulden, 2 Kerzen von 4 Pfund, 1 Kerze von 1 Pfund Wachs, dazu erhielten seine Diener einen Gulden; auch sandte man nach seinem Hofe für 12 Grote Fleisch, 1 Stübchen Wein, 9 Stübchen Bier und außerdem für den Domprobst einen Lachs und zwei Mark.

Burtehude forderte, wo er eben Hof hielt. Heinrich von Zütphen hütete sich aber, der Einladung zu folgen. Man beorderte nun einige niedere Geistliche, seine Kanzelreden zu hören, und aus denselben etwas Verfängliches herauszufischen; dieselben kamen indeß mit dem einmüthigen Zeugniß zurück, daß sie niemals so gewaltige Predigten vernommen hätten.

In der That besaß Heinrich von Zütphen bei seltenem Eifer für das reine, geläuterte Evangelium eine große Rednergabe, die ihm die täglich sich mehrende Zahl seiner Anhänger sicherte. Sein rechtschaffener Lebenswandel, in welchem sich eine edle Hingabe im Dienste der erkannten, höheren Wahrheit ausprägte, erwarb ihm unter seinen Zuhörern allgemeine Achtung und bei vertrauteren Freunden Zuneigung und Liebe. Eine gediegene Einfachheit machte seine äußere Erscheinung würdevoll. Obwohl gemäßigt und bescheiden in seinem Charakter, mangelte es seinen Handlungen durchaus nicht an Folgerichtigkeit, die einem geordneten und festen Willen entsprang. Die Mehrzahl der Bürger wurde durch seine Vorträge für die neue Lehre bald so begeistert, daß der katholische Gottesdienst sichtbar in Verfall gerieth. Es dauerte nicht lange, so wollte man auch in den anderen Stadtkirchen den lateinischen Gottesdienst abgeschafft wissen, und weil für die veränderte Einrichtung die früheren Geistlichen nicht paßten, so berief man einen vielgeprüften Freund Heinreich von Zütphens, Jacob Sprenger, genannt Probst, an die U. L. Frauenkirche, und einen gewissen Johann Timann aus Amsterdam, dem eine kräftige Redeweise und, wie es heißt, auch große Gelehrsamkeit eigen war, als Prediger an die Martinikirche.

Zwei Jahre waren verflossen, der Beifall, den Heinrich von Zütphen sich gleich nach seinem ersten Auftreten erworben hatte, stieg fortwährend, da erging an ihn ein Ruf aus Meldorf im Dithmarschen. Er hielt denselben für ein Zeichen vom Herrn, faßte den Entschluß zur Abreise und berief eines Abends die Bauherren der Ansgarikirche nebst vier Freunden zu sich, um sie von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Ungeachtet vieler Warnungen und Bitten, seinen gesicherten Aufenthalt in Bremen, der von so großem Segen begleitet sei, nicht gegen das Wagniß, die bösen Dithmarsen bekehren zu wollen, einzutauschen, ging er doch nach Meldorf. Er erwiderte auf die wohlgemeinte Mahnung der Freunde: „Als Märtyrer muß ich doch sterben,

der Himmel ist im Dithmarschen so nahe, als in Bremen!“ Seine Abreise von Bremen geschah mit Vorbedacht in aller Stille. Der Weg führte mitten durch das Erzstift nach Brunsbüttel bei Stade, wo ihn Freunde des meldorfer Pastoren, welcher ihn hatte rufen lassen, empfingen und weiter geleiteten. Kaum war er an seinem Bestimmungsorte angekommen, so hetzten die dortigen Predigermönche das Volk wider ihn auf, dennoch aber fing er an zu predigen. Acht Mal hatte die Sonne vom Morgeu zum Abend ihren Bogen am Himmel beschrieben, während welcher Zeit er vier Mal die Kanzel bestiegen hatte, da stürzte in der Nacht eine trunkene, fanatisirte Rotte vor seine Wohnung, erstürmte sie, riß ihn im bloßen Hemde aus dem Bette, schlang einen Strick um seinen Hals und zog ihn bei strenger Kälte durch tiefen Schnee unter barbarischen Mißhandlungen nach Heide, einem stundenweit entfernten Orte. Blutdürstige Mönche führten, mit Fackeln in den Händen, die Bauernschaar an. Unter gräßlichen Martern — deren nähere Schilderung euch mit Schauder nnd Entsetzen erfüllen würde, daher sie hier übergangen wird, — führte man ihn zum Scheiterhaufen. Ein Priester trat auf ihn zu, mit der Anzeige, daß er seine Beichte zu hören wünsche; diesen redete er, aus vielen Wunden blutend, auf einfache, rührende Weise also an: „Bruder, habe ich dir etwas Böses gethan oder dich erzürnt?“ und als der Befragte mit Nein antwortete, setzte er hinzu: „Du hast mir also nichts zu vergeben, weßhalb soll ich dir nun beichten?“ Der Mönch trat beschämt zurück.

Auf eine Leiter gebunden, wollte man den Märtyrer in die Flammen werfen, aber unmenschliche Wuth mißhandelte seinen Körper noch so, daß der Geist aus ihm entwich, ehe ihn die volle Glut des Feuers ergreifen konnte. Bis zum letzten Augenblick blieb er standhaft bei der Ueberzeugung, welche er in der Lehre von göttlichen Dingen im Leben erfaßt und gepredigt hatte. Noch unter den letzten Qualen versuchten seine Lippen ein Bekenntniß seines Glaubens hervorzustammeln.

In Bremen erregte die Nachricht von seinem Tode große Betrübniß, und seine Anhänger bewahrten ihm lange ein ehrenvolles Andenken. Als Luther von dem Ereigniß hörte, schrieb er einen Trostbrief an die Christen zu Bremen, verfaßte er eine Auslegung des 9. Psalm und ermahnte zur Beständigkeit im Glauben und im Gebet.

An dem Orte, wo Heinrich von Zütphen so schmerzreich endete, hat die Gemeinde zu Meldorf, den Irrthum der armen, leichtgläubigen,

von boshaften Pfaffen zur entsetzlichen Gräuelthat fanatisirten Vorfahren zu sühnen, im Jahre 1830 einen Denkstein errichtet.

Die schönste Anerkennung seiner Verdienste ruht jedoch in den Herzen der Nachwelt, die über sein Ende trauert, sein erhabenes Beispiel der Selbstaufopferung im Dienste der göttlichen Wahrheit hochachtet und zur Nacheiferung anpreiset. Nicht Kerker, Mißhandlung und Feuertod machten ihn zum Märtyrer, sondern die Treue, mit welcher er bis ans Ende bei seiner Ueberzeugung verharrte. Er gehörte zu jenen seltenen Menschen, die in ihrem Wollen und Wirken erst an das große Ganze, die Menschheit denken, ihr die edelsten Kräfte widmen und zuletzt an das kleine, unbedeutende „Ich“. Wäre nur die Hälfte aller Menschen von solcher uneigennützigen, vollen Hingabe im Dienste der erkannten, höhern Pflicht erfüllt, einer solchen Selbstverleugnung fähig: es sähe heute in manchen Stücken anders aus. Da folgen aber die meisten dem leidigen Sprichworte: „Jeder ist sich selbst der Nächste“ und achten nicht darauf, daß bei solcher Sinnesart jede höhere Beziehung des Lebens zu Gott schwindet, und sie und die Ihrigen am Ende selbst zu Grunde gehen müssen.

In hoher Bewunderung seines ausgezeichneten Strebens nennen wir daher Heinrich von Zütphen den Reformator der bremischen Kirche!

---

29. Fortgang der Kirchenverbesserung.

Das kühn begonnene Werk der Reformation ward in Bremen, nachdem der erste Schritt dazu gelungen, rasch weiter fortgeführt. Allerdings konnte es nicht ohne Kampf geschehen, ohne Ueberwindung mancher Schwierigkeit, da sich die katholischen Geistlichen den sogenannten Neuerungen mit hartnäckigem Ernst widersetzten. Aber es herrschte damals unter den Anhängern der neuen Lehre eine wunderbare Begeisterung; ein Feuereifer, der vor keinem Hindernisse erbebte, der im raschen Anlauf über manche Schranke hinwegsetzte. Das Beispiel des großen Luthers, der mit unerschrockenem Muthe so manchen schweren Standpunct behauptet, der in Wort und Schrift vor

Papst und Kaiser die Wahrheit seiner Auffassung der Religion Christi bewiesen und vertheidigt hatte, wirkte erhebend auf die Gemüther, so daß auch Andere es wagten, mit Kraft und Ausdauer an dem Bau der Kirche, wie er seit Jahrhunderten bestand, zu rütteln.

Der Erzbischof, ein großer Freund und Anhänger des alten Glaubens und römischer Priesterherrschaft, verfuhr mit unerbittlicher Strenge gegen die arge Ketzerei, indem er sich bemühte, sie zu unterdrücken und auszurotten, so weit es möglich war. Aber die fanatische Härte und Verfolgungswuth, welche er an den Tag legte, reizte auch die Anhänger der Lehre Luthers zu gewaltsamen Schritten. Sein grenzenloser Eifer goß Oel in die Flamme, daß sie um so heller aufflackerte. Die den reformatorischen Bestrebungen am meisten entgegenhandelnden niedern Geistlichen entsetzte man ihres Amtes und verwies sie sogar aus der Stadt. Die lateinischen Gebete und Kirchenlieder schaffte man ab, an ihrer Stelle führte man andere, von Luthern und ihm gleichgesinnten Männern in deutscher Sprache gedichtete Gesänge ein. Die Taufformel durfte nicht mehr auf lateinisch gesprochen werden und beim heil. Abendmahle begehrten auch Nichtgeistliche den Kelch, wie die im neuen Testamente der Bibel enthaltenen Einsetzungsworte es ausdrücklich besagen. Bald fand der Gottesdienst nach römisch-katholischem Gebrauch nur noch im Dom, in den Klosterkirchen und einigen Kapellen Statt. Man sah nun in den Stadtkirchen nicht mehr die geheimnißvolle Ceremonie der Messe, die prächtigen Umzüge einer zahlreichen Priesterschaft; in ihren Hallen verstummten die lauten Chorgesänge, wie in den Räumen der Klöster der Klang andächtiger Gebete zur Mitternacht; es verschwand der Duft des Weihrauchs, das Kniebeugen, die Verehrung und Anrufung der Heiligen. Bildwerke und andere Zierrathen wurden nach und nach weggeschafft, weil das den guten Vorfahren heidnische Ausstattung christlicher Gottestempel zu sein däuchte *). An die Stelle

---

*) Die Entkleidung der Kirchen von jeglichem Schmuck, der vordem wesentlich zum Gottesdienst gehörte, geschah oftmals mit wahrem Eifer und einem gewissen Hasse. Nicht selten wurden Bilder entwendet, um sie an einem verborgenen Orte zu vernichten. So nahm ein Bürgersmann aus der Ansgarikirche nach einander mehrere Heiligenbilder weg, um sie zu Hause den Flammen preiszugeben. Ein Nachbar, der dies bemerkt hatte, kundschaftete aus, welches Bild demnächst wol an die

prachtvoll geschmückter, oft mit Putz überladener Altäre traten leere Wände, die die Einfachheit des neuen Gottesdienstes ostmals in gar zu großer Nacktheit und Dürftigkeit anstarrten.

Die Predigt, welche bei den Katholiken nur eine untergeordnete Rolle spielt, war jetzt das Hauptmittel der Erbauung, zu der nicht allein fromme Rührung, stille Andacht des Herzens, sondern auch Kräftigung des Geistes zum Erstreben höherer Sittlichkeit durch zweckmäßige Belehrung gehört.

Was die Bürger Bremens zur raschen Einführung der Reformation antrieb, war indeß das Widerstreben so mancher Pfaffen gegen eine Neuerung in Kirchensachen nicht allein, es leitete vielmehr der tiefe Verfall des öffentlichen Lebens, die völlige Sittenlosigkeit vieler Geistlichen, namentlich der Klosterbrüder, auch dazu. Es war nothwendig, hier Grenzen zu ziehen, wenn die Entsittlichung nicht in ihrem ganzen Umfange auf das Volk übergehen sollte, das in Folge der verderblichen Lehren und der Einwirkung des bösen Beispieles von Seiten der Priester Empfänglichkeit und Neigung hinlänglich dazu besaß. War doch der gnädige Herr Erzbischof bei äußerer Frömmigkeit selbst ein großer Prasser, der insgeheim grober Unsittlichkeit fröhnte. Wie sehr aber die niederen Geistlichen ihre Würde vergaßen, ergiebt sich schon aus der einfachen Thatsache, daß einige sogar Bierschenken offen hielten, welches einträgliches Gewerbe ihnen bereits im Jahre 1522 vom Rathe untersagt wurde.

Einen so gewinnreichen Ort, wie Bremen, mochte der Erzbischof nicht gern seinem geistlichen Einfluß entzogen sehen, daher sann er in tiefem Haß wider die Ketzer bald darauf, wie es zu machen sei, mit bewaffneten Schaaren in die Stadt zu dringen, um dem alten Glauben wieder aufzuhelfen.

Reihe kommen würde und befestigte hinter dasselbe ein Päckchen mit Pulver. Nach einiger Zeit nahm der Erstbezeichnete es mit nach Haus, und warf es in den Ofen. Kaum hatten die Flammeu es erfaßt, so entzündete sich das Pulver und wie mit einem Donnerschlage zersprang der Ofen, daß im Zimmer Thür und Fenster Schaden litten. Der Bilderdieb, in der Meinung, der Heilige habe sich gerächt, stürzte mit Entsetzen aus seinem Hause und kam erst wieder zu einiger Fassung, nachdem der Nachbar den plumpen Spaß bekannt und für künftige Zeit eine Warnung beigegeben hatte.

Seine Rathschläge und Pläne waren aber den Bürgern eben so offenbar, wie sein Grimm, dessen Ohnmacht sie bisher empfunden hatten. Der Rath wußte, was der Erzbischof sich vorgesetzt hatte, und traf darnach für die Stadt die nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Das Nächste war, die Befestigungen um dieselbe zu bessern und zu mehren. Hierbei verfuhr man mit vieler Umsicht und Sorgfalt.

An der Weser erhob sich bald ein starkes Bollwerk, die Wicheln-burg genannt, von den Wicheln oder Weidenbäumen, mit welchen vordem das Ufer daselbst befestigt war. In der Nähe des Stephani-thores, in der Gegend des jetzigen Zuchthauses, begann man den Bau eines starken Zwingers, welchem man den Namen „Bräutigam“ beilegte. Die Braut hieß ein anderes thurmartiges Castell, das von ausgezeichneter Schönheit gewesen sein soll und, von einem Kanal und breiten Bollwerken, einer Sternschanze umgeben, an der Stelle vor der großen Weserbrücke lag, wo jetzt das Arbeitshaus steht. Dieser Thurm hielt 90 Fuß im Durchmesser und hatte drei große Etagen, wovon die unterste mit Pulver, Granaten, Kugeln, Pechkränzen und anderm Kriegsvorrath angefüllt war. Ein dritter Zwinger, der schon 1514 fertig wurde, stand am Osterthore. — Als in dem Jahre der Vollendung des letzteren Herzog Heinrich von Braunschweig in Be-gleitung anderer Fürsten und Herren, einer Fehde mit den Friesen wegen, nach Bremen kam und den stattlichen Bau sah, meinte er, man müsse dem Baumeister, der ihn so prächtig aufgeführt, die Augen blenden, damit er an einem anderen Orte nicht ein ähnliches Werk anrichte. *)

---

*) Außer den drei großen Zwingern dienten noch einige andere feste Thürme zum besondern Schutz der Stadt. Am äußersten Ende der Stadtmauer lag die Batterie, bei der großen Holzpforte der Morgenstern (erbaut 1518) und am andern Ende der Stadt der Fangthurm neben dem neuen Kornhause. Die Hollmannsburg schirmte einen Theil der Schlachte. Der Zwinger „Bräutigam“ wurde 1647, am 5. August, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, in einem Gewitter vom Blitz entzündet, 600 Ton-nen Pulver, die darin lagerten, explodirten und vernichteten dadurch den Thurm und das angrenzende Zuchthaus. Viele Häuser in der Nähe litten Schaden. Die Straßen waren nach dem Ereigniß mit Dachziegeln und Steinen angefüllt. Sieben Menschen verloren ihr Leben. Der Zwinger zwischen den Brücken hatte den 22. September 1739 ein ähnliches Schick-sal. Er wurde auch vom Blitzstrahl entzündet, durch das darin befindliche

Um indeß einem etwaigen Angriff auf die Stadt noch besser begegnen zu können, ließ der Rath rings um dieselbe alle Bäume umhauen, damit der Feind, wenn er komme, sie nicht wegnehme und Pfahlwerke oder Belagerungsgeräth daraus verfertige. Alle festen Gebäude in den Vorstädten, welche den Belagerern Obdach und Schutz gewähren konnten, mußten niedergerissen werden. Dies Schicksal traf zunächst die beiden Kapellen St. Michaelis und St. Johannis des Täufers (die Kaufmannskirche), darnach auch die prächtige Abtei auf dem Paulsberge. Man fürchtete von dem Kloster, daß ein Feind in dasselbe dringen und dann die hohen, festen Mauern benutzen könne, um von ihnen aus die Stadt zu beschießen.

Mehrfach hatte der Rath den Mönchen die Nicolaikirche und das gegenüberliegende Beguinenhaus zum Aufenthalte angeboten, worauf sie aber nicht eingegangen waren. Als nun im Jahre 1523 einige erzbischöfliche Kriegsleute das Kloster zu besetzen wünschten, wiederholte der Rath seinen Vorschlag um so nachdrücklicher, als der Abt anfragen ließ, wie er sich zu verhalten habe. Eben schritten die Bürgermeister die Treppe des Rathhauses hinab, nach dem Markte, da ging zufällig der Lohgerber Hinrich Vollmers vorüber, welchen sie mit der Frage anredeten, wie dem Wunsche des Abtes zufolge das St. Paulskloster wol am schleunigsten zu brechen sei. Der Lohgerber meinte, daß sich dazu Rath schaffen lasse, lief sogleich auf den Markt und hielt jeden handfesten Kerl, der ihm in den Weg kam, an, mit der Aufforderung, das Kloster nach des Rathes Willen einreißen zu helfen. Bald zog eine kräftige, mit Aexten, Hämmern, Kuhfüßen (Brechstangen) und anderen Geräthschaften wohlausgerüstete Schaar unter munterm Lärmen hinaus vor die Stadt, griff das stattliche Gebäude an und zerstörte es nebst der Kirche und dem ziemlich hohen Thurm an einem Tage bis auf das Mauerwerk. Die Mönche, welche Alles verloren hatten, fanden Aufnahme und Pflege bei den Domherren, die dafür in den Besitz der ansehnlichen Güter des Klosters, zu denen

---

Pulver 14 Fuß aus dem Grunde heraus in die Luft gesprengt. Dabei kamen 32 Menschen ums Leben, 2 Wassermühlen, 3 Joch der großen Brücke und viele Häuser in der Alt- und Neustadt wurden beschädigt oder zerstört. Die Glieder der Unglücklichen, welche entweder weit fortgeschleudert oder durch niederfallende Steine und Balken zerschmettert wurden, fand man stückweise, hier- und dorthin zerstreut, wieder.

auch die Paulinermarsch gehörte, kamen. *) Das Schmiedeamt erhielt ein ganzes Jahr lang Befreiung von Wachdiensten und bürgerlichen Lasten, um dafür in den Feierstunden die starken Ueberreste der dicken Mauern vollends hinwegzuräumen. Man pflasterte mit den großen Steinen den Weg jenseits der Weserbrücke nach Wartthurm.

Mit einem Heere von Landsknechten zog Erzbischof Christoph im Jahre 1524 wirklich gegen die Stadt. Sein Weg führte ihn durch das Viehland am arster Thurm **) vorbei. Hier stellten sich ihm die Bauern, von bewaffneten Bürgern unterstützt, entgegen. Von der Warte herunter schoß man aus Kanonen wacker auf die feindlichen Krieger. Da umgaben die Letzteren den Thurm mit Stroh und anderen brennbaren Gegenständen, die sie anzündeten, so daß die tapferen Vertheidiger, vom Rauch arg belästigt, meinten, der Thurm brenne, und, ihr Leben möglicher Weise zu retten, hinabsprangen. Die Landsknechte suchten sie mit Spießen und Hellebarden aufzufangen, wodurch zehn der kühnen Springer ein klägliches Ende fanden. Ihrer Tapferkeit ungeachtet mußten die Bremer sämtlich zurückweichen. Sie zogen sich, kämpfend, dem Thore zu. Außer sechszehn Todten, unter welchen auch ein Rathsherr sich befand, ließen sie ihr grobes Geschütz im Stich.

---

*) Der Abt von St. Pauli hatte auch einen besonderen Eingang in die Stadt, das Abtsthor, ehemals Abendohr, jetzt das Abbenthor genannt. Wahrscheinlich besaß er es von den Bürgern als ein Ehrengeschenk. Als das Paulskloster geschleift wurde, ging das Thor ein. Der Stadtgraben wurde an der Stelle, wo es lag, ausgetieft und der Wall in fortlaufende Verbindung gebracht.

**) Schon seit langer Zeit gab es um die Stadt in bestimmten Weiten Wartthürme und Landwehrgräben, als wohlbefestigte Außenwerke. Auf der Altstadtseite waren es der Steinthurm, ein Rest einer uralten Kirche (St. Vituskirche), der Pagenthurm außerm Heerdenthore, wo eine Weide daneben lag für die Pferde des Rathes, und der Ravensthurm, der an die neue Stadtmauer beim Stephani sich lehnte. Auf dem linken Weserufer lagen der Wartthurm, auf dem Wege nach Oldenburg, der Kattenthurm, außerm Buntenthore, und der arster Thurm. Von den Landwehrgräben lassen sich in unseren heutigen Feldmarken hin und wieder noch Spuren finden. Die Gete im hastedter Felde soll auch eine Vertheidigungslinie gebildet haben. Zu den Außenwerken gehörten auch die Planken oder Palisaden, welche den Vorstädten theilweise schwachen Schutz gewährten.

Ein Versuch des Erzbischofs, den Bürgern 25,000 Goldgulden abzupressen, um davon einen Theil seiner ungeheuren Schulden zu bezahlen, mißlang gänzlich.

Nach solchem Vorgange wurde auch den Klostergeistlichen der Gottesdienst untersagt, wobei man es jedem Mönch freistellte, entweder auszuwandern oder bei einfacher Kost und Pflege, welche die Stadt gewähren wolle, bis an sein Lebensende in seiner Zelle zu verbleiben. Das Kloster der grauen Mönche wurde in ein Krankenhaus, das der schwarzen hingegen in ein Gymnasium verwandelt. *)

30. Unruhen wegen der Weide.

Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß Umwälzungen auf dem Gebiete des religiösen Lebens eines Volkes auch in die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse desselben eingreifen, hier gleicherweise Verbesserungen anbahnend und vollführend. Natürlich darf die religiöse Neuerung nicht bloß ein Aendern todter Formen oder rein äußerlicher Merkmale sein, sie muß vielmehr den Kern, den eigentlichen, wesentlichen Inhalt des Glaubens und der damit verknüpften, höheren Lebenspflichten erfassen, namentlich im regen Fortschritt zur edlern, reinern Gotteserkenntniß bestehen. Wenn ihr die Blätter der Geschichte mit Aufmerksamkeit leset, werdet ihr dies oftmals als unumstößliche, ernste Wahrheit bestätigt finden. Religion und Leben stehen in so inniger Wechselwirkung, daß das eine durch das andere nach Form und Wesen fortwährend bedingt wird. Ringt sich der Geist zur Selbständigkeit empor, — und diese kann nur in der

*) Im Kloster zu St. Johannis lebten im Jahre 1546 noch zwei Mönche, Gerhard Langhar und Hermann Schnitteker. — Das Kloster der schwarzen Mönche hat sich in Resten bis auf die jüngste Zeit erhalten, ist aber gegenwärtig durch Neubau, um namentlich für eine Gewerbe- und höhere Bürgerschule Localitäten zu gewinnen, gänzlich umgeformt. Ein Stück vom Chor der schönen Kirche schaut in Gestalt eines Waarenlagers noch in den Schüsselkorb hinein.

Freiheit der Gedanken erreicht werden, — so giebt es für ihn kein Verhältniß, das er nicht zu durchleuchten, das er in seiner richtigen Beziehung zu anderen Dingen nicht zu erkennen und zu würdigen strebte. Er gleicht alsdann einem Feuerstrom, der Alles, was in seiner Bahn sich vorfindet, mit voller Glut durchdringt, das Morsche, Lebensunfähige darin verzehren, das Edlere, Lebenskräftigere in geläuteter, verjüngter Gestalt zum neuen Dasein daraus hervorgehen läßt. Alle unsere Einrichtungen sind nun der Art, daß der denkende Geist, der überall nach dem Vollkommneren trachtet, immer an ihnen zu tadeln, daher zu bessern findet. Die Zeit schreitet unaufhaltsam fort, ein neues Menschengeschlecht betritt die Schaubühne der Welt, und jede neue Zeit hat das unbestreitbare Recht, sich selbst die Gesetze, denen sie gehorchen will, wie sie ihren Bedürfnissen und Anforderungen am besten genügen, zu schaffen. Aber, wo sind die Grenzen der Zeit; wo hebt ein neues Geschlecht an; wo sollen die nothwendigen Merksteine gesetzt werden? Insofern in jedem Werden sich stets neue Keime zur ferneren Entwickelung entfalten, ist es endlos; wann ist nun der rechte Augenblick da, Veränderungen zu unternehmen? Dies ist ein Punkt, über welchen sich selbst die Vernünftigsten, Besten nicht allemal vereinigen können, der auch unter ihnen Hader und Zwietracht herbeiführen kann. Dazu gesellen sich dann freilich noch andere Ursachen. Nicht Alle, die das Gute wollen, haben auch den klaren, richtigen Begriff davon; nicht Alle kennen das Bedürfniß der Zeit oder verstehen es, ihm die passende Einkleidung zu geben, und zu diesem Mangel kommt endlich der Umstand, daß nicht Jeder, der ein Ziel erstrebt, von reinen Absichten erfüllt ist. Der Eine will seines Vortheils wegen das Neue, der Andere aus gleicher Ursache lieber beim Alten bleiben. Es ist traurig, daß so manche hohe, heilige Sache dadurch entweihet wird, daß die Betheiligten nur persönliches Interesse, nicht aber ein Gesamtwohl kennen. Da ist man denn zum unlautern Endzweck auch in der Wahl der dahin führenden Mittel und Wege gewissenlos, und was im Frieden könnte verhandelt und abgeschlossen werden, das muß das Schwert entscheiden, das muß erst die Blut- und Thränentaufe empfangen.

Mancher unter euch wird hier vielleicht verwundert fragen: Welche Begebenheit soll denn eingeleitet werden, ist in unserm Bremen so Wichtiges geschehen, daß es solcher Worte bedarf? Allerdings! —

Wenn Bremen auch nur ein kleiner Staat ist, so spiegelt sich doch im Kleinen in den Ereignissen, die in seiner Vergangenheit liegen, das Bild der Geschichte größerer Länder ab. Die frühern Verhältnisse Bremens waren so besonderer Art und hatten sich so eigenthümlich entwickelt, daß ihre Darstellung, auf größere Räumlichkeiten übertragen, uns das Gemälde des Lebens eines weit bedeutenderen Staates liefert. Hört indeß, was nach Einführung der Kirchenverbesserung in Bremen weiter geschah und laßt euer eigenes Urtheil dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß hier der Erzählung eine bestimmte Auffassungsweise zum Grunde liegt!

Während der außerordentlichen und heilsamen Veränderungen im Kirchlichen, die, wie euch nun bekannt ist, im Ganzen einen raschen, glücklichen Verlauf nahmen, bildete sich im bürgerlichen Leben allgemach ein Geist der Unruhe aus. Man wünschte nicht allein die ganze katholische Geistlichkeit aus der Stadt entfernt zu sehen, sondern es traten auch Männer auf, die an der Regierung und den Einrichtungen des kleinen Staates Vieles tadelten; die mit großer Beharrlichkeit darnach strebten, daß es anders und nach ihrer Meinung besser werde. Allerdings waren nun manche Mängel vorhanden, die einer wesentlichen Umgestaltung bedurften. Daher kam es denn, daß zu der Partei der Unzufriedenen manche angesehene, rechtschaffene Bürger zählten. Vornehmlich hegte man die Ansicht, daß der Rath zu große Macht in Händen habe, die Bürgerschaft müsse in Regierungsgeschäften ihm selbstthätiger, kräftiger zur Seite stehen; der Rath dürfe nicht so uneingeschränkt die gesetzgebende und vollziehende Gewalt besitzen. Es bestand freilich dem Rathe gegenüber das Collegium der Aelterleute *), aber dieses war in der Regel ohne erheblichen Widerspruch mit den

*) So hieß der Vorstand der Kaufmannschaft, welcher aus angesehenen, reichen Bürgern bestand und als wohlberechtigte Gesellschaft dem Senate wie den Bürgern gegenüber sich nach und nach herausgebildet hatte. Die Aelterleute sollten zunächst das Interesse der Kaufleute hüten, wenn dasselbe durch Beschlüsse und Verordnungen des Rathes gefährdet scheine, darnach aber auch das der ganzen Gemeinheit. Sie waren demnach die Repräsentanten der Bürgerschaft und konnten gegen den Rath gewichtige Opposition führen. Ein Präses stand den laufenden Geschäften vor; er hatte die Protokollführung u. dgl. zu besorgen. Den Vorsitz in den Versammlungen führten die beiden ältesten Mitglieder des Collegii unter dem Titel Seniores.

Beschlüssen und Anordnungen des Rathes einverstanden. Die Unzufriedenen hofften, daß die Mehrzahl der Verständigeren unter den Bürgern ihre Ansicht theile, täuschten sich aber hierin so vollständig, daß sie ihre hie und da bereits öffentlich ausgesprochenen Gedanken schleunigst zu bemänteln und zu widerrufen genöthigt waren, um der drohenden Gefahr, als Aufwiegler und Staatsverräther angeklagt zu werden, zu entgehen. Der Rath besaß bei den meisten Bürgern volles Vertrauen. Die Letzteren wünschten, die Verfassung möge so bleiben, wie sie sich bislang als nützlich erwiesen habe. Manchen hielt freilich Furcht oder trübe Erfahrung von gewagten Unternehmungen fern. Die Unzufriedenen kamen daher zu der Einsicht, daß es rathsam sei, ihre Absichten und Pläne fortan vor den Augen der größeren Menge verborgen zu halten. Sie hielten geheime Zusammenkünfte und trösteten sich damit, daß die Zeit schon Etwas herbeiführen werde, das die meisten Bürger gegen den Rath einnehme und erbittere.

Das Erwartete kam. Im Jahre 1526 trat ein Aeltermann vor den Rath und behauptete, daß die Bürgerviehweide vor Zeiten viel größer gewesen sei, die katholische Priesterschaft, wie auch einzelne Bürger wären im Besitz von Grundstücken, welche ehedem zur Weide gehört hätten. Er drückte dabei den Wunsch aus, daß einige redliche Männer ernannt und bevollmächtigt würden, zu untersuchen, mit welchem Rechte die Geistlichen sowohl, als auch die einzelnen Bürger ihre an die Weide grenzenden Ländereien besäßen. Der Rath wies den Antrag zurück, weil er fürchtete, durch Annahme desselben vierlei Verdrießlichkeiten erleben zu müssen, und so blieb die Sache auf sich beruhen. Einer aber aus der Partei der Unzufriedenen nahm sich das von jenem Aeltermann Vorgestellte ins Ohr und bauete darauf den Plan, die Gemeinde mit dem Rathe zu entzweien. Es war dies der an der Wachtstraße wohnende, reiche Goldschmied Johann Dove, ein Mann, der zu leben wußte; dem es gegeben war, dasjenige, was er empfand und dachte, was er nach seiner Meinung für recht und gut hielt, in deutlicher, zusammenhängender Rede Anderen vorzutragen; der gegen Jedermann artig und freundlich war, und besonders die Unbemittelten in der Stadt durch seine Freigebigkeit an sich fesselte. Er war ein Mann voll Kraft und festen Entschlusses, ein begeisterter Anhänger seiner Vaterstadt, der Alles, was in ihm zur Ueberzeugung und zum Vorsatz gereift war, unerschütterlich festhielt,

auf das Hartnäckigste vertheidigte. Dabei war ihm Schlauheit und kluge Berechnung und, wie sich nicht verkennen läßt, große Leidenschaftlichkeit eigen. Die Leidenschaft aber macht blind und führt Denjenigen, welcher sich von ihr leiten läßt, in den meisten Fällen unaufhaltsam ins Verderben. Ein verfehlter Schritt ist schwer zu retten; eine thörichte Handlung zieht die andere nach sich, namentlich wenn das Ehrgefühl hinzutritt und aus falschen Rücksichten eine Aenderung des einmal angefangenen Unternehmens verbietet. Darum wird ewig das Sprichwort gelten: „Ehe du etwas anfängst, bedenke das Ende!“

Der Goldschmied Dove, bei dem Rathe und dessen treuesten Anhängern längst als ein harter, ehrgeiziger Kopf, als gefährlicher Aufwiegler verschrieen, theilte seinen Plan vertrauten Freunden mit und erwarb deren Beifall. Einzelne Bürger wurden nun angesprochen und unter dem Anscheine, als eifere man nur für das gemeine Beste, erregte man Mißtrauen wider die Obrigkeit, indem man die Aeußerung hinwarf, daß der Rath eine so handgreifliche Schmälerung des Gemeingutes, der von der Gräfin Emma, seligen Andenkens, den Bürgern geschenkten Weide, seit Jahren nicht allein nicht beaufsichtigt und verhindert habe, sondern noch fortwährend mit Stillschweigen ansehe. Die in Wohlleben und Schwelgerei versunkenen Pfaffen, hieß es dabei, haben einen Theil der Habe, die allen Bürgern gehört, an sich gezogen; auch sprach man von einem alten Briefe, den ein früherer Erzbischof den Bürgern ausgestellt, worin Umfang und Größe der Weide genau angegeben und beschrieben sei; zugleich ward eine angebliche Abschrift der verloren gegangenen Urkunde vorgezeigt. Die Weide war aber allen Bürgern ein theures Vermächtniß, weil von ihr auch die ärmsten sagen konnten: „sie gehört zu unserm Eigenthum,“ eine Verminderung derselben war ein Raub, von dem sich Jeder betroffen fühlte. Was war daher natürlicher, als daß der Funke zum Aufruhr anfing zu glimmen!

Mit besagtem Weidebriefe hatte es folgende Bewandtniß: Bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts waren viele Sümpfe und Brüche, welche um die Stadt lagen, entwässert und angebauet worden, darunter auch mancher Boden, der hart an die Weide grenzte, vielleicht auch uranfänglich zu ihr gehört hatte, da ja in alter Zeit, als die Gegend noch menschenleer und einsam war, der Umfang eines Gutes so genau

nicht bestimmt zu sein brauchte. Ein Meier vom erzbischöflichen Gute Barkhof hatte von der Weide einen Kamp abgetheilt, worüber die Bürger Beschwerde führten und es erlangten, daß der Erzbischof Hartwig I. erklärte, die Weide solle in ihrem Flächenraum nicht gemindert werden. Er ließ eine Urkunde aufsetzen, worin als Grenzen der Weide die beiden Gewässer Wydelt und Colocke, der Meierhof Swethusen, der Barkhof und die Stadt angegeben wurden. Was irrthümlich von der Weide abgekommen sei, hieß es, solle nach geschehener Heuernte wieder frei gegeben werden. Der Stadtvogt nebst Abgeordneten der Geistlichkeit, wie auch der Bürger, unterzeichneten das Document, welches nach dem damaligen Brauch in lateinischer Sprache abgefaßt worden war.

Das in der Stadt allmälig in Umlauf gesetzte Gerede machte dem Rathe anfangs wenig Bekümmerniß. Er kannte die Partei, von der es ausgegangen war, wußte, was sie zu erstreben beabsichtigte und hielt ihr Beginnen für wenig gefahrbringend. Aber er irrte sich in der Meinung, noch das volle Vertrauen der Bürgerschaft zu besitzen, das Fünkchen, welches den Aufruhr angeregt, war bereits zu einer Glut herangewachsen, die sozusagen nur noch unter der Asche glomm. Ein jäher Windstoß, und die Flamme flackerte lichterloh daraus hervor. Mit dem Frühjahre 1530 rückte die Stunde der Enthüllung jener im Stillen zur Reife gediehenen Saat heran. Nach Ostern, als das Vieh auf die Weide getrieben wurde, reizte Dove die Bürgerschaft öffentlich auf, indem er behauptete: die außer den Thoren wohnenden Kohlhöker und Bauern hätten keine Befugniß, die Weide zu benutzen und die Bürger hätten durchaus nicht nöthig, sich solche Eingriffe in ihr Eigenthumsrecht gefallen zu lassen; weil aber der Rath nicht gesonnen scheine, etwas dagegen zu unternehmen, so wären sie auf Selbsthülfe angewiesen. Solche Rede gefiel einer großen Anzahl der Bürger überaus wohl und ihrer sechzig erklärten sich sogleich bereit, den Vorschlag Doves in Ausführung zu bringen. Leider muß der Wahrheit gemäß bemerkt werden, daß Viele sich aus Leichtsinn oder Muthwillen den Aufwieglern anschlossen, Andere aus Eigennutz, um Etwas dabei zu gewinnen.

Von dem sich selbst beigelegten Rechte machte die aufrührerische Partei sofort Gebrauch. Sie sandte ihre Ergebenen auf die Weide, wo sie nach Wohlgefallen dasjenige Vieh, welches nach ihrer Ansicht

daselbst nicht grasen durfte, pfändeten. Mit großem Jubelgeschrei, als habe man eine Heldenthat vollbracht, ging es mit dem gepfändeten Vieh in die Stadt zurück, nach der Knochenhauerstraße, wo die Sechzig in einem Hause Versammlung hielten. Hier konnten sich die Eigenthümer einfinden, um gegen schweres Geld das Geraubte wieder in Empfang zu nehmen. Beim vollen Becher wurde das, den Letztern auf so niederträchtige Weise abgezwackte Geld in Saus und Braus herdurchgebracht. Den folgenden Morgen ging man wieder auf die Weide und der ärgerliche Auftritt wiederholte sich, wie er am vorigen Tage Statt gefunden hatte.

Der Rath versuchte, der Unordnung entgegen zu wirken, jedoch vergeblich. Dove hatte die Freude, das Gelingen seines Planes wahrzunehmen. Er beschloß daher mit seinen nächsten Anhängern, nun auch sogleich weiter zu gehen und Sorge zu tragen, daß die Macht des Rathes vermindert, die katholische Geistlichkeit vertrieben und die Herausgabe aller Grundstücke, die früher zur Weide gehört haben sollten, durchgesetzt werde. Sein Anhang mehrte sich täglich, ja, es schlossen sich sogar andere reiche und angesehene Bürger der Bewegung an. Um nun die alten Grenzen der Weide von Walle bis Horn wieder herzustellen, machte man dem Rathe das Ansinnen, er möge die Grenznachbaren der Weide vorladen und sich die Papiere vorlegen lassen, welche ihnen das Eigenthumsrecht über die innehabenden Kämpe, Kohlgärten und Ländereien, welche an der Weide lägen, zusprächen. Was von der Weide abgekommen sei, hieß es, müsse mit derselben wieder vereinigt werden, man habe sich dabei vollständig nach der alten Urkunde vom Erzbischof Hartwig I. zu richten. Die Echtheit der vorhandenen, angeblichen Abschrift jenes, im Jahre 1159 ausgefertigten Briefes ward natürlich nicht im Geringsten in Zweifel gezogen.

Der Rath ging auf die Forderung ein, ließ die Inhaber der an die Weide grenzenden Ländereien vorladen und aus deren Papieren den Beweis führen, daß sie ihre Grundstücke rechtmäßig erworben hätten. Nun verlangten aber die Aufwiegler, es solle nachgewiesen werden, wie die Vorfahren zu dem Besitz gekommen, und dies war platterdings eine Unmöglichkeit, weil das in eine Zeit zurückführte, in der man sich mit dem Schriftlichen noch wenig befaßte und fast

Alles mündlich abmachte. Der Rath wies den letztern Antrag unter Darlegung der Gründe entschieden von sich.

Die feindliche Stimmung der Bürger wider den Rath wuchs nun täglich. Johann Dove und seine Genossen verbreiteten die Ansicht, daß der Rath den Bürgern kein Recht geben wolle. Die aufrührerischen Reden wurden ungezügelter gehalten, die Gewaltthätigkeiten steigerten sich. Mittelst der Allarmtrommel berief Dove am 24. August, des Morgens 6 Uhr, die Gemeinde zusammen. Bald wogten die Menschenmassen in allen Straßen, sich nach dem Domshof hinwälzend. Hier hielt Dove eine kräftige Anrede, worin er die Nothwendigkeit darzuthun suchte, in der Weidesache fernere Gewaltstreiche zu unternehmen, und am Schluß forderte er alle anwesenden Bürger auf, sogleich sich ihm anzuschließen, um noch am nämlichen Tage die der Weide entrissenen Grundstücke derselben wieder einzuverleiben. Ein lautes Beifallsgeschrei antwortete ihm. Da erschien, aus der Mitte des Raths entsandt, Bürgermeister Daniel von Büren, ein scharfsinniger, kluger und wohlberedter Mann, begleitet von einigen Rathmännern und zu der Partei des Rathes zählenden Bürgern. Nachdem er einigen heftigen Widerreden des Johann Dove und seiner eifrigsten Anhänger entgegnet, wandte er sich an die versammelten Volkshaufen und sprach so eindringlich, besänftigend, daß sie allmälig sich zerstreuten und ruhig in ihre Wohnungen zurückkehrten. Es wurde darnach ein gütlicher Vergleich angebahnt; weil aber Dove und seine Partei keinem billigen Vorschlage Gehör gaben, sondern ihren Willen unbedingt durchgesetzt haben wollten, so blieb die Weidesache in der Schwebe hängen, ohne irgend eine Aussicht auf baldige Lösung. Ein Gutachten benachbarter und befreundeter Städte in der trüben Angelegenheit blieb ohne allen Erfolg.

Unter solchen Zuständen und Verhältnissen neigte sich das Jahr 1530 seinem Ende entgegen. Die Aussicht in die Zukunft war für das Herz desjenigen Bürgers, der mit klarem Blicke das Wirrsal durchschaute, eine beängstigende, Unheil verheißende. Der Rath hatte sich dem Anliegen der Mehrheit seiner Bürger willfährig gezeigt, soweit er billiger Weise es konnte. Er hatte nicht mehr gegen helle, offene Meinungen zu kämpfen, sondern gegen Verblendung und Leidenschaft; daß diese erst anschwellen und austoben müsse und in ihrer Raserei zu blutiger Greuelthat fortschreiten werde, war den

Blicken helldenkender, einsichtsvoller Köpfe mehr als dunkle Ahnung, es war fast zweifellose Gewißheit. Wehe solchen Tagen, wo der Mensch im Irrthum, im thörichten Wahn recht zu handeln meint!

---

31. Ermordung des Comthurs Rudolph von Bardewisch.

Das Jahr 1531 hatte begonnen. Sein Anfang konnte dem Anbruche eines Tages verglichen werden, an welchem die Sonne blutig roth emporsteigt, an welchem bald graue Wolkenschleier das heitere Blau des Himmels verhüllen, um schweres Unwetter zu entladen, als sei die Menschheit nicht werth, hinfort im lichten Glanze des freundlichen Taggestirnes zu wandeln. Wir nahen einem Ereignisse, das wie ein unauslöschlicher Schandfleck ein Blatt unserer vaterstädtischen Geschichte verunziert. Gern würden wir es in Vergessenheit sinken lassen, es bedecken mit Grabesnacht, nachdem die Geschlechter dreier Jahrhunderte es mit Entsetzen vernommen, den richtenden Stab darüber gebrochen haben; aber der Wahrheit gebühret die Ehre, sie soll Nichts übergehen, was einer spätern Zeit zur Mahnung, Warnung und Lehre dienen kann. Es würde auch in der Darstellung der Bewegung unter Bremens Bürgern, welche mit den Unruhen wegen der Weide auf so schlaue Weise angezettelt wurde, eine empfindliche Lücke bleiben, denn mit der Ermordung des Comthurs Rudolph von Bardewisch gewann sie jenen ernsten Charakter eines Trauerspiels, der sich ihrem Ende so entschieden aufprägte. Gerade hier enthüllt sich die bedauernswerthe Verirrung, in der die meisten Theilnehmer am Aufruhr befangen waren, die blinde Leidenschaftlichkeit, mit der sie verfuhren, die wahre Absicht ihres Strebens, die bis dahin den Anschein trug, als wolle man nur das Recht schützen und aufrechthalten, in ganzer Gestalt; gerade hier zeigt es sich klar und deutlich, wie e i n Abweichen von dem Wege der Gesetzmäßigkeit das andere zur nothwendigen Folge hat.

Ihr wißt aus einem frühern Abschnitte*), daß der deutsche Orden bald nach seiner Stiftungsperiode auch in Bremen eine Comthurei erhielt, welche an der Osterthorstraße lag, wo ihr großer Hof mit seinen ansehnlichen Gebäuden sich auch an der Straße ausbreitete, die noch heute die Comthurstraße heißt **). Der Orden besaß vier große Kämpe, die an die Weide grenzten, von denen, wie von fast allen Grundstücken, die um dieselbe herum lagen, vermuthet wurde, daß auch sie vormals zu dem Gemeingute der Bürger gehörten. Der Comthurherr, Rudolph von Bardewisch, hatte indeß dem Rathe auf Verlangen seine Urkunden vorgelegt und bewiesen, daß er der rechtmäßige Besitzer der Kämpe sei. Die Bürger wollten aber auch von ihm noch genaueren Nachweis haben, den der Comthur nicht allein beharrlich, sondern auch mit einer gewissen Erbitterung, zu geben verweigerte. Er war dabei so unvorsichtig, die Bürger öffentlich als gemeine Aufrührer zu bezeichnen, die aus Eigennutz und Habgier darnach trachteten, fremdes Eigenthum an sich zu reißen. Dadurch lud er den Haß der Bürger auf sich, die ihm, wiewohl ohne hinreichenden Grund, nun mancherlei Böses nachredeten. Auch mochte schon deßhalb ein Vorurtheil wider seine Rechtschaffenheit obwalten, da man wußte, daß sein Vorgänger Falschmünzerei getrieben und nachdem dies entdeckt worden war, Bremen als Flüchtling verlassen hatte. Da verbreitete sich plötzlich durch die ganze Stadt

*) Siehe Seite 53.

**) Gegenwärtig ist von jenem Besitzthume des deutschen Ordens nur noch die in ein Packhaus umgewandelte Kirche vorhanden. Man sieht sie, wenn man aus der Osterthorstraße in die Comthurstraße einbiegt, zur rechten Hand oben an der Ecke der letzteren. Die hohen Bogenfenster und die Strebepfeiler schauen über die kleinen, vorstehenden Gebäude an der Osterthorstraße ganz deutlich herüber. In einem alten Buche, welches im Jahre 1785 gedruckt wurde, steht bei der Aufzählung der Wohnungen der ehemaligen katholischen Geistlichkeit unter Anderm: „Man beachte nur die sogenannte Münze oder den ehemaligen Comthurhof, die darnach folgenden zwei großen Curien (Wohnungen der Domherren), die mit ihren großen Gärten sich bis in die Gegend des Stavendams (Gartenstraße) erstrecken“ u. s. w. — Nach diesem reichte die Comthurei ziemlich bis in die Mitte der Osterthorstraße, wahrscheinlich an das früher von einem der Herren Domprediger bewohnte Haus, in welchem jetzt Schlachterei betrieben wird. — Der Rath kaufte die Gebäude der Comthurei 1561. Der letzte Comthur hieß Franz von Domstorff. Er starb erst 1583.

das Gerücht, der Comthur besitze das verloren gegangene Original des alten, mehrfach erwähnten Weidebriefes, und weil auch dies leicht allgemeinen Glauben fand, so stieg der Groll unter den Bürgern immer höher. Der Vorsatz, den Comthur für alle seine Vergehungen derb zu züchtigen, ihn zur Herausgabe des Documentes über die Größe der Bürgerviehweide zu nöthigen, kam zur Reife. Dove und seine Genossen, die wegen ihnen persönlich zugefügter Beleidigung dem Comthur noch besonders feind waren, — der Comthur, ein Mann von heftigem, leicht erregbarem Temperamente, hatte ihnen die Thür gezeigt, als sie es wagten, ihn wegen der Weideangelegenheit in seiner Wohnung aufzusuchen, — bemüheten sich, den Volksunwillen zu mehren und zu Thätlichkeiten anzuspornen. Rudolph von Bardewisch achtete indeß wenig auf drohende Gefahren, meinte sogar, daß er es ruhig abwarten wolle, als ein schlichter Bürgersmann ihn eines Tages anredete und warnte, sich vorzusehen, da am nächsten Morgen ein Aufstand seinetwegen beschlossen sei. Er setzte seinen Weg nach der Kirche Unserer Lieben Frauen, in welcher er die Predigt hören wollte, unbekümmert fort und kehrte nach beendigtem Gottesdienste ganz ruhig in die Comthurei zurück.

Jene wohlgemeinte Warnung hatte guten Grund gehabt. Die ersten Morgenstunden des folgenden Tages fanden eine wogende Menschenmasse, die nach dem Rathhause drängte, auf dem Markte versammelt. Einzelne erhitzte Köpfe veranlaßten hier und dort laute Gespräche, die eifrigsten Vertreter der Volksrechte, mit redlichen, aber theils falschen, theils beschränkten Meinungen, suchten an die Treppe des Rathhauses zu gelangen, wobei Stoßen und Schreien die natürliche Zugabe des brausenden Getümmels wurde. Die untere Halle des Rathhauses ertönte sogar vom Lärm und Getöse der daselbst Eingedrungenen.

In den oberen Räumen des weiten Gebäudes saßen aber die Väter der Stadt auf ihren Stühlen, — fürwahr, kein leichter Sitz in schwerer, sturmbewegter Zeit! — Sie hatten längst bange Sorge im Herzen getragen, längst gefürchtet, daß die unruhige Stimmung unter den Bürgern zu einem Strom anschwelle, der seine Dämme zu überschreiten, zu durchbrechen droht. Wichtige politische Ereignisse machten ihnen die Amtsführung ohnehin so schwer; denn unter den drohenden Anzeichen, daß der Kaiser mit gewaffneter Hand wider die

protestantische Lehre einschreite, hatte sich zu Schmalkalden, im Thüringischen, ein Bund aller evangelischen Fürsten und Stände des deutschen Reiches gebildet, der jetzt manche Zusammenkunft und seiner Rüstungen wegen auch manches Geldopfer heischte. Dazu waren selbst in ihrer Mitte, durch Krankheit und Todesfall verursacht, wichtige Veränderungen vorgegangen, so daß in Anbetracht der gegenwärtigen schwierigen Stellung manche angesehene Männer Bedenken trugen, eine Wahl in den Rathsherrnstand anzunehmen, und ihrer viele erklärten, gern dem Amte entsagen zu wollen, wenn nur andere, tüchtigere Männer den gefährlichen Stand einnehmen möchten.

Ein Ausschuß von zehn Bürgern stieg endlich die breite Wendeltreppe, die aus der untern in die obere Halle des Rathhauses führt, hinan, um den Rath zu ersuchen, den Comthurherrn sogleich vorfordern zu lassen. Es wurden Boten entsandt, die dem Gesuch entsprechende Einladung zu besorgen. Einige aus dem Volkshaufen liefen mit nach der Comthurei, um aller Vorgänge Zeuge zu sein. Stolz und gerechtes Mißtrauen bewog indeß den Ritter, der Einladung persönlich nicht zu folgen, sondern Mutter und Schwester abzuschicken, daß sie vor dem Rathe für ihn redeten. Bald kamen die Letztern in Begleitung eines Verwandten, der sich zufällig bei dem Comthur aufhielt, am Markte an, wo die Menge des Volkes erwartungsvoll der Rückkehr des Boten des Rathes harrte. Dove schrie beim Anblick der beiden Frauenzimmer sogleich, daß man sie nicht herbeigewünscht habe, der Comthur müsse selbst kommen, und als ihm erwidert wurde, derselbe sei unwohl, rief er: „Wenn er nicht ohne Verzug freiwillig erscheint, so werden wir ihn holen!“ Dies fand bei der lärmenden Versammlung ungetheilten Beifall. Unter dem Rufe, daß man den Geforderten holen wolle, stürmte man über die Domshaide nach der Wohnung des Comthurs.

Der Rath gab sich alle nur erdenkliche Mühe, den drohenden Sturm zu beschwichtigen, indem er bat, daß man die Bahn der Gesetzmäßigkeit nicht verlassen und Bremen im Auslande nicht in üblen Ruf bringen möge, ja, er zeigte sich sogar bereit, zwei seiner Mitglieder hinzusenden, ob es ihrer Ueberredungskunst vielleicht gelinge, den Comthur dahin zu bewegen, daß er selbst komme. Solche vernünftige Rede fand indeß nur bei wenigen Bürgern Gehör. Diejenigen, welche nicht mit irgend einer Handwaffe schon auf dem

Marktplatze geweilt hatten, rannten, wie toll, nach ihren Häusern um Waffen zu holen. Da entstand in allen Gassen große Aufregung und lebhafte Bewegung; da ruhte jede Beschäftigung, und aus allen Hausthüren sah man Leute hervortreten. Alles rührte sich, Alles tobte und schrie. Ein Nachbar rief dem andern zu, er möge mitkommen. Mit langen Spießen, Hellebarden, Hammern, Aexten und Feuerrohren bewaffnet, erschienen die Bürger haufenweise in der Osterthorstraße und, als diese den Menschenknäuel nicht mehr zu fassen vermochte, füllte sich der weite Raum der Domshaide und einiger Nebenstraßen. Man drang sogar in die der Comthurei gegenüberliegenden Häuser, wo man die Fensteröffnungen besetzte und selbst auf die Dächer stieg.

Als der Comthur den ersten Anlauf der zürnenden Volksmenge erfuhr, flüchtete er mit sieben Knechten in die zur Comthurei gehörende Kirche und stieg auf den Thurm, wobei er in der Eile zwei Laden mit Papieren und einiges Silberzeug mitnahm. Die verrammelten Thüren des Wohngebäudes wurden nun bald eingestoßen, worauf rohe Zerstörungslust im Innern des letztern tobte. Als darauf die Bürger inne wurden, daß der Ritter mit seinen Leuten in dem Thurm der Kirche Schutz und Sicherheit suche, umlagerten sie diesen mit argem Geschrei. Es erschien jetzt ein Mitglied des Rathes, Berend Feldhusen, vor dem Thurm und forderte den Comthur auf, sich in den Schutz des Rathes zu begeben, wurde aber unterdeß von einem, von der Kirche herabfallenden Stein an der Schulter getroffen. Hierüber, so wie über die zögernde, unschlüssige Antwort des Comthurs aufgebracht, wozu vielleicht der Glaube kam, daß man absichtlich nach ihm geworfen habe, rief er der tobenden Menge die unüberlegten Worte zu: „so thut euer Bestes!“ und eilte wieder davon, um die übrigen Glieder des Rathes, welche in höchster Spannung auf dem Rathhause seiner Rückkehr harrten, von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen. Mit vermehrtem Wuthgeschrei suchte man nun die Thüre der Kirche zu zertrümmern, während des Ritters Knechte durch schwere Steinwürfe, vom Dache der Kirche herab, sich und ihren Herrn vertheidigten. Die Aergsten unter den Aufrührern suchten von den Fenstern benachbarter Häuser aus auf den Comthur zu schießen. Da erschienen Abgesandte des Rathes, der Syndicus Dr. von der Wieck mit den Camerarien und einigen Aelterleuten,

um durch gütliche Vorstellungen den Zorn der Menge zu besänftigen. Sie sagten, daß man den Comthur gefangen nehmen, vor Gericht stellen und Alles sorgfältig untersuchen wolle, nur möge man von gewaltsamen Unternehmungen abstehen, Personen und Eigenthum schonen, weil ein Raub, an Gut und Leben verübt, nimmer gute Folgen haben könne. Als solcher Mahnungen ungeachtet der Sturm fortraste, verfügte sich der ganze Rath nach der Domshaide. Ehrerbietig machte man ihm Platz, als aber der bewährte Redner, Bürgermeister Daniel von Büren, seine Stimme im ernsten, bald warnenden, bald strafenden Tone erhob, erfolgte allgemeines Murren.

Unterdeß trat der Comthur oben unterm Dach auf einen Erker hervor und erhob die Hände, als wolle er bitten, man möge von dem ungesetzlichen Vorhaben abstehen. Das machte auf viele Aufrührer im ersten Anblick einen günstigen Eindruck. Hie und da sank ein Arm, der bis dahin die Mordwaffe keck geschwungen, verstummte eine Kehle, die überlaut: „Heraus mit dem Verräther, dem Bösewichte!“ geschrien hatte. Vielleicht wäre es dem Ritter gelungen, Gehör zu finden, wenn nicht im gleichen Augenblick ein hinkender Schneider auf ihn geschossen und damit das Zeichen zum ferneren Angriff gegeben hätte.

Von Morgens neun Uhr bis Nachmittags zwei Uhr hatte das Stürmen bereits gedauert und noch war man um keinen Schritt dem Ziele näher gekommen, da machte Dove, der überhaupt der Lenker des ganzen Auftritts gewesen zu sein scheint, den Vorschlag, aus dem Zeughause zwei Karthaunen herbeizuschaffen, um damit den Thurm zu beschießen. Der Rüstmeister, Franz Renner, ward unter Flüchen und harten Drohungen gezwungen, die Feuerschlünde auf den letzten Zufluchtsort des Ritters und seiner treuen Dienerschaar zu richten. Vollbärtige Männer, mit Spießen und Hellebarden bewaffnet, umringten den Rüstmeister, dem Dove noch zurief, daß er seine Sache gut machen solle, denn, wofern er den Thurm nicht treffe, werde man ihn zu treffen wissen, und der Rüstmeister zielte gut. Der erste Schuß traf glücklich den Thurm, so daß ein großes Stück desselben barst, einstürzte und mit einem Krachen, das den Donner des Geschützes fast übertönte, herniederfiel. Obwohl durch die herabfallenden Trümmer einige Bürger gefährlich verwundet, andere getödtet wurden, so begrüßte die große Menge das Ereigniß

doch mit wildem Freudengeschrei. Umsonst hallte jetzt der Jammerruf um Gnade aus dem Thurme, umsonst streckte der Ritter mit seinen Leuten die Arme flehend empor; umsonst zeigte ein Hut auf einer Stange an, daß er sich ergeben wolle. Unter Anführung des Tuchmachers Arend Reddelsen, eines Johann Kremer und Johann Grube schleppte man lange Sturmleitern herbei und erstieg das Kirchendach, von wo aus man in das Gebäude drang. Die braven Knechte fielen nach mannhafter Gegenwehr. Mit Schauder erkannte der Comthur, daß auch sein letztes Stündlein gekommen sei, er warf sich vor Johann Kremer auf die Kniee, und bat mit bleichen, bebenden Lippen um Schonung seines Lebens, gern wolle er der Stadt tausend Gulden schenken, wenn ihm seine Bitte gewährt werde. Und während er angstvoll knieete auf der schmalen Bahn, die, wie Storck in seinen „Ansichten von Bremen“ so schön sagt, Zeit und Ewigkeit trennt, rief Kremer das Anerbieten seinen unten lärmenden Genossen zu, mit der gemeinen Bemerkung, daß man ihn dafür wohl leben lassen könne. Als nun die Antwort verneinend ausfiel, sank der Comthur zum zweiten Male auf die Knie und versprach dem feilschenden Ungeheuer tausend Gulden, der Stadt aber sein ganzes Vermögen. Auch dies zweite, glänzendere Anerbieten wurde nicht angenommen. Da trat der Entsetzliche auf ihn zu und stieß ihm kalten Blutes die Hellebarde durch die Brust. *)

Noch im letzten Todeskampfe röchelnd, warf man den Ritter nebst den Leichen von fünf seiner Knechte aus der Dachluke auf den Kirchhof hinab. Einen jungen Menschen von sechszehn Jahren ließ man leben, und der siebente Diener wurde durch den Umstand gerettet, daß man ihn vor dem heftigsten Ausbruche des Tumultes ausschickte, um Bier zu holen. Es heißt, daß der Comthur, trotz

---

*) Herr Rudolph von Bardewisch stand im besten Mannesalter, in den vierziger Jahren seines Lebens, als er so schmachvoll endete. Hätte er in dem Augenblick, als der Schutz des Rathes ihm angeboten wurde, entschlossener gehandelt, so wäre über ihn und die Seinigen das größte Unglück vielleicht nicht gekommen. Storck bemerkt in seinen „Ansichten von Bremen“, daß an der Wand der heil. Geist-Capelle, so hieß nämlich die zur Comthurei gehörige Kirche, (das Volk nannte sie auch den „Cantersaal“) bis vor nicht langer Zeit ein Steinbild den schrecklichen Vorgang schilderte.

seinen schweren Wunden, nachdem er so hoch herunterworfen war, noch eine volle Stunde gelebt habe. Ohne besondere Feierlichkeit verscharrte man die Gemordeten am folgenden Tage auf dem Kirchhofe.

Es ging nun an eine vollständige Plünderung der Comthurei. Fenster, Thüren, Kisten und Kasten wurden zerschlagen und was man an Lebensmitteln vorfand, entweder weggeschleppt oder vernichtet. Die ganze Nacht lagen die Aufrührer im Keller bei den Wein- und Bierfässern, trieben mit den blutigen Leichen der Erschlagenen frechen Spott und führten im tollsinnigen, trunkenen Zustande gemeine Reden. Man sprach sogar davon, daß man es am nächsten Tage mit dem ganzen Rathe und den Pfaffen eben so machen wolle, wie dem Comthur und seinen Knechten geschehen sei. Da schlichen einige Besserdenkende an die vollen Fässer und zogen die Spunde aus, daß das Getränk auslief.

Auf den Befehl des Rathes, ruhig nach Hause zu gehen, wurde nicht geachtet. Die Aufrührer sannen vielmehr auf neue Gewaltthat und versammelten sich am nächsten Vormittage wieder auf dem Domshofe. Zwei Mörder vom vorigen Tage, die der Rath eingesperrt hatte, wurden mittelst furchtbarer Drohungen wieder befreit. Man habe, hieß es, gemeinsame Sache, da dürfe Keiner vor dem Andern leiden. An diesem Tage gingen die Aufrührer wieder auseinander, als der Rath nach dreistündiger Unterhandlung mit dem Domcapitel bewirkt hatte, daß das Letztere bis zur endgültigen Beilegung der Streitigkeiten unter den Bürgern alle Grundstücke, die vom geistlichen Gute der Weide angehören sollten, abtrat.

Solche Nachgiebigkeiten seitens des Rathes und des Domcapitels genügte dem Goldschmied Dove und seinem nächsten Anhange nicht. Sein Plan war, daß volle Gesetzlosigkeit hereinbrechen solle, um dann aus dem Gräuel der Vernichtung des Bestehenden ein neues Stadtregiment hervorgehen zu lassen. G e w i ß, e i n v e r w e g e n e r, a b e r f ü r ch t e r l i ch e r G e d a n k e! — Der nächste Abschnitt zeige, wie weit er in Ausführung kam.

32. Die Hundertundviermänner.

Die Saat des Unheils wucherte fort. Sieg oder Untergang konnte jetzt nur noch das Losungswort der Urheber des Aufstandes sein, denn das Blut der schuldlos Gemordeten schrie überlaut um Rache. Viele Bürger erkannten bereits, daß das Beginnen der letzten Tage ungesetzlich und deßhalb strafbar sei. Einzelne Stimmen sprachen offen gegen Dove und seinen Anhang, drangen sogar auf Verhaftung und Strafe. Aber die niederen Volksklassen hingen mit allem Eifer den Aufrührern an, deren Worten sie blindlings folgten. Auf das unbedingte Vertrauen und den Beistand der großen Menge mußte Dove aber auch ferner seinen Plan gründen. Zwar bedauerte er es, daß unschuldig Blut geflossen sei, ob aber aus vollem Herzen, aus wahrem Mitgefühl, wer will darüber entscheiden? Er hatte das Ungewitter über das Haupt des Comthurs heraufbeschworen und am Morgen des verhängnißvollen Tages frei herausgesagt, daß es gut oder böse enden müsse. Er ließ durch den Büchsenmeister die Kanone auf den Thurm richten, der die Unglücklichen barg, und mußte also das schlimmste Ende voraussehen. Jedenfalls war es eine große Uebereilung, eine gewaltige Kurzsichtigkeit, die ihn zu so außerordentlichen Schritten trieb. Nunmehr mußte er weiter, denn das war ihm klar, wenn er jetzt dem Rathe und dem Gesetze volle Gewalt lasse, daß man alsdann wegen jener verbrechenschweren That ihn und seine Genossen zur Verantwortung ziehen werde, daß alsdann ihm, dem Urheber, eine peinliche Strafe bevorstehe. Es kam darauf an, die Erregung des größten Theiles der Bürgerschaft zu erhalten, wo möglich zu steigern. Zu dem Ende stachelte er den Ehrgeiz Vieler durch die Bemerkung auf, daß es höchst zweckmäßig sein werde, wenn dem Rathe ein Bürgerausschuß berathend und beschließend zur Seite stehe und drang auf sofortige Ausführung dieses Vorschlages.

Der Rath sah sich genöthigt, aus jedem der vier Kirchspiele zehn Männer wählen zu lassen, deren Hauptaufgabe sein sollte, in Gemeinschaft mit ihm die Weideangelegenheit zu ordnen. An der Spitze der Gemeinde besichtigten die vierzig Männer täglich die Weide, auch nahmen sie Messungen vor, um die ursprüngliche Größe der letzteren

zu ermitteln und darnach ihre Ansprüche bestimmen zu können. Die Grenze der Weide ward nun ganz willkürlich abgesteckt, so daß sie sich von Horn bis Walle ausdehnte.

Gegen den Willen des Rathes luden die Vierzig die sämtlichen Domherren auf das Rathhaus, und als dieselben nicht erschienen, schickten sie ihnen die freche Drohung zu, daß ihnen eben so geschehen würde, wie dem Comthur. Da floh das Domcapitel aus der Stadt und begab sich vorläufig nach Thedinghausen.

Ein Versuch benachbarter Fürsten und Städte, die Eintracht unter den Einwohnern Bremens durch ihre Vermittlung wieder herzustellen, schlug gänzlich fehl.

Endlich suchten die Gutgesinnten aller Stände unter den Bürgern wider die Aufrührer einen Bund zu schließen, worauf die letztern auf etwaige besondere Fälle Verstärkung an sich zogen, indem sie mit ausgewiesenen oder entlaufenen Pfaffen und andern geächteten oder liederlichen Personen Gemeinschaft machten. Eine erwünschte Stütze fanden die Vierzig an dem Aeltermann Hinrich Schwaneke, welcher als kluger, unternehmender Kopf und erbitterter Feind des Rathes bekannt war. Derselbe war vom Rathe aus der Stadt gewiesen, weil er in sehr heftiger Weise gegen die bestehende Verfassung geschrieben hatte, kam aber wieder nach Bremen zurück, nachdem er zuvor gelobt, sich hinfort eines ruhigen Verhaltens zu befleißigen.

Am ersten Januar des Jahres 1532 läuteten auf Doves Anordnung die Glocken zu U. L. Frauen, welches als Zeichen galt, daß die ganze Gemeinheit sich versammeln solle. Bald war die Bürgerschaft auf dem Domshof beisammen. Um Macht und Ansehen noch weiter ausdehnen zu können, hatten die Vierzig beschlossen, daß noch mehrere von ihren Freunden ihnen beigesellt werden sollten. Dove schlug der Gemeinde vor, aus jedem Kirchspiele sechzehn Männer zu bestimmen, den Ausschuß der Vierzig zu verstärken, und die Gemeinde schritt sofort zur Wahl. Nach einigen Stunden war sie beendigt. Der Rath mußte, nothgedrungen, seine Einwilligung geben.

Die Zahl der Häupter des Aufstandes belief sich jetzt auf einhundert und vier. Dieser Bürgerausschuß sollte aber nicht allein in der Weideangelegenheit dem Rathe zur Seite stehen, sondern auch in Betreff der Regierung und Verwaltung von Aemtern. Die Wortführer der Hundertundviermänner waren außer dem Goldschmied Dove,

der Häringspacker Hinrich Uhde, ferner ein Harm Böge, Wulbern Rulfs, Johann Karnemelk, Hilgermisse und Andere, besonders Aeltermann Schwaneke und ein reicher Bürger Omnes. Doch befanden sich unter den Hundertundvieren auch Männer, die den Wortführern blindlings zu folgen nicht gewillt waren, die sich hatten aufnehmen lassen, um durch ihren Einfluß den Bestrebungen Doves entgegen zu arbeiten, mithin heimliche Anhänger und Freunde des Rathes; diese schieden indeß später, als sie sich von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt halten konnten, nach und nach wieder aus.

Da die vom Rathe verlangte schriftliche Bestätigung der Hundertundvier nach Doves Meinung sehr unsicher abgefaßt war, weil sie der Rath jeden Augenblick wieder zurücknehmen konnte, so wurde eine Schrift aufgesetzt, in welcher Recht und Macht der neuen Staatsgewalt auf das deutlichste beschrieben war. Der Ausschuß der Hundertundvier sollte für ewige Zeit bestehen und bei Vacanzen eben so wol ergänzt werden, als der Rath. Am heil. Dreikönigstage legte man dem Rathe die Schrift vor mit dem Begehr, daß derselbe sie auf Pergament abschreiben lasse und durch Unterschrift und Siegel urkundlich mache. Nach achttägiger Bedenkzeit schlug der Rath das Ansinnen, welches mit den bestehenden Gesetzen nicht übereinstimmte, rundweg ab, worauf die Hundertundvier erklärten, das sei gegen den Willen der ganzen Gemeinde. Da versammelte der Rath die Gemeinde am 15. Januar auf dem Domshofe, um ihre Meinung zu vernehmen, nachdem er in klaren Worten das Unrechtmäßige dargethan hatte, welches nach seiner Ansicht in dem Begehren der Hundertundvier liege. Da schrien die Aufrührer, sie müßten der Stadt Bestes wissen und vertreten und wollten das immerdar thun. Sie entfernten sich mit ihrem Anhange vom Rathe, indem sie sich nach dem untern Ende des Domshofes zurückzogen. Nur dreihundert Bürger blieben bei dem Rath, der ihnen die Weisung gab, sich unter die andern zu mengen, um durch begütigende Rede den herannahenden Sturm zu unterdrücken. Nach einigen Augenblicken erschienen Dove, Rulfs und der Hufschmied Dirk Meier wieder vor dem einsam stehenden Rathe mit der Anzeige, die ganze Gemeinde verlange es, daß die den Hundertundviermännern eingeräumte Gewalt verbrieft und besiegelt werde. Aus Furcht vor ärgerem Aufruhr willigte der Rath nach nochmaliger Gegenrede endlich ein. Am folgenden Tage ward

die Urkunde unterzeichnet und mit der Stadt Siegel versehen. Sie erst in eine bessere Form umzuarbeiten, wurde aus Mißtrauen abgelehnt, weil der Rath dann zu seinem Gunsten passende Klauseln einschieben konnte.

Unter den geringen Bürgern herrschte große Freude. Man dankte Gott und dem Rathe, wie für eine mühevoll durchgesetzte gute Sache, als ob nun Alles zum Besten gewendet sei. Das Letztere hätte der Fall sein mögen, wenn die Hundertundviermänner mit mehr Besonnenheit und Mäßigung gehandelt hätten; aber kaum waren sie zu dem Besitz eines Rechtes gelangt, so streckten sie die Hand auch schon nach einem andern aus. Die Aeltermänner wurden gezwungen, ihre Vorrechte aufzugeben, und sie nebst ihrem Versammlungshause, dem Schütting, an die Hundertundvier abzutreten. Bei der ersten Verhandlung mit den Aelterleuten, auf der obern Halle des Rathhauses, zogen die Schlimmsten der Hundertundvier sogar ihre Messer, bei der zweiten drohete man mit Sturmläuten, als der Sprecher der Aelterleute meinte, der Schütting gehöre der Kaufmannschaft, die eben so gut im ungeschmälerten Besitze ihres Eigenthums und ihrer Rechte verbleiben müsse, wie andere Gilden und Zünfte.

Nach der Auflösung des Collegiums der Aelterleute kam die Reihe an die Prediger, welche das gewaltsame Verfahren der Hundertundviermänner von der Kanzel herab öffentlich tadelten. Man verlangte, der Rath solle ihnen das verbieten, dieser entgegnete aber, solches müßten Könige und Fürsten, ja, sie selbst sich gefallen lassen, wenn sie unrecht handelten. Der Rath vertheidigte also die Politik auf der Kanzel. Nun beriefen die Hundertundvier sämtliche Herren Prediger in die Martinikirche. Johann Dove erschien mit dreißig Anhängern und hielt eine stundenlange Rede, um darzuthun, wie wenig sie öffentlichen Tadel verdienten, wie rechtlich sie dächten, und daß sie sich nur zum Besten ihrer ärmeren Mitbürger, die nicht zum vollen Besitz ihrer Rechte gelangen könnten, aufopferten; er und seine Collegen ersuchten deßhalb, sie in Zukunft mit ehrenrührigen Strafpredigten zu verschonen. Als er ausgeredet, trat Jacob Probst auf, Prediger zu U. L. Frauen, und stellte ihnen ihren Aufruhr, der durch des Comthurs Blut, die Vertreibung der Domherren und die Ungerechtigkeit gegen die Aelterleute charakterisirt worden wäre, nachdrücklich vor. Er und seine Amtsbrüder fühlten sich in ihrem Gewissen

dazu verpflichtet, so lange zu strafpredigen, bis die aufrührerische Regierung beendet sei. Merkwürdiger Weise machten indeß die Herren Prediger doch bald Gemeinschaft mit den Hundertundviermännern, als diese nämlich unter dem Scheine eines besondern Eifers für die Ehre Gottes und die Verkündigung der geläuterten Lehre des Evangeliums forderten, daß im Dom der lutherische Gottesdienst eingeführt werde. Der Rath war ihnen auch hierin entgegen, indem er es geradezu als ein Unrecht bezeichnete, wenn man den katholischen Gottesdienst im Dom gewaltsam aufhebe; das sei noch in keiner protestantischen Stadt geschehen, und man würde darüber vor dem Kaiser eine schwere Verantwortung auf sich laden. Die Hundertundviermänner nannten den Rath gar zu kleinmüthig und erwiderten, was zur Ehre Gottes beschlossen sei, solle durchgeführt werden. Am Palmsonntage, den 24. März, des Morgens sieben Uhr, zogen sie von der Martinikirche nach der Wohnung des Predigers Jacob Probst, welcher durch die vor einigen Wochen ihnen ertheilte Zurechtweisung wahrscheinlich bewiesen hatte, daß ihm eine vorzügliche Rednergabe eigen sei, und begleiteten ihn nach dem Dom, wo er sogleich die Kanzel bestieg. Der Rest der in Bremen noch weilenden katholischen Geistlichkeit, der auf dem Chor eben mit Andachtsübungen beschäftigt war, wurde fortgejagt, indem man ihm die Bücher zuschlug, die Pulte umstürzte und Stillschweigen gebot. Darauf begann Jacob Probst seine Predigt mit der Geschichte im Evangelium, die von der Austreibung der Käufer und Verkäufer, der Geldwechsler und der Opferthiere handelt. Er sprach eine volle Stunde zu großer Erbauung der zahlreich versammelten Zuhörerschaft.

Der römisch-katholische Gottesdienst im Dom war nun mit einem Schlage beseitigt. Die wenigen katholischen Geistlichen, die, unbeirrt durch die drohenden Anzeichen eines bevorstehenden Sturmes von Seiten der Aufrührer, den Vorschriften nnd Gebräuchen ihrer Kirche treulich Genüge geleistet, entflohen zu den Domherren, die mit ihnen alle Mittel in Bewegung setzten, das Verlorne wieder zu erlangen, wiewol vergeblich. Johann Dove aber empfand nicht geringe Freude über das rasche Gelingen jener empörenden Gewaltthat, und mit innerer Selbstzufriedenheit rühmte er sich derselben als sein Werk. Wir müssen indeß auch hier, wie bei jeder seiner ungesetzlichen Handlungen, bedenklich den Kopf schütteln und bekennen, daß

er durch obiges Verfahren der Ausbreitung der reinen Lehre Jesu einen schlechten Dienst erzeigte. Den Anhängern des Korans mögen solche Thaten frommen, der Christ soll sich dieses falschen Eifers schämen und grundsätzlich enthalten. Man sieht aber auch hier ganz deutlich, daß Dove nur herrschen wollte. Es ging ihm, wie Allen, die nach unerlaubter Herrschaft streben, indem er die Sorge für das gemeine Beste und die Verherrlichung der Gottheit zum Deckmantel nahm, seine eigentlichen Absichten dahinter zu verbergen. Wehe dem Volke, das solchen Führern blindlings folgt, ihren gleißnerischen Worten unbedingt Glauben schenkt!

In der folgenden sogenannten stillen Woche vor Ostern wurde dem Rathe die Mittheilung gemacht, daß man sich über die ursprünglichen Grenzen der Weide geeinigt habe und sich anschicke, sie von Walle bis Horn für immer festzustellen. Alle Häuser im Gebiete der Weide wolle man niederreißen und die Ländereien nach der Weser zu, samt den Kohlhöfen, zum Besten des gemeinen Gutes veräußern. Diesem ungerechten Verfahren suchte der Rath mit allem Ernste entgegen zu arbeiten. Er erklärte mit größter Entschiedenheit, daß er unter keiner Bedingung seine Zustimmung geben werde; wenn er bis dahin den Maßregeln der Gemeinde beigestimmt habe, so sei das in der festen Voraussetzung geschehen, daß Alles nach dem Gesetz und auf dem Wege freundschaftlicher Uebereinkunft geregelt werde. Diese entschiedene Haltung des Rathes erbitterte die Hundertundviermänner aufs höchste. Einige der Hauptvertreter der Weideangelegenheit, im fälschlich sogenannten Interesse der Bürgerschaft, setzten sofort die Allarmtrommel durch die wichtigsten Straßen der Stadt in Bewegung, damit die ganze Gemeinde sich versammle und ihre Willensmeinung kund gebe. Mittlerweile bestürmte Dove mit seinen ergebensten Anhängern den Rath so sehr, daß dieser, einen allgemeinen Aufruhr fürchtend, seine endgültige Entscheidung am Montag nach der Osterwoche zu geben versprach, womit die Hundertundviermänner sich zufrieden erklärten und die beabsichtigte Gemeindeversammlung einstweilen aufbestellten. Inzwischen machten Mitglieder der Hundertundvier, welche heimlich zum Rathe hielten, dem letztern die Anzeige, daß beschlossen sei, die Rathmänner in der nächsten Sitzung so lange festzuhalten, bis sie dem Willen der Gemeinde beigestimmt hätten. Der Rath versammelte sich darauf heimlich und beschloß, am Montage

nach Ostern keine Sitzung halten zu wollen, zugleich bereiteten sich vier Bürgermeister und zwölf Rathsherren zur Flucht vor.

Einer niederstürzenden Lawine läßt sich keine Schranke bauen, keine Bahn vorzeichnen. Einmal abgelöst vom schneegekrönten Gipfel, rollt sie unaufhaltsam hernieder, jeder Hemmung spottend, am allermeisten derjenigen, welche die schwache Hand der Menschen ihr entgegensetzt. Wenn das voraneilende Sturmgebraus, der ferntönende Donner ihr Herannahen verkündet, dann sucht der Mensch das schirmende Asyl; wer aber durch Verhältnisse gebunden ist, auf der Scholle, die sein Wohnplatz heißt, auszuharren, der faltet seine Hände und betet, daß die Gefahr glücklich an ihm vorbeigehen möge.

Noch am Nachmittage des Tages, an welchem der Rath von dem Vorhaben der Hundertundviermänner Nachricht erhalten hatte, ritt der Bürgermeister Martin von Heimburg nach Blumenthal und von dort weiter nach Bederkesa. Für den Bürgermeister Daniel von Büren ward am Pagenthurm außer der Schleifmühle ein Pferd in Bereitschaft gehalten. Er ging in seinen Hauskleidern, Pantoffeln an den Füßen, gegen Abend, als es schon stark dunkelte, aus dem Heerdenthore hinaus, bestieg den Rappen und ritt durch das Hollerland ebenfalls nach Bederkesa. Die beiden andern Bürgermeister, Meimer von Borkum und Diedrich Hoyer, verfügten sich nebst den Rathmännern Hinrich Vaßmer und Diedrich Esich ungefähr um dieselbe Zeit durch den Marstall *) an die Weser, setzten sich in einen Kahn und fuhren stromabwärts. In der Nacht folgten noch zehn Rathmänner, die sich auch nach Bederkesa wandten.

In den Frühstunden des folgenden Tages lief ein dunkles Gerücht von dem Ereigniß mit Blitzesschnelle durch die Stadt. Die

---

*) Der alte Marstall lag an der Langenstraße, in der Nähe der Ansgaritränkpforte und hatte einen Durchgang nach der Schlachte. Später wurde er nach der Osterthorstraße hinverlegt, auf den Platz der ehemaligen Comthurei. Das Gasthaus „zu den beiden Löwen", vor welchem sich noch bis vor wenigen Jahren in der Wand, rechts und links neben dem Eingange, zwei große steinerne Löwen befanden, war Wohnung des Rathskutschers, Aufseher des Marstalls; im Hintergebäude standen die Pferde des Rathes; auch wurde der Herrenwagen daselbst aufbewahrt. Gleichwie der Rath für seinen Gebrauch Pferde und Wagen hielt, so hatte er auf der Weser auch zu gleichem Zweck ein prächtig eingerichtetes Schiff, bekannt unter dem Namen „die Herren-Jacht."

Hundertundviermänner horchten hoch auf, und als sie über den Vorgang volle Gewißheit hatten, begann ihr Muth zu sinken, obwol einige von ihnen sich freueten, in der Meinung, nun das Spiel gewonnen zu haben. Die zurückgebliebenen Rathmänner vereinten sich aber zur Ergreifung ernster Maßregeln und erschienen ganz unvermuthet auf dem Domshofe, als Dove eben die versammelte Gemeinde befragen wollte, wie man sich nun dem Rathe gegenüber zeigen solle. Die Rathmänner hielten eine so ergreifende Ansprache an die Bürger, daß die meisten derselben einigen kräftigen Beschlüssen, die Ruhe und Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten, aus vollem Herzen beistimmten. Dove und seine Genossen schrieen zwar heftig dagegen, aber die Zahl derjenigen, die ihnen blindlings ergeben war, schien sich plötzlich zu mindern. Der Irrthum schwand, die vernünftigere Einsicht kehrte wieder. Es wurden sogar Schritte eingeleitet, den ausgewichenen Theil des Rathes zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen.

In Betreff der Weideangelegenheit versuchten die Entschiedensten unter den Hundertundvier jetzt durchzudringen, wenngleich der gemäßigte Theil auch hierin bedeutende Nachgiebigkeit blicken ließ. Dove erklärte vor den Rathmännern am 9. April, daß der alte Umfang der Bürgerviehweide nun endlich erneuert werden solle, und die letztern, schon gewohnt, ihren Willen mißachtet zu sehen, verschoben ihre Beistimmung wieder bis zur nächsten Woche. Unterdessen ereigneten sich andere Vorfälle, über welche man die Weidesache bald vergaß. Es liefen nämlich Briefe ein von den ausgewichenen Rathmännern, darunter auch ein Schreiben an die ganze Gemeinde, welches die Anzeige enthielt, daß keiner der Rathsherren wiederkehren würde, so lange der ungesetzliche Zustand unter den Bürgern fortdauere. Dove verfaßte im Namen der Hundertundvier eine Antwort, die zwar entschieden, aber doch ziemlich besonnen ausfiel, daher auch von dem ganzen Bürgerausschuß genehmigt und abgesandt wurde. Die in Bederkesa weilenden Bürgermeister und Rathmänner wurden darin noch einmal aufgefordert, zurückzukehren, widrigenfalls man sie als Meineidige und Verräther am Wohle der Vaterstadt anklagen müsse. Da langte an jedes der vier Kirchspiele ein besonderes Schreiben an, dessen Vorlesung auf dem Domshofe indeß kein ordentliches Ergebniß lieferte, weil man im wilden Lärm hier für, dort gegen die Absetzung der Hundertundviermänner schrie, daher versammelte sich am

folgenden Tage jedes Kirchspiel in seiner Kirche allein. Natürlich machten die Hundertundvier, welche als Kirchspielsgenossen in die vier Pfarrkirchen sich vertheilten, die größte Anstrengung, im Besitz der angemaßten Rechte zu verbleiben, *) aber, mit Ausnahme des Stephanikirchspiels, erklärte sich der größte Theil der Bürger gegen sie und bat dringend, sie möchten Amt und Gewalt niederlegen. Weil aber eine volle Uebereinstimmung nicht zu Stande kam, so beschloß man, zwanzig angesehene Bürger aus den vier Kirchspielen zu wählen, die einen gütlichen Vertrag zwischen dem ausgewichenen Rath und den Hundertundviermännern vermitteln sollten.

Die allgemeine Stimmung für und wider die Hundertviermänner wogte noch eine Zeitlang hin und her, da Dove und seine eifrigsten Freunde nicht unterließen, den geringern und unwissenden, mit beschränkterm Blick die Verhältnisse überschauenden Mann durch allerhand falsche Vorspiegelungen auch ferner aufzureizen. Der geringe Mann glaubte noch immer, daß die Regierung der Hundertundvier besser sei, als die des Rathes, obwol die bündigsten Beweise vom Gegentheil vorlagen. **) Einmal versuchten sogar die Bürger vom Stephani durch das Thor, die Natel, mit gewaffneter Hand in die rechte Stadt zu dringen, fanden jedoch einen festen, entschlossenen Widerstand vorbereitet; denn in der Befürchtung, daß die auf beiden Seiten herrschende üble Stimmung zu gegenseitiger Erbitterung und zum Kampf ausarten könne, hielten die Bürger hüben wie drüben strenge Wacht. Ein ander Mal kam die ganze Gemeinde auf dem Domshofe zusammen, Viele mit Gewehren versehen, und die Gegner der Hundertundviermänner wurden mittelst Steinwürfen vom Platze

---

*) Der Hufschmied Dirk Meier bestieg in der Ansgariikirche sogar die Kanzel, um zu Gunsten der Hundertundvier zu sprechen.

**) Dove hatte z. B. eine Verordnung ins Leben gerufen, welche bestimmte, daß ein Kaufmann von einer Waare nur ein gewisses größtes Quantum auf einmal abgeben dürfe. Daraus erwuchs dem Handel während der Herrschaft der Hundertundviermänner der empfindlichste Verlust. Es war daher später auch einer der ersten Schritte des Rathes, jenes thörichte, die Handlungsfreiheit beschränkende Gesetz aufzuheben. — Als die Hundertundvier in auswärtigen Angelegenheiten ein Wort mitsprechen sollten, zeigten sie sich so unwissend und unerfahren, daß der Rath sie wie Unmündige behandelte und seinem eigenen Willen zu folgen für gut fand.

gejagt. Endlich sanken jedoch die Hundertundvier in ihrem Ansehen immer tiefer, und von ihrer Zahl traten täglich welche ab, so daß am Ende nur fünfzig übrigblieben. Selbst Johann Dove, der kühne, entschlossene Mann, mit dem starren, entschiedenen Willen fing an zu schwanken, indem er gegen seine Freunde äußerte, da Alles wider sie sei, Kaiser, Erzbischof, Rath und Prediger, würden sie nichts mehr ausrichten können, ja nach Einigen soll er sogar gesagt haben, daß sie ohnehin nicht die Männer wären, der Stadt in wichtigen Dingen zu rathen und zu helfen, man möge von aller Gewalt abstehen.

Als so die Neigung zum Zurücklenken in alte Bahnen sich allseitig kund gab, erhielten der Rittmeister Heine Wöltken und der Hauptmann Andreas Lübbeke Befehl vom Rath, die besten Leute im Stadtgebiete (in den vier Gohen) zu rüsten, so wie die Bewaffneten aus Lehe und Bederkesa kommen zu lassen. Am 30. August versammelten die hier gebliebenen Rathmänner alle Bürger, Nachbar bei Nachbar, auf dem Domshofe. Ein Schreiben des ausgewichenen Rathes, worin derselbe nochmals auf Absetzung der Hundertundvier drang, ward vorgelesen, der Rittmeister Wöltken hielt eine kräftige Anrede, in welcher er auf die Reichsacht, Feindschaft mit Fürsten und Städten und dergleichen Gefahren für die Stadt aufmerksam machte, worauf dem Reste der Hundertundviermänner die angemaßte Gewalt von der Gemeinde gekündigt wurde. Aus Johann Doves Haus an der Wachtstraße holte man den versiegelten Brief, worin die Gerechtsame der Hundertundvier beschrieben standen, welchen Dove sorgfältigst in der Röhre einer Malzdarre verwahrt hatte, herbei. Rathmann Cord Hemeling besah die Urkunde, ob es auch die rechte sei, hielt sie darnach in die Höhe und durchstach sie vor den Augen der Gemeinde mit einem Messer zwei Mal. Da entblößten alle friedliebenden Bürger ihre Häupter und dankten Gott für die Wiederkehr der alten Ordnung der Dinge.

Nach acht Tagen war großer Festtag, denn die Ausgewichenen des Rathes hielten in Begleitung des Stiftsadels und vieler Ritter und Herren und unter dem Jubel des Volkes ihren prächtigen Einzug in die Stadt. Der Rittmeister Heine Wöltken war ihnen mit vierzig stattlichen Reitern entgegengezogen; die mannhafte Bürgerschaft stand vom Ansgarithore in die Stadt herein unter Gewehr. Der Andrang der Menge war gewaltig. Es wogte auf allen Gassen,

durch die der Zug sich bewegte, im dichtesten Gedränge. Thüren und Fenster und hie und da selbst die Dächer der Häuser waren mit Neugierigen besetzt. Vor dem Rathhause stiegen die Rathmänner von ihren Pferden und gingen, obgleich es Abend geworden war, mit Stiefeln und Sporen hinauf, ihre alten Plätze wieder in Besitz zu nehmen. Die bewaffneten Bürger erhielten auf dem Schütting einen Ehrentrunk. Die lebhafteste Bewegung zeigte sich bis spät in die Nacht in der ganzen Stadt.

Aber des Einen Freude ist des Andern Leid. Bei dem festlichen Einzuge des Rathes, dem die Stimmen so vieler Bürger fröhlich zujauchzten, pochte manches schuldbewußte Herz in ängstlicher Erwartung, und Manche, die eine andere Wendung der Dinge lieber gesehen hätten, standen schweigend und finsterblickend von Ferne. Viel stand von der Gnade und der versöhnlichen Milde des Rathes zu hoffen; aber für ein schuldbeflecktes Gewissen von der unparteischen Gerechtigkeit auch viel zu fürchten.

Wie der Rath wegen des stattgehabten Aufruhrs handeln werde, darüber sah man bald alle Zweifel gehoben, jede Ungewißheit beseitigt, denn schon am nächsten Morgen wurden Dove und Hilgermisse verhaftet. Als das ruchbar wurde, entflohen die übrigen Haupträdelsführer der Hundertundviermänner. Drei von ihnen fielen jedoch in die Hände der nachgesandten Häscher. *)

Den nächsten Sonnabend entbot der Rath die ganze Gemeinde auf den Domshof. Die Versammlung war äußerst zahlreich und empfing mit großer Ehrerbietung den Rath, welcher paarweise vom Rathhause nach dem Domshofe schritt. Bürgermeister Daniel von Büren stellte vor, daß man für die Ruhe künftiger Zeiten besonders sorgen müsse und ließ eine verbesserte Einrichtung der alten Verfassung vorlesen, welche die Bürger einstimmig gut hießen und ihr den Namen „die neue Eintracht“ beilegten; weil durch dieselbe das freundschaftliche Verhältniß zwischen der Obrigkeit und den Bürgern der Stadt wieder hergestellt und neu befestigt ward. Im Namen des Rathes verzieh von Büren sodann Alles, was wider Personen des Rathes Unrechtes geschehen sei, kündigte indeß zugleich Strafe für dasjenige an, wodurch die

*) An Wulbern Rulfs Haus ging ein Rathmann, welcher sein Freund war und ihn gerne warnen wollte, ohne seinen Amtseid zu verletzen, vorüber und sagte: „Heute ist schönes Wetter, ziehet aus!“ — Rulfs verstand den Wink und entkam glücklich.

Gesetze verletzt worden wären, als Mord, Verrätherei, Diebstahl und Gewalt; das müsse der Rath Eides halber bestrafen.

Das Urtheil des Gerichtes über die Hauptanstifter und eifrigsten Theilnehmer an der Bewegung der beiden letzten Jahre wurde bald bekannt gemacht. Die Namen von dreiundzwanzig der Entflohenen belegte der Rath mit der Acht, Johann Kremer, Dirk Meier und Arend Reddelsen aber sollten enthauptet werden. Gleiches Loos traf Dove, nachdem man ihn, wie vermeldet wird, verschiedener Entwendungen und Veruntreuungen überführt hatte. Der hinkende Schneider, welcher durch sein Schießen auf den Comthur die nachfolgende Ermordung des letztern wesentlich mit herbeigeführt, indem sein Schuß die Raserei der verblendeten Menge aufs Neue entzündete, starb während der Haft im Fangthurm.

Am Sonntag Lätare des Jahres 1533 wurde, von der Laube des Rathhauses herab, öffentlich bekannt gemacht, daß kein Einwohner der Stadt mit den Entflohenen und Verbannten Gemeinschaft haben dürfe; auch der schriftliche und mündliche Verkehr wurde untersagt. Wer gegen das Verbot handle, solle seines Wohnrechtes in der Stadt verlustig sein. Die Frauen und Kinder der Geächteten wurden darnach auch aus Bremen geschafft. Der Erzbischof entzog ihnen nun ebenfalls seinen Schutz, daher sie sich genöthigt sahen, das Erzstift zu verlassen und nach Lübeck zu ziehen, wo zu derselben Zeit auch Zwiespalt und Aufruhr unter den Bürgern herrschte.

So endete eine Bewegung unter Bremens Bürgern, die nach den Ursachen, durch welche sie hervorgerufen ward, nicht unbedingt verwerflich genannt werden kann, die aber wegen ihres gewaltthätigen Verlaufes und der Art, mit welcher sie dem herkömmlichen Rechte, so wie der durch das Gesetz geheiligten Ordnung entgegen trat, eine höchst traurige genannt werden muß. Daß die Klage über Verminderung der Weide nicht ganz unbegründet war, scheint sich schon daraus zu ergeben, daß das Domcapitel nach seiner im März des Jahres 1533 erfolgten Rückkehr sich zu einer Abtretung von Ländereien an die Weide verstand.

33. Junker Balthasar von Esens.

Zwei Ereignisse sind es, welche nach glücklicher Schlichtung des Zwiespalts unter den Bürgern unserer Stadt als die wichtigsten der nächstfolgenden Jahre die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Bei dem einen handelte Bremen lediglich für das eigene Interesse, bei dem andern sah es sich nach der Einführung der Reformation zum ersten Male wieder von den Schwingungen derjenigen Begebenheiten berührt, welche man unter dem Namen Welthändel zu begreifen pflegt. Wir kommen indeß zu der Darstellung des letzteren Ereignisses erst im folgenden Abschnitt dieses Buches und treten hier dem ersteren näher, dem nach der Zeitfolge auch der Vorrang gebührt.

Der raub= und fehdelustige Junker Balthasar von Esens glaubte von der Stadt Bremen auf vielfache Weise beleidigt zu sein, besonders als ihm der Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern, sowie die Kriegführung auf der Weser gegen seinen Todfeind, den Grafen Enno von Friesland, nicht gestattet wurde. Er stellte auch allerlei alberne und unbegründete Forderungen an die Stadt und beschwerte sich unter Anderm sogar darüber, daß ihm der Stadtsecretair, der Magister Martin Michaelis, seinen gebührenden Titel nicht gegeben habe *). Ein Schwur fürchterlicher Rache an allen Bremern, die in seine Gewalt fallen würden, war der entsetzliche Ausdruck des Zornes, welchen der Junker, ein roher, wüster Gesell, der allem Heiligen Hohn sprechend, bei wilden Gelagen und blutigen Raufereien die Zeit, wie auch das Mark seines Lebens nutzlos vergeudet hatte, gegen die Stadt in der Seele barg.

Mitten im Sommer des Jahres 1537 eröffnete er seine Feindseligkeiten, indem er bremische Schiffe, welche auf der Jahde und Weser fuhren, wegnehmen oder wenigstens berauben und beschädigen ließ. Als wegen solcher Ungerechtigkeit wiederholte Klagen geführt wurden, erinnerte der Rath zu Bremen den Junker an den Vertrag,

---

*) Jeder vom hohen Adel, der nicht Ritter war, hieß damals „Jungherr“ oder Junker. Dieser Unterschied mogte aber um jene Zeit, in der das alte Ritterthum schon so entschieden im Sinken war, nicht so strenge mehr festgehalten und beachtet werden.

der vor Kurzem mit ihm abgeschlossen sei, und als das nichts half, sondern die Räuberei nur um so ärger betrieben ward, da machte man noch einen letzten Versuch, durch eine gütliche Uebereinkunft die Streitigkeiten zu schlichten. Den 8. September fand zu dem Endzwecke in Jever eine Unterredung Statt, da aber der Junker Geld forderte, welches die Bremer nicht zahlen wollten, so blieb dieser Versuch zum Frieden ohne Erfolg. Die Bremer mußten daher Gewalt wider Gewalt anwenden und den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen. Sie verklagten den wortbrüchigen Junker aber auch zugleich beim Reichskammergericht als Landfriedenbrecher, worauf im folgenden Jahre Kaiser Karl V. ihn mit der Reichsacht belegte. *)

Auf die Nachricht, daß Junker Balthasar am 24. September — noch im Jahre 1537, also kurz nach dem Termin, der in Jever abgehalten worden — ein bremer Schiff, welches mit Stockfischen beladen war und von Bergen in Norwegen kam, weggekapert und die Schiffsleute gefangen gesetzt habe, rüsteten die Bremer den Tonnenboyer, ein großes Orlogschiff, — wahrscheinlich dasjenige, welches gebraucht wurde, die Seetonnen zu transportiren, — um ihren, die Wesermündung passirenden Schiffen Schutz vor ferneren Kapereien zu gewähren. Dessenungeachtet gelang es dem Junker, sechs Schiffe bremischer Kaufleute auf einmal anzuhalten und zwei andere,

---

*) Nach Storck, der dabei auf Cassels ungedruckte Urkunden verweist, lautet die Formel der Acht in dem Achtbrief an die Fürsten und Städte also:

„Wir entbieten Euch — daß ihr den vorbenannten Balthasar für des Reiches Achter und Ungehorsamen haltet nnd meidet, ihn nirgends in unsern erblichen und euren, und des Reichs Fürstenthümern, Landschaften, Grafschaften, Herrschaften, Gebieten, Gerichten, Schlössern, Städten, Märkten, Dörfern, Höfen, Häusern oder Behausungen nicht einlasset, behauptet, hofet, ätzet (speiset), tränket, enthaltet, leidet, oder geduldet, vorschiebet, durchschleppt, schützet, schirmet, begleitet oder sonst einigerlei Gemeinschaft mit ihm habet, noch solches alles und jedes zu thun den Euern befehlet, oder gestattet, weder heimlich noch öffentlich, in keinerlei Weise, Wege oder Scheine; sondern sein Leib, Hab und Güter, wo ihr sie zu Wasser oder Lande betretet, erfahret oder findet, angreift, niederlegt, verkümmert, arretirt und verhaftet: — was an des gemelten Balthasars Achters Leib, Hab und Güter vorgenommen und gehandelt wird, das soll als nicht gegen das heil. Reich gefrevelt angesehen werden.“

die im Weserstrome vor Anker lagen, anzuzünden, so daß eines vollständig verbrannte. Die Bremer nahmen ihm dafür am 18. November drei mit hamburger Bier beladene Schiffe weg, als dieselben aus der Elbe in See gehen wollten. Von diesen esener Schiffen kamen indeß nur zwei nach Bremen, das dritte ging durch die Fahrlässigkeit der bremischen Besatzung, die darauf gesetzt war, wieder verloren. Die letztere sprach nämlich dem kräftigen hamburger Bier dergestalt zu, daß sie völlig berauscht wurde und in süßen Schlummer sank. Sobald die gefangenen Esener, die nüchtern geblieben waren, das sahen, setzten sie die trunkenen Bremer schnell ans Land, wandten den Lauf des Schiffes und steuerten der Heimat zu.

Junker Balthasar ernannte jetzt einen Franz Böhme zum Anführer mehrerer Raubschiffe, wobei er demselben die Weisung ertheilte, auf bremer und danziger Schiffe zu fahnden. Dieser Capitain kreuzte beständig in der Gegend der Wesermündung. Wenn ihm ein Schiff in die Hände fiel, führte er es nach Esens, warf aber in der Regel die darauf befindliche Mannschaft vorher über Bord, daß sie in der wogenden Flut jämmerlich ertrank. Es wird sogar mitgetheilt, daß dieser Franz Böhme gar keinen Unterschied machte, indem er Freund und Feind angriff, denn von Allem, was er als Beutegut heimbrachte, hatte er auch seinen besondern Antheil als Gewinn zu hoffen.

Die Bremer vermehrten ihre Kriegsmacht so, daß sie eine ansehnliche Größe gewann. Außer dem Tonnenboyer rüsteten sie im Jahre 1539 noch eine Barke, eine große Schmacke, eine Gallione und zwei platte bewaffnete Fahrzeuge aus. Bei der Ausrüstung war nichts gespart worden, sie vollständig und ausreichend zu machen. Alles auf den Schiffen war neu und im besten Stande; auch die Mannschaft bestand aus ausgesuchten, handfesten Leuten. Man wollte wider den Junker angriffsweise verfahren. Bald erging Brand und Plünderung über sein Gebiet, — es war dies das sogenannte harlinger Land, — wodurch ihm empfindlicher Schaden zugefügt wurde; denn die Bremer ließen von ihrer Schiffsmannschaft von Zeit zu Zeit einen Theil ans Land setzen, daß sie einen dem Feinde verderblichen Streifzug ausführe.

Franz Böhme mochte den bremischen Kriegsschiffen immer aus dem Wege gehen, denn es heißt, daß er mit den Hamburgern zusammentraf, sich erkundigend, wo die Bremer mit ihren Schiffen

wol sein mögten; er erhielt zur Antwort, daß sie wahrscheinlich wieder nach Hause gefahren wären. Er lief nun mit zwei Kaperschiffen in die Osstebalje, um daselbst reiche Beute für seinen Herrn an das Land zu schaffen, hier erwarteten ihn aber die bremer Schiffe, die von seinem bevorstehenden Einlaufen Kunde hatten. Als Böhme, die Gefahr erblickend, wieder in See gehen wollte, war ihm der Wind entgegen und ein Schiff gerieth ihm auf den Strand. Die Bremer verfolgten ihn, besonders hielt der Tonnenboyer auf ihn zu, und kam ihm so nahe, daß er sich genöthigt sah, mit den Seinen in Gefangenschaft zu gehen.

Triumphirend brachte man die Seeräuber, einundachtzig an der Zahl, bis an die Witteborg unterhalb Vegesack, wo Abgesandte vom Rath mit ihren Leuten sie in Empfang nahmen. Unter großem Zulauf des Volkes sah man sie, wohlbewacht und gebunden, an der Schlachte landen. Verschiedene Gefängnisse beherbergten sie einige Tage.

Mittlerweile lief von der Statthalterin in den Niederlanden, Marie von Oesterreich, ein Schreiben ein, worin der Rath ersucht wurde, Franz Böhme und seine Genossen als gemeine Seeräuber zu betrachten und zu verurtheilen.

Am 2. October, den Donnerstag nach Michaelis, wurde in der Frühe vom Vogte das peinliche Gericht gehegt. Franz Böhme und der zweite Befehlshaber, Ludwig, ein Herr von der Morkirchen, wurden nebst funfzehn Gefangenen aus dem Fangthurm und achtzehn aus dem Zwinger auf den Markt geführt, wo man sie des Seeraubes wegen anklagte und ihre Bestrafung an Leib und Leben forderte. Sie suchten sich dadurch zu vertheidigen, daß sie anführten, im Dienste eines regierenden Herrn zu stehen, von welchem sie ihre Bestallungsbriefe in aller Form Rechtens erhalten hätten. Darauf empfingen sie den Bescheid, daß Junker Balthasar schon seit einem Jahre in die Reichsacht erklärt sei und folglich kein Recht beanspruchen könne. Da die klarsten Beweise vorlagen, daß sie Seeraub verübt hatten, so konnte an ein Leugnen ferner nicht gedacht werden. Man hatte aber bei ihnen gefunden ein portugiesisches Schiff, mit Zucker beladen (182 Kisten), drei Ballen Baumwolle, einen Mohrian (Mohren), ferner einundzwanzig Tonnen Häringe aus einem französischen Schiffe, aus einem englischen ein Stück Tapeten und ein Handrad, auch hatten sie ein Schiff mit Kohlen genommen. Diese Güter waren mit

nach Bremen gebracht. Das Gericht erkannte für Alle den Tod durchs Schwert, mit dem Bedeuten, daß dieses gerechte und milde Urtheil sogleich vollzogen werden solle.

Ritter Ludwig von der Morkirchen empfing den Todesstreich beim Hinausführen aus der Stadt im innern Raum zwischen den beiden Thürmen des Ansgarithors, dessen Pforten den Augenblick schnell zugezogen und geschlossen wurden. Die Leiche wurde in einen Sarg gelegt und in der Ansgarikirche beerdigt. Das geschah aus Schonung gegen seine Familie, die zahlreich und geachtet war und auch in Bremen einen Anhang hatte. Franz Böhme wurde mit den dreiunddreißig gemeinen Leuten auf dem Jodutenberge vor dem Doventhore enthauptet. Ihre Köpfe nagelte man, der barbarischen Sitte jener Zeit gemäß, als schauerliche Warnungszeichen bei Walle um den Galgen herum, während die Leiber auf dem Rembertikirchhofe eine Grabstätte fanden. Den folgenden Tag führte man die andern Gefangenen, sechsundvierzig Mann, auf den Markt vor den Vogt und, nachdem sie ihr Urtheil ohne viele Umstände empfangen, auf den Richtplatz. Es erging ihren Köpfen und Leibern wie denen der Unglücksgefährten, die den vorigen Tag ihr Leben verhaucht hatten. Zwei Köpfe wurden jedoch aus Rücksicht auf einige Bürger ausnahmsweise neben ihren Leichnamen begraben. *)

Als Junker Balthasar vernahm, wie es seinen Leuten ergangen sei, — wobei bemerkt werden mag, daß es aus aller Herren Länder zusammengelaufenes Volk, meist rohes und zuchtloses Gesindel war, — ergrimmte er sehr und ließ, um seine Schande, wie auch seinen Verlust einigermaßen zu rächen, sofort alle Bremer enthaupten, die sich bei ihm noch in Gefangenschaft befanden.

Die Vollziehung der wider Balthasar ausgesprochenen Reichsacht wurde von den damit betrauten Fürsten **) nur langsam und nachlässig betrieben, so daß der Junker Zeit gewann, seinen Groll in

*) Als 1547 der kaiserliche General Jobst von Kroning, ein Verwandter der Familie Morkirch (Mörkerk), sich Bremen näherte, ließ er die Köpfe der Seeräuber vom Galgen nehmen und einscharren.

**) Es waren dies der Bischof Franz von Münster, die Herzoge Ernst von Lüneburg und Wilhelm von Jülich, die Grafen Enno von Ostfriesland und Anton von Oldenburg, sowie die Städte Bremen und Hamburg.

Plünderung auf dem Lande nach Laune auszulassen. Er brandschatzte besonders in der Herrschaft Jever, welche des verstorbenen Friesenhäuptlings Edo Wimken Papingas einziger Tochter, dem Freifräulein Maria, gehörte. Diese Fürstin war geboren den 5. September 1500 und blieb unvermählt. Graf Enno von Friesland, ihr verlobter Bräutigam, war ihr untreu worden, und als nun später ein anderer ostfriesischer Großer sich um ihre Hand bewarb, wies sie ihn mit den Worten ab: „Ich weiß wol, er freiet mehr um meinen grünen Rock," — sie verstand darunter ihre fruchtbare Herrschaft — „als um meine Person!" Da ihre Mutter eine Gräfin von Oldenburg war, so vermachte sie ihre Herrschaft an Oldenburg.

Freifräulein Marie sandte Boten an den Rath zu Bremen, ihn um Beistand anrufend. Alsbald rückte der Stadthauptmann Lübbeke mit zahlreicher Mannschaft ins Jeversche, vertrieb die Feinde und folgte ihnen mit Raub und Plünderung in das harlinger Land. Andere Schaaren, die meistentheils zu Schiffe hingeschafft wurden, rückten nach; diese waren mit grobem Geschütz wohl versehen, so daß eine Belagerung der festen Orte Esens und Wittmund, die beide mit ihren starken Schlössern Eigenthum des Junkers waren, beginnen konnte. Die Jeveraner schlossen Wittmund, die Bremer Esens ein, wo sich Junker Balthasar aufhielt. Fußknechte und Freiwillige aus Lehe an der Weser und dem Lande Wursten verstärkten das Heer der Belagerer, das die Burgen mächtig angriff und bestürmte, aber auch muthige Gegenwehr fand. Die Bremer wußten indeß ihr grobes Geschütz so trefflich zu richten, warfen auch Pechkränze und glühende Kugeln in das Städtchen, daß die Kirche, viele Häuser und der vordere Theil des Schlosses in Flammen aufloderten.

Als die rothe Glut ihren grellen Schein in das Zimmer strahlte, wo Junker Bathasar, schwer erkrankt, das Lager hütete, tönten gräßliche Flüche von seinen Lippen, und vor Wuth mit den Zähnen knirschend, wäre er gern hinausgeeilt, selbst die Vertheidigung zu leiten. Aber das Mark seines Gebeines war verzehrt, in jähem Siechthume waren seine Kräfte geschwunden, kaum vermochte er sich noch empor zu richten, und in dieser verhängnißvollen Stunde küßte der kalte Tod seine Lippen bleich. Da schlägt eine Bombe unter gewaltigem Krachen durch das Dach des Schlosses, zerschmettert Balken und Dielen und fällt neben dem Bette des Sterbenden in das Zimmer.

„Ich wollte, daß ich mein Land in den Abgrund treten könnte, damit die Bremer es nicht bekommen!“ stöhnte er mit letzter Anstrengung, schloß darnach die schon gebrochenen Augen und — war nicht mehr. Das war, sagt ein alter Chronist, seine Andacht, mit der er aus diesem Leben schied.

Bald nach des Junkers Tode entstand bei den Belagerten Mangel an Lebensmitteln, wodurch sie sich bewogen fanden, die festen Schlösser, die ohnehin schon stark gelitten hatten, den Bremern zu übergeben. Vor Esens war auch der Stadt Rittmeister, Heine Wöltken, gefallen, ebenso vor der Veste Wittmund der Befehlshaber der Jeveraner, Junker Böning von Oldersum, welchen eine Kugel tödtlich verwundet hatte. Den Oberbefehl über das ganze Heer hatte Bürgermeister Diedrich Hoyer geführt, ihm waren die Rathleute Lüder Gottfrieds und Tile von Kleve nebst den beiden Aeltermännern Dirk Oldings und Hinrich Ballehr beigeordnet. Die Jeveraner überließen Wittmund den Bremern für die damals ungeheure Summe von 12000 Ducaten. Die Letzteren kamen dadurch auf einige Jahre in den Besitz des ganzen harlinger Landes, wozu Esens, Wittmund und Dedesdorf gehörte. Durch Verwendung des Landgrafen Philipp von Hessen belehnte die Stadt Junker Balthasars Schwestersohn, den jungen Grafen Johann von Rettberg (auch Rietberg genannt) mit der Herrschaft, wofür eine ansehnliche Entschädigungssumme (60,000 Goldgulden) gezahlt wurde, die jedoch zur Deckung der Kriegskosten nicht ausreichte. Vor der feierlichen Belehnung, die im Namen der Gräfin Rettberg ein itter Hero von Werdum anstatt des minderjährigen Grafen empfing, wurde das Versprechen geleistet, daß von Esens aus fernerhin kein Seeraub geduldet, und das Strandrecht abgeschafft werden solle; daß die Burgen Esens und Wittmund den Bremern jederzeit offen gehalten und, wenn es noth sei, im Falle eines Krieges der Stadt ordentliche Hülfsmannschaften zugeschickt werden sollten. Noch in demselben Jahre nahm das ostfriesische Fürstenhaus das Recht auf Besitz des harlinger Landes in Anspruch, sandte deßhalb einen Tido von Knipphausen nach Bremen, das man überdies noch beim Reichskammergericht verklagte. Kaiser Karl V, welcher im Jahre 1541 eine den Bremern günstige Urkunde ausgestellt hatte, nach welcher die oben erwähnte Belehnung für rechtmäßig erklärt wurde, trat nun aber als Herzog von Geldern auf, erklärte, daß

jene Urkunde erschlichen und er der wahre Oberlehnsherr sei. Da mußte Bremen seine kostbare Eroberung wieder fahren lassen. Der Kaiser gab dem Grafen Rettberg das harlinger Land als geldernsches Lehen.

Daß Karl V. hier den Bremern ein wenig arg mitspielte, hatte seinen Grund darin, weil Bremen als protestantische Stadt dem schmalkaldischen Bunde angehörte.

Das Freifräulein Maria von Jever gewann bei dem Kriege gegen Junker Balthasar einige Grenzberichtigungen und eine ruhige Zukunft. Der alte Raufbold hatte ihr manchen bitteren Tag verursacht, wie ja nach der Gewohnheit der alten Zeit der Schwache von dem Stärkeren manche Unbill und Kränkung erleiden mußte.

---

34. Belagerung Bremens im schmalkaldischen Kriege.

Mit ihrem Erzbischof hatten die Bremer schon im Jahre 1534 einen Erbfrieden geschlossen, kraft dessen alle Uneinigkeit ausgeglichen und gänzlich abgethan sein sollte. In Betreff der Religionsverfassung wurde vereinbart, daß sie bis zu einem allgemeinen Concil im bisherigen Stande verbleibe; auch wurde den Bremern zu Verden, Stotel und Langwedel Zollfreiheit und daneben das Recht gewährt, zur Burg eine Schleuse anzulegen, sowie in der Stadt drei Pferde- und einen Füllenmarkt alljährlich abzuhalten. Das St. Paulskloster, bestimmte der Erzbischof, solle gebrochen bleiben und nicht wieder aufgebaut werden, und was gewährte ihm für solche wichtige Zugeständnisse die Stadt? Sie erließ ihm funfzehnhundert Goldgulden, die er ihr schuldig war. Da wurde also von beiden Seiten Etwas aufgegeben, was ohnehin als verloren angesehen werden konnte, und nur die Stadt hatte erheblichen Vortheil dabei. So hatte Bremen vor den Feinden der protestantischen Lehre in seiner Nähe Ruhe, da zog von Ferne ein Gewitter heran.

Es war dies ein Ereigniß, welches in höherem Grade, als der Krieg mit dem Junker Balthasar von Esens, seit dem nun schon beinahe sieben Jahre verstrichen waren, den Muth und die Beharrlichkeit unserer alten Vorfahren prüfen und bewährt finden sollte.

Zu Anfange des Jahres 1546 hatte der Held des Jahrhunderts, der große Luther, an dem Orte seiner Geburt seine irdische Laufbahn geschlossen, und wenige Monate später stand Kaiser Karl V. mit einem Heere schlagfertig auf Deutschlands Boden, um das erhabene Reformationswerk mit dem Schwerte zu vernichten. Längst hatte der kühne Glaubensheld dergleichen geahnt und die Seinigen zu fleißigem Gebete ermahnt wegen der schweren Zeit, welche hereinbrechen würde. „Wenn ich sterbe," sprach er, „so betet; es wird wahrlich Betens brauchen, und unsere Kinder werden nach den Spießen greifen, und es wird in Deutschland übel stehen!" — Längst hatten die protestantischen Fürsten und Städte jenes Trutz- und Schutzbündniß geschlossen, welches unter dem Namen des schmalkaldischen Bundes allbekannt ist. Auch die freie Reichsstadt Bremen hatte sich demselben beigesellt, und sie und Magdeburg waren die einzigen Städte, die ihm treu blieben, als er thatsächlich bereits vernichtet war; als der Sieger aus der Schlacht auf der lochauer Haide mit seinen spanischen Söldlingen, die er nebst italienischen und niederländischen Truppen gegen seinen bei der Ernennung zum römischen Kaiser deutscher Nation geleisteten Eid in Deutschland hereinzog, um mit ihrer Hülfe die arge Ketzerei zu vertilgen, um die Einheit des Glaubens im deutschen Volke wieder herzustellen, sich dem Grabe Luthers nahte.

Am Ende des Jahres 1546 hatten sich die Häupter des schmalkaldischen Bundes zurückgezogen, jeder Fürst in sein Land, um dasselbe vor feindlichen Angriffen zu sichern. Der Landgraf Philipp von Hessen sagte deßhalb scherzweise, daß jetzt jeder Fuchs nur für seinen Schwanz sorge. Während des Winters wurden in den Niederlanden kaiserliche Truppen angeworben und noch ehe der Frühling erschien, rückte der Statthalter von Seeland, Jobst von Kroning, auf kaiserlichen Befehl in Niedersachsen ein, um dadurch die Absendung von Hülfsmannschaften aus dieser Gegend an das Hauptheer des schmalkaldischen Bundes zu verhindern. Mit Kroning hatte sich ein Oberst Wrisberg mit seinen Kriegsvölkern verbunden. Die Städte Westphalens fielen nach schwachem Widerstande in ihre Hände. Von

Minden ging es im schnellen Zuge nach Bremen. Raubend und plündernd rückten sie ins Hollerland, auch nahmen sie in den Dörfern die Glocken aus den Kirchen. Wehklage und Nothgeschrei erscholl überall, und zahlreich angezündete Häuser mußten die Brandfackeln sein, die ihnen mit grellem Widerschein am Himmel bei Nacht von Schwachhausen bis Horn den Weg durch die Hempstraße nach Walle beleuchteten. Das große Landgut des Bürgermeisters Diedrich Hoyer nebst andern in der Nähe der Stadt liegenden Häusern ward in derselben Nacht bis auf den Grund abgebrannt. In dem Dorfe Walle nahmen die beiden Anführer der wilden Kriegerhorde ihr Hauptquartier, während ihre einundzwanzig Fähnlein Fußvolk und zwölfhundert Reiter in Gröplingen, Grambke, Wasserhorst und Burg sich lagerten. Auch hier nahmen sie aus den Kirchen Orgeln und Glocken. Die Prediger wurden vertrieben.

Bald erging an die Stadt Bremen die Aufforderung sich zu ergeben, doch diese bereitete sich auf eine tapfere Vertheidigung vor. Die Festungswerke wurden schleunigst ausgebessert und vermehrt, das Schwanengatt, ein tiefes, stehendes Gewässer, welches sich von der alten Festung nach dem Abbenthore hin erstreckte, ward zugedeicht, weil man erfahren hatte, daß an dieser Stelle der Feind den ersten Angriff beabsichtige. Schon vorher hatte man im hemelinger Holze viele Bäume fällen lassen, um sich ihrer zur Anlegung von Palisaden zu bedienen, und den 16. März holte man in elf Eichen noch mehr Holz daher, es zu gleichem Zweck zu verwenden. Der Feind schlug bei Gröplingen eine Schiffsbrücke über die Weser, um das Gebiet am linken Weserufer leichter brandschatzen zu können. Diese war schon am 6. März vollendet. Am folgenden Tage zogen aber vierhundert Mann, Bürger, Bootsleute und angeworbene Knechte, aus dem Brückethor an der Weser hinunter nach Lankenau, fielen die Schiffsbrücke an, erstürmten und zerstörten sie, brachten die Schiffe ans Land und zogen mit achtzehn Wagen, die mit Masten, Tauen und Ankern beladen waren, und einigen Gefangenen wieder nach der Stadt zurück. Zu gleicher Zeit hatten die städtischen Reiter einen Ausfall nach Walle unternommen, um die Aufmerksamkeit des Feindes von der Brücke abzulenken. Solche Streifzüge wurden mit Glück wiederholt, so daß in der Stadt, da man dem Feinde gar manche Beute abnahm, namentlich an Lebensmitteln Ueberfluß war. Dazu erwies sich der Fischfang in

der Weser um jene Zeit als besonders ergiebig. Ein Zug lieferte oft an sechzig große Lachse *) und Stinte fing man vor der Stadt in Häringsgröße. Ein ganzer Kessel voll kostete nur einen Groten, für welchen geringen Preis es jedoch auch ein Dutzend frischer Häringe gab.

Unter der Zeit hatte der Feind an der Unterweser eine Schanze angelegt, die Schifffahrt zu hindern und vorüberfahrende Schiffe wegzunehmen, damit es der Stadt an Zufuhren fehle. Die Bremer beschlossen, die Schanze zu erobern. Den 31. März segelten vier Schiffe, mit Geschütz und Mannschaft stark besetzt, in der Frühe des Morgens die Weser hinunter. Zugleich rückten die Bürger aus dem Martinikirchspiele mit einem Theile der Soldknechte, im Ganzen ungefähr dreihundert Mann, aus dem Brückethor, zur Begleitung und Sicherung der Schiffe; alle übrigen Kriegsleute aber, darunter auch die Reiterei, machten in demselben Augenblicke einen Ausfall nach Walle. Während diese nun den Feind in Thätigkeit hielten, griffen die bewaffneten Schiffe die Schanze an, aus der die Besatzung verjagt und, nachdem die darin befindlichen Hütten abgebrannt waren, das Geschütz in die Schiffe gebracht wurde. Die Schiffe wagten sich noch weiter die Weser hinunter und kamen mit einer großen Beute an Lebensmitteln, die für den Feind bestimmt waren, wieder zurück. Bei Walle ging es hitzig her, denn auf beiden Seiten focht man tapfer, doch hatte die Stadt an Todten und Verwundeten die geringere Anzahl zu beklagen. Feldherr Jobst von Kroning ward im Kampfgetümmel erschossen. Sein Leichenbegängniß fand später im Dome zu Verden Statt.

Gleich am folgenden Tage, den 1. April, hob Oberst Wrisberg die Belagerung, die sechs Wochen gedauert hatte, auf. Er hatte nämlich die verbürgte Nachricht erhalten, daß sieben große hamburger Schiffe, mit sechshundert auserlesenen Bootsknechten bemannt, die Weser herauf den Bremern zu Hülfe kämen. Die Dörfer und Lagerplätze, in denen seine Schaaren gehaust hatten, nebst allen bremer Schiffen auf der Lesum ließ er in Brand stecken, und zog nach solcher That der gröbsten Barbarei über Marßel ins Erzstift.

*) Der Lachsfang war vor Zeiten in der Weser äußerst gesegnet. Man erzählt, daß die Dienstboten, wenn sie zu einer neuen Herrschaft gingen, ausmachten, wöchentlich nicht mehr, wie höchstens dreimal, Lachs essen zu wollen.

Nach zehn Tagen näherte sich Wrisberg wieder der Stadt, als er hörte, daß Herzog Erich von Braunschweig vom Kaiser abgesandt sei, ihm zu helfen. Herzog Erich traf am 11. April in Arsten und Habenhausen ein. Wrisberg rückte über Ottersberg, daß sich ihm gutwillig ergeben hatte, heran. Das braunschweigische Heer zählte zwanzigtausend Mann. Am ersten Ostertage, den 12. April, forderte der Herzog im Namen des Kaisers die Uebergabe der Stadt. Nach zwei Tagen erhielt aber auch er eine zwar höfliche, doch ablehnende Antwort.

Die Anstalten, welche jetzt die Bremer zur ferneren Vertheidigung trafen, waren großartiger, als die vorherigen. Alle Häuser und Hütten in den Kohlhöfen und Seilerbahnen, welche der Stadt gegenüber am linken Weserufer lagen, ließ man in Flammen aufgehen. Oberhalb der Holzpforte wurde die Weser mit starken Bäumen abgepfählt, und vom obern Ende der Schlachte, am St. Martini, bis zur Hollmannsburg erhob sich eine riesige Schanze, weil nach dieser Seite hin die Stadt ganz offen lag; auch befestigte man große Mastbäume mittelst Ketten und Ankern mitten im Strom, um einen etwaigen feindlichen Angriff von der Wasserseite her gleichfalls abwehren zu können.

Harte Drohungen ergingen an die Stadt, als Herzog Erich solche kräftige Maßregeln zur hartnäckigsten Vertheidigung ergreifen sah. Oberst Wrisberg war unterdeß mit seinem Kriegsvolke auch wieder angelangt, und die Braunschweiger warfen bei den Kohlhöfen, im Bereich der jetzigen Neustadt, eine Schanze auf, von wo aus sie am 21. April mit der Beschießung des Brückethors den Anfang machten. Des folgenden Tages wagten die Bremer einen Ausfall, bei welchem ihnen die Zerstörung der Schanze zwar gelang, doch ward sie in der Nacht von dem Feinde wieder hergestellt. Um mit Wrisberg, der in Hastedt sein Hauptquartier hatte, in Verbindung zu bleiben, ließ Herzog Erich eine Brücke über die Weser schlagen; auch bekam er den kühnen Einfall, die Weser bei Dreie abgraben und in die Ochum leiten zu lassen. Zu dem Ende versammelte er eine große Menge Bauern, die mit dem zu einem solchen Unternehmen nöthigen Handgeräth versehen waren, mußte aber davon abstehen, als es sich zeigte, daß das Bett der Ochum höher liege, als das der Weser. Am 3. Mai erfolgte aufs Neue eine Beschießung der Stadt, von welcher

die alten Chronisten wie von etwas Ungewöhnlichem erzählen, daß an einem Tage wol zwanzig Schüsse abgefeuert wurden, deren einer die Spitze des Domsthurmes traf, während ein anderer in das Kloster und ein dritter in ein Haus auf der Tiefer schlug, aber keiner erheblichen Schaden anrichtete. Als am 8. Mai im feindlichen Lager die Nachricht von dem Siege des Kaisers in der Schlacht bei Mühlberg anlangte, richtete der Herzog eine Freudensalve von zwölf Schüssen auf die Stadt, wieder ohne zu schaden. Es verbreitete sich jedoch bald die Nachricht, daß in einem Hause an der Tiefer drei junge Katzen in ihrem Neste durch eine Kanonenkugel getödtet seien, welches die Bürger vom alten Walle aus mittelst eines Sprachrohrs dem Feinde zuriefen. Eine Ueberrumpelung des Osterthores, welche Wrisberg mit Reitern und Fußvolk auszuführen versuchte, scheiterte an der Wachsamkeit und dem mannhaften Widerstande der Bürger, die sogar den fliehenden Feinden folgten und mehrere derselben tödteten, einige gefangen nahmen. Bei dieser Verfolgung führte der Stadt Rittmeister, Heinrich von Lehe, die Bürger an.

Von einer Schanze aus, die im Ziegelwerder errichtet war, dauerte die Beschießung der Stadt mit längeren Unterbrechungen in der oben erwähnten Weise noch vierzehn Tage fort; da erhielt der Herzog die Kunde, daß der Graf Mansfeld mit dem Reste des in der mühlberger Schlacht geschlagenen uud zersprengten Heeres des Kurfürsten von Sachsen in sein Erbland gefallen sei und gräuliche Verwüstungen anrichte; daher beschloß er sogleich, die Belagerung Bremens aufzugeben, um zum Schutze seines eigenen Landes heimzueilen.

Auf Verabredung brachen der Herzog und Oberst Wrisberg am 22. Mai in der Nacht um 2 Uhr auf, beide in der Richtung nach Hoya. Wrisberg konnte nur langsam vorrücken, weil sein grobes Geschütz trotz starken Vorspannes bei Hemelingen und Arbergen zu oft im Sande stecken blieb, wodurch es ihm unmöglich wurde, gleichzeitig mit dem Herzog in Hoya einzutreffen.

Albrecht von Mansfeld, der die Absicht hatte, den Herzog Erich vor Bremen aufzusuchen und daselbst wegzutreiben, zog ebenfalls auf Hoya zu. Da begegnete sein Vortrab ganz unvermuthet dem Vortrabe des Herzogs, der aus vierundzwanzig Reitern bestand. Sofort entspann sich ein Gefecht, das auf beiden Seiten einige Todte und Verwundete

lieferte. Bald war die Nachricht von der Nähe des Feindes den Anführern der beiden Heere überbracht.

Jetzt zog sich Herzog Erich nach Drakenburg zurück, weil er glaubte, daß Wrisberg sich dort noch zeitig genug einfinden werde. Er besetzte den Köppelberg mit seinem Geschütz und stellte Fußvolk und Reiter am Fuße des Berges in Schlachtordnung auf.

Der Graf von Mansfeld mußte wol noch vier Stunden zurücklegen, ehe er Drakenburg erreichte, vereinigte sich aber unterdeß mit den Bremern, Hamburgern, Oldenburgern und anderen Völkern. Darnach ermunterte er die Seinen zu einem muthigen Angriff. Die Feldprediger, darunter ein Doctor Albrecht Hardenberg, fielen Angesichts der Kriegerschaaren auf die Knie, Gott um den Sieg des Evangeliums anrufend.

Endlich brach die Schlacht an, die Donner des schweren Geschützes krachten, die feindlichen Heere rückten einander näher und wurden handgemein; die Hamburger griffen zuerst an. Schwerter, Hellebarden und Lanzen blitzten im wilden Gewirr durch die Luft, klirrten an einander, spalteten hier einen Schädel, zerschmetterten dort einen Arm, drangen im kräftigen Stoß durch die Rippen. Es entstand ein Getöse, das die Sinne zu verwirren, zu betäuben drohete. Dazwischen ertönte der Knall der kleinen Feuergewehre, die, auf beiden Seiten angewandt, hüben wie drüben das tödtliche Blei entsandten, manche Brust durchbohrend, manches theure Menschenleben endend. Das Blut rann in Strömen. Bald deckten zahllose Leichen die Wahlstatt, auf welcher man mit Wuth und Erbitterung gegen einander stürmte, denn die Ursache des Kampfes war ja die Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugung. Das Bewußtsein, für den wahren Glauben zu streiten, hatte auf beiden Seiten die Gemüther bis zum Fanatismus erhitzt. Daß deutsche Brüder einander zerfleischten und mordeten, kam wol kaum Einem der Kämpfenden in den Sinn.

Mitten in der Hitze des Treffens langte Oberst Wrisberg auf dem Schlachtfelde an. Dies war für die verbündeten Protestanten ein gefährliches Ereigniß, weil die Kriegsmacht des Feindes sich dadurch bedeutend verstärkte, und sie nun dieselbe nicht allein vor, sondern auch hinter sich hatten. Mit Leichtigkeit hätte Wrisberg den Sieg für den Herzog Erich entscheiden können, aber anstatt ernstlich

anzugreifen, überfiel er aus Raubgier die Bagage des Grafen von Mansfeld, eroberte die Kriegskasse und alles, was mittels Brandschatzung im Braunschweigischen aufgetrieben worden war und begab sich mit dieser Beute in größter Eile über die Weser. Ohne sich weiter um den Herzog Erich zu bekümmern, nahm er seinen Weg nach Wildeshausen, um von da aus das Holländische zu erreichen. Die Bremer verfolgten ihn unter Anführung eines Arend Ulken, tödteten viele der Seinigen, machten ungefähr fünfhundert Mann zu Gefangenen und nahmen ihm einen großen Theil der Beute wieder ab. Als Wrisberg über die holländische Grenze zog, hatte der Rest seiner Truppen sich unterwegs verlaufen. *)

Schon nach ein paar Stunden räumten auch die Braunschweiger das Schlachtfeld. Herzog Erich eilte, mit Zurücklassung seines Streitrosses, das die Bremer erbeuteten, seinen Leuten voran. Viele der Fliehenden fanden in der Weser ihren Tod. Das grobe Geschütz, welches der Herzog auf den Köppelberg mit großer Anstrengung hatte hinaufziehen lassen, war ganz wirkungslos geblieben, denn die Kugeln, die aus demselben abgeschossen wurden, sausten über die Köpfe der Verbündeten hinweg. Bevor man noch damit fertig wurde, die Kanonen niedriger zu richten, war die Schlacht schon entschieden. Drittehalbtausend Feinde der protestantischen Lehre lagen erschlagen, und außer den Verwundeten, die das Schlachtfeld bettete, gerieth eine eben so große Anzahl in Gefangenschaft.

Das Heer der Verbündeten zog nach Bremen, wo man den größten Theil des eroberten Geschützes ins Zeughaus stellte. Achtzehn erbeutete Kanonen standen wol zehn Jahre auf dem Domshofe, ehe sie den Braunschweigern zurückgegeben wurden. Die beiden prächtigen, mit Gold und Elfenbein ausgelegten Pistolen des Herzogs befanden sich noch am Ende des vorigen Jahrhunderts im hiesigen Zeughause.

In der Stadt erregte die Nachricht von dem Siege bei Drakenburg so große Freude, daß man sich die Ehre nicht versagen zu dürfen

*) Unter den verbündeten Protestanten entstand in Beziehung auf den ehrlosen Rückzug der Spottreim:

Wir han das Feld,
Wrisberg das Geld;
Wir han das Land,
Wrisberg die Schand!

glaubte, den Grafen Mansfeld nebst den vornehmsten Kriegshauptleuten, darunter auch Graf Christoph von Oldenburg, auf dem Schütting ein stattliches Mahl auszurichten, bei welchem der Herr Camerarius Thiele von Cleve im Namen des Rathes zugegen war. Auch hing man im Zeughause eine hölzerne Tafel mit der Abbildung der Schlacht bei Drakenburg auf.

Der Graf von Mansfeld konnte wegen des Verlustes seiner Kriegskasse seine Soldaten nicht mehr bezahlen. Einen Theil derselben nahm die Stadt Bremen in Dienst, die übrigen zogen von dannen. Die fremden Söldlinge übergab der Rath im Juni desselben Jahres dem Grafen, daß er mit ihnen die beiden geistlichen Herrschaften Bremen und Verden überfalle, weil der Erzbischof sich auch feindlich gesinnt zeigte. Dieses Heer eroberte Langwedel, Ottersberg, Neuhaus und nach einer elftägigen Belagerung auch Bremervörde, darnach noch das Städtchen Rotenburg. Die Stadt entließ dann die fremden Kriegsvölker und vermachte dem Grafen Mansfeld das Eroberte, weil dieser vom Kaiser in die Acht erklärt und aller seiner Länder beraubt worden war. Gegen eine Abfindungssumme von 20,000 Thalern gab Graf Albrecht im folgenden Jahre die beiden Stifter zurück und zog mit seiner Hofhaltung nach Bremen, wo er einige Jahre in Friedrich Huden Haus, vor der Natel, wohnte.

Bis zum Jahre 1552, in welchem zwischen Karl V. und dem treulosen Kurfürsten Moritz von Sachsen der passauer Religionsvertrag abgeschlossen wurde, der den Protestanten eine friedliche Zukunft verhieß, fürchteten die Bremer, daß die Stadt von irgend einem mächtigen Herrn aufs Neue belagert werde, weßhalb sie stets auf der Hut waren, indem sie eine wohlgerüstete Mannschaft bereit hielten und auch die Festungswerke ausbesserten und vermehrten. Da verbanden sie auch die Stephansstadt mit dem älteren Stadttheile. Die Festungsmauer samt den Thürmen ward von der Natel bis zum Ansgarithore eingerissen, was wegen des dicken und festen Mauerwerks eine gewaltige Arbeit war. Tag und Nacht wurde daran gearbeitet, die geringen Bürger verdienten viel Geld dabei. Der Wall kam nun von der Weser oberhalb des Stephanithores bis an das Abben- und Ansgarithor in festen Zusammenhang. *)

---

*) Der durch das Wegschaffen der Festungswerke gewonnene Raum wurde bald in Bauplätze getheilt und an einzelne Bürger verkauft, die für damalige Zeit recht schöne Häuser darauf anlegten.

Eine Aussöhnung mit dem Kaiser brachte das Jahr 1554. Bremen gab das Oberlehnsrecht über Esens und Wittmund völlig auf und unterwarf sich in wichtigen Streitsachen für kommende Zeiten dem Ausspruche des Reichskammergerichts.

---

35. Religionsstreitigkeiten.

Groß und herrlich war die Saat aufgegangen, welche Luther und andere geistesverwandte Männer ausgestreut; das Papstthum war in seinen Grundvesten erschüttert, die starre Einheit der christkatholischen Kirche hatte einen tiefen Riß bekommen. In ganz Europa, in Süd und Nord, in Ost und West vernahm man den Ruf der Erhebung zu geistiger Freiheit, zum Beginn eines neuen religiösen Lebens, und trotz Kerker und Scheiterhaufen, trotz obrigkeitlicher Verbote und priesterlicher Verdammung mehrte sich die Zahl derer, die als Freunde des Lichts und der Wahrheit den Weg der reinen, durch eigene, freie Forschung errungenen Gotteserkenntniß wandelten. Eine Macht, die nach Millionen zählte, konnte sich gegen den Fürsten der Finsterniß, den Papst und seinen Dienern, in das Feld stellen, konnte ihm das Siegespanier entreißen, und alle seine Bemühungen, es wieder zu erlangen, bis in den Grund vernichten. Aber der alte, böse Feind, dessen Luther in seinem kräftigen Heldenliede, „Eine feste Burg ꝛc.“ gedenkt, nach welchem er in seiner Wartburgzelle mit dem Dintenfasse warf: menschliche Thorheit, menschliche Schwäche mit ihrem Gefolge, Selbstsucht, Eitelkeit, Starrsinn, Vorurtheil, Aberglaube, Bosheit, wußte Zwietracht zu erwecken, wo Einigkeit so noth that; Hader und Neid, wo Eintracht und Freundschaft hätte walten sollen. Die Anhänger der neuen Lehre spalteten sich bald, vorzugsweise in jene zwei großen Parteien, die auch unter dem Namen Lutheraner und Reformirte bekannt sind, und worin lag die Ursache dazu? Sie lag in der Lehre vom heiligen Abendmahl, der Stiftung,

die ein ewiges Zeichen des Friedens, der Liebe und der Versöhnung unter Brüdern und Schwestern sein sollte. Der große Luther selbst war eigensinnig und kurzsichtig genug, den Zwiespalt aufkommen zu lassen, anstatt vermittelnd dazwischen zu treten, und schon bei seinen Lebzeiten war der Haß zwischen den beiden protestantischen Glaubenssecten ärger, als der zwischen Katholiken und Protestanten. Der schmalkaldische Krieg hatte die Frucht der Uneinigkeit, die freilich auch noch andere Ursachen hatte, deutlich erwiesen; aber es ist nicht so leicht, Ansichten zu läutern, Irrthümer zu erkennen, Thoren der Verblendung zu entreißen. Die großen Lehren der Geschichte sind leider vom deutschen Volke von je her am wenigsten beachtet worden. Von Jahrhundert zu Jahrhundert erneuerte sie auf ihren Gedächtnißtafeln mit blutigen Schriftzügen die Mahnung: „Seid einig; nur Einigkeit macht stark! —“ und doch kehrte das traurige Bild der Zerrissenheit, im Politischen wie im Religiösen, immer wieder. Die Deutschen einig zu machen, scheint eine eben so unmögliche Arbeit zu sein, als das Weißwaschen eines Mohren.

Es ist wahrhaft betrübend, in unsern alten Chroniken das trockene Wort lesen zu müssen, daß im Jahre 1555, welches den augsburger Religionsfrieden brachte, der Bremen vor aller äußern Gefahr sicher stellte, hier der sogenannte Sacramentsstreit seinen Anfang nahm, und man würde die ganze Sache am liebsten auf sich beruhen lassen, wenn nicht diese und jene interessante Begebenheit, die manchmal sogar zu einem lehrreichen Ereigniß wurde, sich damit verknüpft, Bedeutungsvolles sich daraus etwickelt hätte.

Der Prediger an der Martinikirche, Johann Timann, genannt Sötemelk, derselbe, welchen Heinrich von Zütphen hier einführte, hatte in einem Buche, welches den Titel führte: „Gemisch der Meinungen in der wahren und katholischen Lehre vom heiligen Abendmahle“, dargethan, daß der menschliche Leib Jesu wegen seiner Gottessohnschaft bei allen Geschöpfen gegenwärtig sei. „Wo der Sohn Gottes ist“ hieß es, „da ist auch Mariens Sohn, in dem nämlichen Augenblick zu Rom, zu Jerusalem und in Friesland; er ist z. B. in einem Apfel und in einer Birne ebensowohl vorhanden, wie er im Brote des Abendmahls ist; indeß wird uns im Apfel und in der Birne der Leib Christi nicht ausgetheilt, wie es vom Brote gesagt ist, u. s. w.“

Timann verlangte, daß alle Prediger in Bremen zum Beweise, daß sie gleicher Ansicht seien, das Buch unterschreiben sollten. Dies geschah denn auch, nur Dr. Albrecht Hardenberg weigerte sich dessen, indem er der Allgegenwart Christi in körperlicher Gestalt geradezu widersprach.

Das Domcapitel war nach seiner Rückkehr in die Stadt größtentheils protestantisch geworden, und weil der katholische Gottesdienst im Dom längst aufgehört hatte, so ersuchte es im Jahre 1547 seinen Senior, den Grafen Christian von Oldenburg, ihm einen Prediger zu geben, der Gottes Wort lauter und rein, in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift verkündige. Da schickte der Graf den Dr. Albrecht Hardenberg, welcher ein Jahr früher in Wittenberg zum protestantischen Glauben übergetreten war und als Feldprediger *) der Schlacht bei Drakenburg mit beigewohnt hatte. Als er hier im Dom die Kanzel bestieg, waren fünfzehn Jahre verflossen, seitdem zum letzten Male in dieser Kirche Gottesdienst gehalten worden war. Selbst der Erzbischof Christoph gab seine Zustimmung, indeß nicht aus reinem Willen, sondern nur, um seine Einkünfte zu sichern.

Mit Hardenberg, der mit dem größten Beifall predigte, hatte Timann anfangs in ziemlicher Einigkeit gelebt, bis die genauere gegenseitige Bekanntschaft eine gewisse Spannung herbeiführte. Hardenberg war ein denkender Kopf, der sich auch in Forschungen auf religiösem Gebiete durch bestimmt vorgeschriebene Lehrsätze nicht stören ließ; Timann hielt dagegen an einmal angenommenen Glaubenslehren unveränderlich fest. Hardenberg erkannte die volle Freiheit des Gedankens an, war ein Mann des Fortschrittes; Timann aber zog dem Denkvermögen bestimmte Grenzlinien, über die hinauszuschreiten ihm sündhaft und verdammlich schien; er hatte seinen Geist bis zu einer gewissen Stufe entwickelt, auf welcher er verharrte, wenn auch die klarsten Gründe ihm entgegengebracht wurden und zum Vorwärtsschreiten drängten; dabei war er äußerst reizbar und bei hartnäckigem Widerspruch leidenschaftlich erbittert. Hardenbergs freisinniger, aufgeklärter Geist war ihm im höchsten Grade anstößig, und als er nun gar sein Buch nicht unterschrieben sah, eiferte er mit allem Ernste wider den Abtrünnigen von der Lehre Luthers und der augsburgischen Confession.

---

*) Siehe den vorigen Abschnitt, Seite 200.

Er vergaß die Würde seines Amtes selbst soweit, daß er von der Kanzel herab sich in Schmähreden gegen Hardenberg ausließ, denselben einen Sacramentirer und Gotteslästerer schalt, und sein böses Beispiel fand Nachahmung. Außer Anton Grevenstein, Prediger zu U. L. Fr., schimpften jetzt bald alle seine Amtsgenossen an heiliger Stätte über Hardenbergs Verhalten, so daß die Andächtigen, welche Sonntags in der Kirche zusammenkamen, um ihre Herzen zu Gott zu erheben, dem alliebenden, vollkommenen Geiste; um sich zu erbauen an lehrreichen, frommen Kanzelvorträgen: die gröbsten Lästerungen wider einen Mann vernehmen mußten, der auch an geweihtem Orte im Dienste des Herrn stand, der mit ganzer Seele nach Erkenntniß der Wahrheit trachtete, mit seltener Pflichttreue den Obliegenheiten seines Standes genügte.

Wer möchte ein solches Gebahren der Diener Gottes, das am Ende die Religionsspötter in das Gotteshaus zieht, die wahren Gläubigen aber hinaustreibt, weise nennen oder rechtfertigend entschuldigen? Müssen bei solchem Vorgange die Kirchenhallen nicht veröden, die Geistlichen nicht an Achtung verlieren und sinkt der Werth der Religion nicht eben dadurch am meisten? Da geräth selbst das Sprichwort in Verfall: „Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken, indem es heißen muß: „Thut weder nach dem Einen, noch nach dem Andern!“ Da schwindet die Ehrfurcht vor dem Heiligsten, und der Redliche weiß nicht mehr, wohin er sich wenden soll.

Wie es nun in derartigen Fällen leider immer zu gehen pflegt, entstand auch unter den Bürgerfamilien eine religiöse Spaltung, indem die einen zu Hardenberg, die andern zu seinen heftigen Gegnern hielten. Die Partei der letzteren bekam den Namen Ubiquisten, von dem lateinischen Worte ubique, allenthalben, die Anhänger Hardenbergs verhielten sich leidend, weil der einsichtsvolle Doctor die Kanzel überhaupt nicht für den Ort hielt, um Streitigkeiten auszufechten.

Auch unter den Rathsgliedern stimmten die Ansichten über die Abendmahlslehre nicht überein, sie fühlten jedoch, daß es nothwendig sei, den Streit beizulegen, daher wurde Hardenberg auf das Rathhaus gefordert, um daselbst seine Meinung über das Abendmahl öffentlich auszusprechen und auf die augsburgische Confession zu schwören. Hardenberg erschien und versprach, sich über den ersten Punct in seiner nächsten Predigt zu erklären, den zweiten wies er

zurück, wobei die Gründe dafür, welche er umständlich erörterte, als genügend anerkannt wurden. Sein Bekenntniß, das er von der Kanzel herab ablegte, ging im Wesentlichen dahin, daß Brot und Wein, durch die Einsetzungsworte des Erlösers geweiht, der wahre Leib und das wahre Blut Jesu Christi seien, aber dies sei sinnbildlich zu verstehen, insofern nur der Glaube beides wahrhaftig empfange. Der Rath war mit dieser Erklärung zufrieden und suchte es bei der Gegenpartei dahin zu bringen, daß wenigstens auf den Kanzeln des Streites fernerhin nicht gedacht werde, aber Timann ließ sich nicht besänftigen, sondern eiferte fort. Da fand sich Hardenberg endlich bewogen, in zwei Predigten die Allgegenwart Christi in leiblicher Gestalt geradezu abzuleugnen.

Es erschienen von nun an viele Schriften, sowol von der einen, als auch von der andern Seite, die fremden Gottesgelehrten zur Beurtheilung vorgelegt und Ursache mannigfaltiger Entwicklung von Meinungen wurden. Hardenberg reiste sogar nach Wittenberg, um dort seine Lehre zu vertheidigen. Ebenso sandte der Rath Abgeordnete dahin, wie auch nach Hamburg, um verschiedene Gutachten einzuholen; auch berief er die ganze Bürgerschaft aufs Rathhaus, daß er mit ihr berathe, wie dem Streite abgeholfen werden könne. Ein abermaliges Verbot, Zanken und Schelten auf den Kanzeln zu unterlassen, blieb erfolglos. Die Sache gedieh aber noch weiter. Es mischten sich auch auswärtige Mächte, namentlich der König von Dänemark und der Erzbischof Christoph in die Sache, was zu vielen Weitläufigkeiten führte. Unterdeß starb Johann Timann, desgleichen auch Jacob Probst zu U. L. Fr., und nun trat kurze Ruhe ein.

An die Liebfrauenkirche wurde der Doctor Heshusen in Heidelberg erwählt, welcher auch nach Bremen kam, sich einmal umzusehen, und dann die Erklärung abgab, nicht eher sein Predigeramt antreten zu wollen, bis Hardenberg entweder seine bisherige Meiunng abgelegt habe, oder aus Bremen entfernt sei. Er schlug ein öffentliches Gespräch vor, das er mit Hardenberg halten wolle, in der Meinung, ihn dadurch am schnellsten des Irrthums überführen zu können. Dem Rathe gefiel der Vorschlag, und er bestimmte den 13. Mai 1560 zu seiner Verwirklichung, obgleich die Gräfin von Ostfriesland und der Graf von Oldenburg davon abriethen. Als Melanchthon das hörte, erklärte er sich bereit, selbst nach Bremen zu kommen, um Hardenberg zu

unterstützen, und er würde aller Wahrscheinlichkeit nach auch Wort gehalten haben, wenn ihn der Tod nicht vorher aus diesem Leben abgefordert hätte. Er starb nämlich am 19. April desselbigen Jahres.

An dem festgesetzten Tage versammelte sich der Rath und ein Ausschuß der Bürgerschaft auf dem Rathhause, wo für die Streitenden eine lange Tafel gesetzt war, an deren einem Ende Doctor Heshusen mit drei fremden Geistlichen Platz nahm. Der Syndicus Rollwagen und der Consulent Vogler saßen als Leiter und Aufseher des Streites in der Mitte. Aber der Raum am andern Ende der Tafel, welchen Hardenberg mit seinen Gehülfen einnehmen sollte, blieb leer. Das sah nach Feigheit aus; aber bald langte ein Bote an, der das Ausbleiben Hardenbergs damit entschuldigte, daß der Erzbischof es ihm ausdrücklich untersagt habe, an dem Wortstreite sich zu betheiligen. Statt der geistlichen Herren führten nun die beiden anwesenden Bürgermeister, von Büren und Johann Esich, und darnach von Büren und die fremden Geistlichen einen Streit, der bis zum Schluß der Sitzung dauerte.

Dem Gesuch des Rathes an den Erzbischof, Hardenberg als Domprediger abzusetzen, wurde die Antwort, daß derselbe noch keines Irrthums überwiesen sei, auch möge ein hochweiser Rath sich vorsehen, etwas anzufangen, was böse Folgen haben könne. Doctor Heshusen gewann nun die Ueberzeugung, daß seinem Verlangen in Betreff der Entfernung Hardenbergs nicht entsprochen werden würde, deßhalb verließ er Bremen wieder.

Inzwischen starb auch der Erzbischof Christoph und sein Nachfolger Georg, der gleichfalls aus dem Hause Braunschweig stammte, bemühete sich alles Ernstes, dem leidigen Zwiespalte ein Ende zu machen. Das Unwesen auf den Kanzeln dauerte nicht allein noch immer fort, sondern es hatten sich auch bereits Familienfeindschaften entwickelt und selbst in benachbarten Städten erwachte unter manchen Geistlichen und ihren Anhängern ein unruhiger Geist. Als indeß seine Bemühung, wozu auch die benachbarter Fürsten kam, namentlich das Schimpfen auf den Kanzeln zu unterdrücken, nicht ausreichte, so entschloß er sich, die Sache vor den gerade in Halberstadt versammelten Kreistag der niedersächsischen Stände zu bringen. Er machte diesen auf die große Gefahr einer religiösen Bewegung, die von

Bremen aus über das ganze nordwestliche Deutschland sich verbreiten würde, aufmerksam und forderte seine Einwirkung.

Der Rath zu Bremen hielt es indeß für zweckmäßig, bevor der Kreistag über den Antrag des Erzbischofs berathe und beschließe, die Meinung der Mehrzahl seiner Bürger zu erforschen. Jeder einzelne Bürger mußte daher auf dem Rathhause erscheinen, um seine Ansicht über die Abendmahlslehre auszusprechen und anzugeben, ob er für Hardenberg oder für dessen Gegner stimme. Dabei wurde zwar Jedem die Versicherung gegeben, daß er keine unangenehme Folge zu fürchten brauche, wenn er seine Ueberzeugung frei und offen bekenne, aber man bemerkte doch bald mit Erstaunen, daß alle niederen Beamten, die für Hardenberg sich erklärt hatten, ihre Bedienung einbüßten. Dadurch wurden auch die Prediger wieder dreister, so daß sie anfingen, in amtlichen Sachen ebenfalls mit Strenge zu verfahren. Sie verweigerten allen denen, die Hardenbergs Predigten besuchten, die Sakramente. Bald ließ man Niemand als Taufzeugen zu, der nicht die Erklärung abgegeben hatte, daß er ein Gegner Hardenbergs sei.

Am ersten September des Jahres 1560 sollte in der Stephanikirche Gerd von Knipens Kind die Taufe empfangen, wozu der Rathsherr Hermann Vaßmer und der Bürger Lüder Lüdersen als Zeugen erschienen. Als der Prediger Christian Emptes, der die Weihehandlung verrichten sollte, in die Kirche trat und jene beiden Männer als Taufzeugen erblickte, kehrte er sofort um, seinen Amtsbruder Christian Havemann herbeizuholen. In Begleitung desselben zurückgekehrt, verlangte er von den Taufzeugen ein Bekenntniß in Betreff der Lehre vom heiligen Abendmahle. Die Taufzeugen wiesen aber das Ansinnen als etwas Ungewöhnliches mit größter Entschiedenheit von sich, worauf der Geistliche sich weigerte, die Taufe an dem Neugeborenen zu vollziehen. Andern Tages trug man das Kind nach Lesum hinaus, wo es getauft wurde. Dieser eigenthümliche Vorfall erregte in der Stadt großes Aufsehen und mancherlei Gerede.

Hermann Vaßmer, der sich nicht wenig beleidigt fühlte, schritt den folgenden Tag über die Obernstraße und begegnete den beiden Geistlichen, deren einer ihn hohnlächelnd ansah. Darüber noch mehr ergrimmt, nahm er rasch vor eines Schwerdtfegers Keller einen Spieß weg und bearbeitete mit demselben die Rücken der Diener Gottes, die,

größeren Mißhandlungen zu entgehen, schleunigst flüchteten. Aber Priester sind auch Menschen, nicht frei von Schwächen und Leidenschaften. Jene beiden Geistlichen hatten es bewiesen und bewiesen es nun noch mehr. Anstatt eigener Sündhaftigkeit und Schuld zu gedenken, dem Beleidiger zu vergeben, Böses mit Gutem zu vergelten, verklagten sie den Rathmann, der seine Uebereilung mit Verbannung, freilich selbstauferlegter, büßte. Sie hatten wahrscheinlich das alttestamentliche Auge um Auge, Zahn um Zahn mehr im Gedächtniß, als das erhabene Vorbild und die Lehre des großen Meisters, welcher sagt: „So dir aber Jemand einen Streich auf den einen Backen giebt, halte den andern auch dar!“

Der Kreistag fühlte sich bewogen, den unglücklichen Religionsstreit in Bremen zum Gegenstande seiner Verhandlungen zu machen und aus seiner Mitte einige Abgeordnete abzusenden, die den Frieden herstellen sollten. Die Abgeordneten konnten aber nichts ausrichten und kehrten deßhalb bald zurück. Jetzt forderte der Kreistag von beiden Parteien das Glaubensbekenntniß, um sachkundige Männer darüber entscheiden zu lassen, dabei verbot er das Schelten von den Kanzeln auf die nachdruckvollste Weise. Der nächsten Versammlung der niedersächsischen Stände, die 1561 in Braunschweig sein sollte, blieb die Ueberlegung vorbehalten, wie die Verwirrung in Bremen zu schlichten sei.

Ueber fünf Jahre hinaus hatte der unglückselige Zwiespalt schon gedauert und von einer endlichen, friedlichen Lösung war noch keine Spur zu erblicken. Hardenberg ward vor den Kreistag nach Braunschweig gefordert, daß er seiner ketzerischen Lehre wegen sich verantworte. In Begleitung seines treuen Freundes, des Bürgermeisters Daniel von Büren und eines Notars zog er dahin. Die Vorladung geschah indeß nur, um die Rechtsform zu beobachten, sein Urtheil war längst gefällt und lautete ganz im Sinne seiner Gegner. Nach einigen Verzögerungen erhielt er am 28. Januar 1561 schriftlich den Bescheid, daß er Bremen nach vierzehn Tagen verlassen müsse, und im ganzen niedersächsischen Kreise ferner nicht lehren und predigen dürfe. Der Zweck des Urtheils, hieß es dabei, sei nicht, Hardenbergs Ehre zu kränken, oder seine Lehre zu verdammen, sondern nur der, fernerer Uneinigkeit und Empörung vorzubeugen.

Dem Bürgermeister Daniel von Büren wurde wegen seiner

Absonderung von dem Rath und Anhänglichkeit an Hardenberg vor der gesammten Kreisversammlung ein Verweis ertheilt.

Weil der Versuch, das Urtheil umzustoßen, mißlang, beschloß Hardenberg, noch vor Ablauf der ihm bestimmten Frist Bremen zu verlassen.

Eine große Menschenmenge, die weinend sein Schicksal beklagte und heiße Segenswünsche ihm nachrief, begleitete ihn, als er von dannen zog. Er wandte sich nach Rastedt, wo er bei seinem hohen Gönner, dem Grafen Christoph von Oldenburg, der ihn freundlich aufnahm, vier Jahre verweilte. Der glänzende Ruf seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit und großen Rednergabe ließ ihn indeß nicht ohne Amt. Er fand einen neuen Wirkungskreis in Sengewarden, wohin ihn der Junker Tide von Knipphausen als Prediger berief. Später lebte er als Superintendent zu Emden in Ostfriesland, wo er im Jahre 1574 das Zeitliche segnete.

Nach Hardenbergs Entfernung ward aber der Zwiespalt unter den bremischen Bürgern erst recht groß, besonders als der Theil des Rathes, der seiner Lehre abgeneigt war, den Versuch machte, die alte Einheit im Religionswesen durch Machtsprüche wieder herzustellen. An die Liebfrauenkirche berief man einen gewissen Simon Musäus aus Jena und führte diesen als Superintendenten mit ungewöhnlichem Gepränge in sein Amt ein. Man erwartete, da er auch ein Gegner Hardenbergs war, daß es ihm gelingen werde, den religiösen Zwiespalt auszugleichen. Er ersann daher verschiedene Mittel, den nach seinem Dafürhalten eingerissenen Irrthum zu bekämpfen und auszurotten. So mußten in jeder Stadtkirche vier Abendmahlspredigten gehalten werden, und er selbst erklärte von der Kanzel herab, daß dieselben den Zweck hätten, etliche Verführte und vom Teufel Gefangene aus der Hölle Rachen zu reißen, anderen Verstockten, die im Irrthum beharren würden, alle Entschuldigungen vor Gott auf ihrem Sterbebette und am jüngsten Tage abzuschneiden. Die Grundsätze Hardenbergs, den er öffentlich nannte, seien eine Gotteslästerung und des höllischen Feuers werth. Endlich sollte, als letzter Versuch eine verlorene Seele dem ewigen Leben wieder entgegenzuführen, der Kirchenbann angewandt werden, und hier bat er dringend, daß der Rath in Ausübung dieser schweren, aber nothwendigen Pflicht der

Geistlichkeit nicht hinderlich sein möge. Der Name eines Gebannten sollte öffentlich von den Kanzeln verkündigt, und ein solcher verstockter Ketzer so lange von aller Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und dem Satan übergeben sein, bis er reumüthige Buße gethan habe.

Es war ein Glück für unsere Vaterstadt, daß der Rath die Ansicht des Superintendenten, der vielleicht auch den Großinquisitor gespielt hätte, nicht so ganz theilte und namentlich die letztere seiner Anordnungen für unstatthaft und dem Geiste der protestantischen Kirche zuwiderlaufend erklärte; um aber doch endlich den Religionsstreit abzuschließen, ließ er bekannt machen, daß Jeder der Stadt verwiesen werden solle, der ferner den hardenbergischen Irrthümern noch anhange. In dieser Bekanntmachung, die durch öffentlichen Anschlag und von den Kanzeln herab verkündet ward, lag aber eine Glaubensvorschrift, weßhalb Bürgermeister Daniel von Büren und die beiden Rathmänner Bruno Reiners und Johann Brand sich dagegen aussprachen. Ueber diesen Vorgang war das Jahr 1562 angebrochen.

Als am 9. Januar nach üblichem Brauch der Vorsitz im Rathe zu wechseln hatte und derselbe auf den Bürgermeister von Büren übertragen werden mußte, wurden Schwierigkeiten gemacht, weil man die Absicht hegte, von Büren nebst seinen beiden Freunden aus dem Rathe zu stoßen. Hatte doch der Prediger Johann Buchheister zu U. L. Fr., der in Anton Grevensteins Stelle eingerückt war, *) mehr als einmal in seinen Predigten erwähnt, daß man darauf Bedacht nehmen müsse, auch die Prediger- und Rathsherrenstühle von der Irrlehre zu reinigen. Daniel von Büren, den wir bereits als einen kraftvollen, wohlberedten Mann kennen gelernt haben, forderte aber sein gutes Recht, erst bittweise, dann mit strengster Entschiedenheit, mit größtem Nachdruck, indem er

*) Weil Anton Grevenstein, wie schon erwähnt ist, auf der Kanzel den Religionsstreit nicht berührte, kam er in den Verdacht, ein Anhänger Hardenbergs zu sein. Er sollte auf vorgelegte Fragen seine Meinung über die Abendmahlslehre ohne Umschweife bekennen und als die Antworten nicht im Sinne der übrigen Prediger ausfielen, ward er seines Amtes entsetzt.

nicht nur die Wittheit berufen ließ, daß sie entscheide, sondern auch die Bürger, bei welchen er sehr beliebt war, zu seinem Gunsten in Bewegung brachte. Ein Bürgerausschuß erschien vor den Rathsstühlen, verlangend, daß die neu berufenen Prediger, Musäus und Buchheister, welche man nicht verstehen könne, abgesetzt werden mögten, andere angestellt, der Rathsherr Vaßmer wieder zurückberufen und endlich von Büren zum Vorsitz im Rathe zugelassen würde. Der den Vortrag haltende Heinrich von Borke fragte die ihn begleitenden Bürger, ob er das Alles nicht habe sagen sollen, worauf sie einmüthig ein lautes „Ja!“ riefen. Dies geschah am 19. Januar.

Der sitzende Rath, hart bedrängt, — denn auch der Zusammenlauf des Volkes vor dem Rathhause wurde immer bedeutender, das Getümmel immer lauter, so daß Schlimmes zu befürchten stand, — gab nach, indem er alle Punkte genehmigte und von Büren sogleich den Vorsitz zuerkannte. Nach drei Tagen wurde auch die oben erwähnte Religionsvorschrift wieder aufgehoben und festgesetzt, daß künftig ohne Zustimmung der Bürger in Religionsangelegenheiten kein Beschluß gefaßt werden solle. Die Prediger Musäus und Buchheister erhielten die Andeutung, daß es der Bürgerschaft sehr angenehm sein würde, wenn sie binnen acht Tagen die Stadt verlassen wollten. An Hermann Vaßmer erging die Einladung, zurückzukehren und seine vorige Stelle im Rathe wieder einzunehmen. Mit Vaßmer zog auch der Prediger Grevenstein in Bremen ein; Musäus und Buchheister hingegen verließen ihren Posten und entfernten sich aus der Stadt.

Die meisten der übrigen Prediger fuhren indeß fort, an heiliger Stätte ihrem Aerger über den Umschwung der Dinge Luft zu machen, zu toben und zu schelten, daher untersagte ihnen Bürgermeister von Büren kraft seines Amtes das Besteigen der Kanzel, was zur Folge hatte, daß aus Mangel an Predigern am Sonntage vor Fastnacht allein in der Liebfrauenkirche Gottesdienst Statt finden konnte. Man berief neue Pastoren aus Wittenberg und jagte die alten als unverbesserlich aus der Stadt. Der Haß der Bürger wider die hartnäckigen Glaubenseiferer war aber auch so sehr angeschwollen, daß man in einigen Kirchen rief: Schlagt die Bösewichter todt! Werft sie von der Kanzel! und auf einen Prediger, während derselbe eine Trauung verrichtete, sogar schoß, jedoch glücklicher Weise so, daß er nicht getroffen wurde.

Ein solches Betragen einzelner Bürger war nicht schön. Dem blinden Eifer und groben Unverstande soll man keine Rohheiten entgegensetzen, das heißt Gleiches mit Gleichem vergelten. Es prägt sich aber in jenem Benehmen der natürliche, gesunde Sinn der Norddeutschen aus, wie er schon Karl dem Großen gegenüber im Sachsenvolke sich kund gab.

Diejenigen Rathsglieder, welche dem Bürgermeister von Büren die Präsidentenwürde anfänglich verweigert und nun bei der Bürgerschaft an Ehre und Ansehen bedeutend vorloren hatten, kamen zu dem Entschluß, ohne Ausnahme die Stadt zu verlassen. Sie hofften durch einen solchen Schritt die Bürgerschaft zu zwingen, den widerspenstigen Sinn fahren zu lassen. Die glänzende Rückkehr der Ausgewichenen des Rathes, die vor dreißig Jahren Statt gefunden hatte, nachdem die Herrschaft der Hundertundviermänner gestürzt war, schwebte ihnen dabei vor. Ihr Entschluß kam wirklich zur Ausführung. In der Osterwoche zogen drei Bürgermeister, sechzehn Rathsherren und viele Rathsverwandte, dazu noch fünf Prediger und ein Oberster, Hans von Hildesheim, aus der Stadt. Sie wandten sich nach benachbarten Ortschaften, nach Delmenhorst, Oldenburg, Nienburg, Braunschweig und Lübeck. Bei der Bürgerschaft brachte indeß jener Auszug die gewünschte Wirkung nicht hervor, und die zurückgebliebenen Glieder des Rathes zeigten sich darüber sehr wohl zufrieden. Die Letztern trafen sogleich die nöthigen Anordnungen für den ungestörten Fortgang aller öffentlichen Geschäfte und Angelegenheiten, wobei sie sich in Acht nahmen, auch nur dem Anscheine nach vorgeschriebene Formen zu verletzen. Außer dem Bürgermeister von Büren waren nur noch sechs Rathsherren in der Stadt anwesend*). Da starb den 2. April der Rathmann Heinrich Sterke und nun erging an die im Auslande weilenden Mitglieder des Rathes mit der Anzeige von dem Todesfall zugleich die Einladung, sich dem Stadtbuche und der bestehenden Verfassung gemäß bis zum 11. desselben Monates einzufinden, um an der Ergänzungswahl in den Rath Theil zu nehmen. Es erfolgte aber die schriftliche Antwort, daß ihnen solches nicht gelegen sei, es wäre denn zuvor ihren rechtmäßigen Beschwerden abgeholfen.

*) Zwei Rathmänner waren Drosten zu Bederkesa und Ottersberg.

Am 8. Mai berief von Büren die Bürgerschaft zusammen, welche, nachdem sie die schriftliche Erklärung der ausgewichenen Mitglieder des Rathes vernommen, aus ihrer Mitte vierzehn erfahrene Männer wählte, die dem Rathe in Ausübung seiner Geschäfte zum Besten der Stadt rathen und helfen sollten. *) Als dennoch die Ausgewichenen auf fernere Bitten, in die Stadt zurückzukehren, nicht achteten, sondern bei ihrer ersten Erklärung verharrten, ward Ende Juli der Rath durch Neuwahlen ergänzt und vollzählig gemacht. Man wählte innerhalb vier Tagen drei neue Bürgermeister, darunter Hermann Vaßmer, und sechzehn neue Rathsherren, wodurch der Rath, mit Inbegriff der beiden Drosten zu Ottersberg und Bederkesa, auf seine verfassungsmäßige Zahl gebracht wurde.

Nunmehr kamen die Ausgewichenen zu der Einsicht, daß sie sehr thöricht gehandelt hatten, daß ihre Erwartungen unerfüllt bleiben würden; daher versuchten sie, auf anderm Wege das freiwillig Aufgegebene wieder zu gewinnen. Sie brachten am 1. November eine in sehr heftigen Ausdrücken abgefaßte Klageschrift vor die Kurfürsten, die in Frankfurt am Main zur römischen Königswahl versammelt waren **) und bewirkten bei der Hansa die Ausstoßung Bremens aus dem Bunde. Der Gefahr wegen, die nun im Anzuge zu sein schien,

---

*) Es wurde an dem nämlichen Tage auch die Rückgabe des Schlosses Ottersberg an den Erzbischof Georg beschlossen. In Ottersberg war der Rathmann Hermann Vagt, welcher zu der Partei der Ausgewanderten gehörte, Droste oder Amtmann. Als nun der Befehl anlangte, das Schloß Ottersberg den Gesandten des Erzbischofs zu überliefern, wollte er demselben nicht nachkommen. Erzbischof Georg sandte darauf Kriegsleute, das Schloß mit Gewalt zu nehmen, worauf Vagt den ganzen Flecken Ottersberg anzünden und bis auf das letzte Haus niederbrennen ließ. Die erzbischöflichen Truppen belagerten nun das Schloß, erhielten es jedoch erst am 28. Juli 1562 durch Vertrag, nachdem die Belagerten sich bis aufs äußerste darin vertheidigt, und die vielen darauf abgefeuerten Kanonenschüsse es in einen Schutthaufen verwandelt hatten.

**) Man erkor Ferdinand I. Sohn, den edlen Maximilian II., der den Einflüsterungen der Jesuiten zur Vertilgung des Protestantismus die schönen Worte entgegensetzte: „Ueber die Gewissen meiner Unterthanen habe ich keine Macht!“

schworen die Bürger am 29. April 1563 dem meistentheils neuen Rathe den Eid der Treue. Wer sich dessen weigerte, ward der Stadt verwiesen. Rath und Bürgerschaft zeigten sich fest entschlossen, in der Stunde der Noth einmüthiglich zu handeln, wohl wissend, daß Eintracht und Einigkeit unüberwindlich stark macht. *)

Auf Veranlassung des Kaisers traten jetzt mehrere angesehene Fürsten zusammen, an deren Spitze die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, den Zwist in Güte beizulegen, erreichten ihre Absicht aber nicht, weil von beiden Seiten die Streitenden auf die gestellten Vorschläge zum Vergleich nicht eingingen. Erst nach Ablauf von fünf Jahren brachte auf abermaligen kaiserlichen Befehl eine neue Vermittlung von Reichsfürsten die Sache ins Reine. Die noch Lebenden der Ausgewichenen kehrten nach Bremen als schlichte Bürger zurück und mußten dem Rathe schwören. Durch Handschlag wurde dabei das Gelöbniß bekräftigt, sich hinfort als Bürger eines Staates in Frieden einander achten und ehren zu wollen.

So endete im Jahre 1568 der Streit unter den Bürgern; der über die Abendmahlslehre tauchte im Laufe des Jahrhunderts noch einige Male auf, ward indeß durch kräftige Maßregeln, die der Rath anordnete, stets unterdrückt. Einzelne fanatische Geistliche, die den religiösen Zwiespalt wieder anzufachen suchten, wurden ihres Dienstes entlassen. Einer der zuletzt Entlassenen war der Pastor Glaneus zu St. Ansgari, welcher unter dem Vorgeben, daß in Bremen kein Prediger eine rechte, würdige Taufe verrichten könne, bei seinem Kinde durch einen fremden Geistlichen **) diese heilige Amtshandlung vornehmen ließ.

Rath und Bürgerschaft neigten sich immer mehr der evangelisch-reformirten Confession zu und erklärten sich zuletzt unumwunden nnd öffentlich für dieselbe. Die Landgemeinden, mit Ausnahme der zu Seehausen,

---

*) Im Sommer des Jahres 1563 wölbte man das alte Heerdenthor und versah es in vergoldeten Buchstaben mit folgender Inschrift:

„**Bremen was gedechtig: Laht nig mehr in, du syst öhrer mechtig!**“

**) Derselbe hieß Anton Wandschneider. Er war Hofprediger beim Grafen zu Hoja gewesen, aber wegen Ehebruchs seines Amtes entsetzt worden. Aus Gnaden stellte ihn der Graf in Weyhe an. Für die unbefugter Weise in Bremen verrichtete Taufe bekam er vom Rathe einige Tage Hausarrest.

folgten dem gegebenen Beispiele. Seehausen ist bis heute die einzige lutherische Gemeinde im bremischen Gebiete. Bei diesem Wechsel der Confession war natürlich von einem selbständigen Handeln der Landgemeinden wenig die Rede. Sie erhielten nach und nach reformirte Prediger und mußten sich das gefallen lassen.

Bei einer Wahl in den Rathsherrenstand sah man von jener Zeit an darauf, daß sie einen Bürger treffe, der sich zur reformirten Confession bekenne und machte dies nach und nach zu einer nothwendigen Bedingung. Der letzte lutherische Rathsherr, Arnold Wolpmann, starb 1689. *)

Der Erzbischof Heinrich, dessen im Jahre 1566 verstorbener Vorgänger schon protestantisch gewesen war, protestirte dagegen, daß man in Bremen die Lehre der Reformirten einführe, der Rath ertheilte ihm aber schriftlich den Bescheid, daß man das Glaubensbekenntniß der neuen Religionslehrer, welches durch den Druck veröffentlicht sei, der heiligen Schrift gemäß finde. Wenn es Jemand aus dem Worte Gottes widerlegen könne, wolle man sich gern belehren lassen. Außerdem gehe die Besetzung der Predigerstühle in den Stadtkirchen den Rath und nicht den Erzbischof und die Stiftsritterschaft an. Diese freilich etwas derbe, aber kurze und bündige Antwort erregte beim Erzbischof großes Aergerniß, woran sich der Rath jedoch weiter nicht kehrte.

---

*) Seit dem Jahre 1802 wählte man wieder einzelne lutherische Bürger in den Rath. Gegenwärtig wird der Confessionsunterschied nicht beachtet, wenn auch der Senat vorzugsweise aus reformirten Mitgliedern besteht.

36. Folgen des dreißigjährigen Krieges.

Mit einem raschen Sprunge versetzen wir uns jetzt aus der letzten Hälfte des sechzehnten in die erste des siebzehnten Jahrhunderts; denn was nach Beilegung der Religionsstreitigkeiten, so wie nach Schlichtung der dadurch veranlaßten Spaltungen im Rathe und unter den Bürgern in dem erstgenannten Zeitraum vorfiel, erscheint hier einer besondern Erwähnung weniger werth. Es könnten das zum großen Theil nur trockene Mittheilungen sein, wovon manche, ihres ähnlichen Inhalts wegen, euch am Ende ermüden würden. Wünschte Jemand gern nähere Kunde darüber zu haben, wann z. B. eine große Ueberschwemmung gewesen, wann anhaltende Dürre und Trockenheit, wann die Pest gewüthet, oder im Unwetter der Blitz gezündet, wann Falschmünzer lebendig gebraten, oder Seeräuber geköpft worden: so verweisen wir denselben auf die alten Chroniken, die das Alles genau berichten. Solche kleine Begebenheiten haben nur insofern einiges Interesse, als sie manchmal die Zeit, in der sie vor sich gingen, characterisiren helfen, sonst aber erregen sie Langeweile und Widerwillen, und dies letztere namentlich dann, wenn die Barbarei des Zeitalters sich so recht grell in ihnen abspiegelt. Was man gewissermaßen unter die alltäglichen Erscheinungen rechnen kann, sinkt bald in Vergessenheit. Sind es Klänge der Freude, die dadurch erweckt werden, so tönen sie höchstens in den Herzen Derjenigen länger nach, die sich zunächst und am meisten davon berührt fühlen; sind es aber Schläge des Unglücks, nun, so setzt es allerdings Wunden, und diese schmerzen zwar, heilen und vernarben indeß auch wieder. Kleines Ungemach vergeht bald, es findet seine Ruhestätte und, wie das Sprüchwort sagt, die Zeit läßt Gras darüber wachsen. Das Einzelne verschwimmt im großen Ganzen; nur was dies letztere angeht, gewinnt auch in der Erinnerung der Gesammtheit einen dauernden Platz. Die Schicksale eines Volkes finden Raum auf den Blättern der Geschichte, so wie sein Jammerlaut, sein Schmerzensschrei forthallet durch Jahrhunderte, sein Weheruf über die Urheber seines Elends sich oftmals im Gedächtniß vieler Geschlechter fortpflanzt.

Wir kommen zu einem Ereignisse im deutschen Vaterlande, das mit Recht als Folge der Einwirkung der Reformation auf die poli-

tischen Zustände und Verhältnisse angesehen werden kann, welches allbekannt ist unter dem Namen des schrecklichen dreißigjährigen Krieges. Die nächste Veranlassung zu seinem Ausbruche lag allerdings in dem religiösen Zerwürfnisse der Nation, sein Verlauf und sein Ende trug aber ganz entschieden einen politischen Character. Bei den Söldlingen, die in ihm fochten, war Raub, Mord und Plünderung das Losungswort, und die Fürsten und Heerführer, die dabei betheiligt waren, strebten gleicherweise nach Beute, nach Eroberung von Land und Schätzen. Als Deutschland so ausgesogen und zertreten war, daß es einer Wüstenei glich, in der die Spur vormaliger Gesittung nur in armseligen Trümmern noch sichtbar war, und man nun schlechterdings auf einen endlichen Frieden Bedacht nehmen mußte: da blieb der Hauptzankapfel nicht das Religiöse, sondern das Mein und Dein; da feilschten fremde Mächte um die Anerkennung des Raubes, am deutschen Lande verübt, seitens deutscher Fürsten und Stände, als Entschädigung für die Kriegskosten. Dem schmachvollen Kriege, entzündet am Heerde deutscher Uneinigkeit und römischer Unduldsamkeit, folgte ein schmachvoller Friede!

Es bleibt nun unsere Aufgabe, darzustellen, wie es unserm lieben Bremen in jener traurigen Periode erging, wobei indeß die Bemerkung gleich vorangehen mag, daß es nicht so sehr durch den unmittelbaren Einfluß des langdauernden Krieges, als an seinen Nachwirkungen litt. Diese Andeutung rechtfertigt zugleich die Ueberschrift dieses Abschnittes.

Bremen genoß vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges ein glückliches, goldenes Zeitalter; die Handlung, durch Zölle und Abgaben wenig beschwert *), blühte kräftig empor, der Wohlstand mehrte sich. Schon hatte die Kriegsfurie einige Jahre gewüthet, da erst näherte sie sich mit allen verderblichen Folgen dieser Gegend. Im Jahre 1622 sahen die Bremer, die sich bedeutender Lieferungen an Mundvorräthen und ansehnlicher Geldvorschüsse an die dänische Armee, welche den Protestanten im nordwestlichen Deutschland zu Hülfe gekommen war, verdächtig gemacht hatten, mit bangem Herzen ein mächtiges, kaiserliches Heer unter dem Befehle des Grafen Gallas

*) Des um jene Zeit im Entstehen begriffenen elsflether Zolles, der noch bis in diesem Jahrhundert zum Nachtheil der Weserschifffahrt fortdauerte, wird am Ende dieses Abschnittes kurz gedacht werden.

heranrücken. Seit undenklichen Zeiten war die Macht des Kaisers in dieser Gegend nicht so furchtbar erschienen. Durch geschickte Vermittelung und kluge Beredsamkeit gelang es indeß, den kaiserlichen General für unsere Stadt zu gewinnen und die Plünderung, welche das Landvolk bedrohete, abzuwenden. Eine Gesandtschaft nach Wien brachte sogar die ausdrückliche Versicherung kaiserlicher Huld und Gnade zurück. Bald schwebten aber neue Gefahren heran, als der König Christian IV. von Dänemark mit ungeübter Mannschaft nicht allein dem sieggewohnten Tilly, sondern auch dem neuen kaiserlichen Heere, das Wallenstein gesammelt hatte, die Spitze bieten mußte. Der König faßte den Plan, den Feind durch Abschneiden aller Zufuhren zu nöthigen, daß er das nordwestliche Deutschland verlasse, und sperrte deßhalb den Ausfluß der Weser. Durch diese Maßregel kam Bremen in eine üble Lage; denn mit der Hemmung der Schifffahrt hörte der Handel auf, und in Folge dessen sanken auch die Gewerbe. Für die ums tägliche Brot arbeitenden Klassen stockte der Verdienst, und die Preise für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, an welchen es nach und nach auch mangelte, stiegen täglich. In solcher Bedrängniß wandte man sich sowol an den König Christian, der sich in der Umgegend von Verden aufhielt, als auch an den gefürchteten Tilly, welcher in Schlüsselburg stand Es wurden von beiden Feldherren Vergünstigungen ertheilt, wodurch Handel und Schifffahrt so viel freieren Spielraum gewannen, daß den größten Beschwerden vorläufig abgeholfen war, namentlich konnte die Stadt wieder Zufuhr an Lebensmitteln erhalten.

Da erlitten die Protestanten schwere Verluste. Der König Christian verlor am 27. August 1626 bei Lutter am Barenberge eine entscheidende Schlacht, was ihn veranlaßte, sich mit dem Reste seines Heeres bis Stade zurückzuziehen. Weil seine Macht durch französische, holländische und englische Hülfe verstärkt ward, faßte er den Vorsatz, seinen alten Vertheidigungsplan wieder aufzunehmen. Die Sperrung der Elb- und Wesermündung begann von Neuem. Der Befehlshaber der dänischen Flotte war Admiral Munk. Es wurden aber nicht allein die Zufuhren abgeschnitten, sondern auch die Vorräthe, welche sich auf dem Lande noch vorfanden, von den Dänen genommen, soweit sie derselben habhaft werden konnten.

Während solchen Vorganges nahte der furchtbare Tilly mit seinen Raubhorden, die den Namen Krieger führten, der Stadt Bremen. Die entsetzlichsten Greuel, die empörendsten Verwüstungen bezeichneten die Spur seines Weges. Bei Verden an der Aller schlug er sein Lager auf, und sein drohender Blick richtete sich auf Bremen. Da gerieth die Stadt in neue Noth und Gefahr. Dazu stand der Dänenkönig mit seinem Heere ebenfalls nicht fern. Er wollte in Bremen einen Landtag halten und forderte den Beistand der Bürger gegen Tilly. Die Stadt hatte aber beschlossen, neutral zu bleiben. Um vor einem plötzlichen Ueberfalle von dem einen oder dem andern der schlagfertig einander gegenüber stehenden Heere gesichert zu sein, besetzten die Rathmänner in Gemeinschaft mit den Bürgern die Wälle, bewachten tausend Söldner, Reiter und Musketiere die Außenwerke, lagen auf der Weser platte, mit schwerem Geschütz versehene Schiffe. Bald entstand in der Stadt solche Theuerung, noch vermehrt durch falsche Münzen, welche von Betrügern in Umlauf gesetzt waren, daß selbst die Reichen Mangel litten. Hungersnoth brach aus, zu der sich ein noch schlimmeres Uebel, die Pest, gesellte. Stündlich stieg die Noth, bis endlich die beiden Feldherren, König Christian und Tilly, der Stadt Schutz versprachen und strenge Kriegszucht zusicherten. Die leeren Vorrathshäuser konnten nun wieder gefüllt werden. Es folgte ein Augenblick der Erholung für die Bewohner der Stadt.

Weit schlimmer, als der Stadt, erging es zu jener Zeit dem Landgebiete um dieselbe, in welchem die kaiserlichen Kriegsvölker schonungslos Alles plünderten und verheerten. Als 1627 die dänischen Truppen sich vor dem Feinde noch weiter zurückzogen und die Brücke zur Burg, welche über die Lesum führte, abbrannten, verfolgte sie das kaiserliche Heer unter Anführung eines Fürsten von Anhalt, wobei dasselbe bis in die nächste Umgegend Bremens vordrang und am 15. September und den folgenden Tagen über die Bürgerviehweide ins Block-, Holler- und Werderland zog. Da blieben allgemeiner Unsicherheit wegen die Stadtthore mehrere Tage lang ungeöffnet. Die Kirchen auf dem Lande wurden ihrer Orgeln und Glocken, ja sogar der Kelche beraubt, während die dabei angestellten Geistlichen den gröbsten Mißhandlungen nur durch schleunige Flucht entgingen. Der Pastor zu Wasserhorst im Blocklande, Franz Baring, ertrank mit seiner Tochter, als er in einem kleinen Nachen auf der Lesum

entfliehen wollte. Im Frühlinge des folgenden Jahres erschien Graf Tilly selbst vor Bremen und belagerte es, ließ sich aber durch ein Geschenk von 15,000 Thalern am 28. April zum Abzuge bewegen. Er soll einst vor dem Kaiser die merkwürdigen Worte gesprochen haben: „Wenn ich der Stadt Bremen oder Hamburg hätte mächtig werden können, so getraute ich mir, das ganze Reich zu bezwingen; aber die Leute bewahrten ihre Thore gar zu genau, daß man ihnen nicht so leicht beikommen konnte!“ — Gewiß, kein unrühmliches Zeugniß für das tapfere Benehmen der beiden Schwesterstädte.

Angesichts so mancher drohenden Gefahr mußte es natürlich die Hauptsorge der Bremer sein, die Befestigungen ihrer Stadt zu bessern und zu mehren. Schon im Anfange des Jahrhunderts war es als nothwendig anerkannt, die Stadt an verschiedenen Punkten mit größerm Fleiß zu befestigen. Bastionen, nach der damals neueren Kriegskunst angelegt, hatte seit dem Jahre 1602 allein das Stephani- und Doventhor; den übrigen Theil der Stadt umgab bis an den Ostérthorszwinger nur ein einfacher Wall und Graben, der geringen Schutz bot. Noch weit weniger gedeckt war aber die Wasserseite der Stadt welche zwar an der Holzpforte den Morgenstern, an der Schlachte die Aschen- und Wichelnburg besaß; aber dennoch in ihrer größten Ausdehnung jedem feindlichen Anfalle bloß gestellt war. Die Nothwendigkeit, umfassende Verbesserungen an der ganzen Befestigung vorzunehmen, wurde leicht erkannt und auf erfolgte Besichtigung von Sachverständigen, unter welchen auch der Generalartilleriemeister der Hansestädte, Oberstlieutenant Dido von Knipphausen, sich befand, der Beschluß gefaßt, sofort Hand ans Werk zu legen.

Der Plan für die neuen Anlagen war ziemlich ausgedehnt und nach Maßgabe des Vermögens der Stadt und damaliger Zeitumstände, die keineswegs glänzend oder erfreulich waren, großartig und kostspielig.

Man wollte am linken Ufer der Weser, der Stadt gegenüber, eine ganz neue Vertheidigungslinie herrichten und dadurch zugleich Raum für einen künftigen, neuen Stadttheil gewinnen. Am 28. Juni 1618 wurde die Umfangslinie unserer heutigen Neustadt abgesteckt. Die neuen Werke sollten dem Osterthorswalle gegenüber beginnen und der Stephanibastion gegenüber endigen. Sieben Bastionen, zu denen noch eine achte im Werder kam, wurden bestimmt, den neuen Stadttheil zu decken; zwei Thore sollten seine Ein- und Ausgänge bilden.

Den auf diese Weise umgrenzten Raum wollte Falkenburg, ein geschickter, niederländischer Ingenieur, der den Plan entworfen, außer einem Wege an der Weser, der Länge nach mit drei Hauptstraßen versehen, der Breite nach aber mit neun Straßen durchschneiden, von denen fünf eine solche Breite haben sollten, daß man in ihrer Mitte, nach Art mehrerer holländischen Städte, fünf Ruthen breite Kanäle anlegen könnte.

Anfangs trieb die beängstigende Sorge, daß ein spanischer Heerführer, Spinola, der mit einem zahlreichen Heere in den Niederlanden stand und Miene machte, in das nördliche Deutschland einzurücken, um den daselbst vorherrschend gewordenen Protestantismus zu unterdrücken, dazu an, den entworfenen Plan mit einiger Eile in Ausführung zu bringen, als indeß die Gefahr schwand, wurde das Letztere durch allerhand Umstände verzögert. Theils waren die Kosten der neuen Anlage zu bedeutend und zu schwierig herbeizuschaffen, theils war es die Eifersucht der altstädtischen Bürger, die einen Abbruch an ihren Geschäften durch die neuen Ansiedler, sowie eine Verminderung des Werthes ihrer Häuser durch den neuen Anbau fürchteten, welche zu mancherlei Hindernissen führte. Gegen die Anlegung der Kanäle erklärten sich Viele, weil die daran zu erbauenden Kaufmannshäuser durch das erleichterte Ein- und Ausladen der Kähne unmittelbar vor den Lagerräumen einen zu bedeutenden Vorzug vor den altstädtischen Häusern gewinnen würden; auch stand eine Verschlammung der Kanäle in den Sommermonaten zu besorgen. Aus diesen Gründen ließ man einige Jahre vorübergehen, ohne die nothwendige Befestigung an der linken Weserseite in Angriff zu nehmen; obgleich die Stadt von dorther so offen lag, daß man im Sommer 1621 bei sehr niedrigem Wasserstande die Weser von dem, außer dem Stephanithore belegenen Werder bis an den Theerhof durchwaten konnte. Erst als Tilly, die Stadt mit einem Ueberfall bedrohend, heranzog, machte man ernstliche Anstalt, die erforderlichen Arbeiten beginnen zu lassen. Noch stellte sich manche Schwierigkeit ein, die beseitigt werden mußte, bis die Werke nur so weit vorgerückt waren, daß man die beiden Thore anlegen konnte. *)

*) Auch das Domcapitel erhob Einsprache, weil verschiedene Ländereien, die denselben gehörten, theils im Bereich der neuen Werke lagen, theils zu denselben verwendet wurden. Der Rath entgegnete ihm aber,

Unterdeß verfinsterten immer neue Wetterwolken den politischen Horizont. Der Statthalter Moritz von Oranien warnte schon zu Anfang des Jahres 1625 vor den Absichten der Liga *) und erbot sich im Nothfalle zu schleuniger Hülfe. Ebenso theilte die Stadt Magdeburg dem Rathe mehrere gefahrdrohende Pläne heimlich mit. Als endlich der König von Dänemark die Schlacht zu Lutter am Barenberge verloren hatte, Tilly alles Ernstes im Anzuge war, und nun die armen, von Haus und Hof vertriebenen Landleute in Schaaren in die Stadt flüchteten, gedieh das Unternehmen so rasch, daß die Festungslinie vollständig geschlossen werden konnte. Die flüchtigen Landleute hatten kräftig an der Vollendung des Werkes mitgearbeitet.

Hier sind wir nun nach einer kleinen Abschweifung wieder bei dem Hauptfaden unserer Geschichte angelangt.

Obgleich die Stadt durch den erkauften Rückzug Tillys der Gefahr glücklich entronnen war, vielleicht erobert und seine zügellosen, rohen Schaaren innerhalb ihrer Mauern hausen zu sehen, so führte die immerhin böse Zeit doch noch manches Uebel herbei. Hungersnoth und Pest grassirte wechselweise, oft gleichzeitig unter den Einwohnern. Dabei lebten dann die Gemüther in steter Furcht und Spannung. Wie leicht konnte ein feindliches Heer wieder erscheinen. Daher war es nothwendig stets auf der Hut und möglichst vollständig gerüstet zu sein. Der Rath ließ 1636 wegen der kriegerischen Zeiten in Hamburg 190 Zentner Schießpulver ankaufen, wofür er 4766 Thaler erlegte. Auch fehlte es zur Abwehr gegen die vielfältigen Leiden der Zeit nicht an geistlichen Uebungen, auf die man ein wunderbares Vertrauen setzte, wie sich an Beispielen nachweisen läßt. Man merke nur auf folgenden Vorfall: Durch Fasten, Beten, Singen und Beschwören von sieben Predigern ward eine Anna

---

daß die Arbeiten nicht nur zur Sicherung der Stadt, sondern auch des Erzstiftes und des ganzen niedersächsischen Kreises unternommen würden; die eingezogenen Länder sollten billig vergütet werden. Die Arbeit hatte, fortgesetzter Einsprache ungeachtet, ihren Fortgang.

*) Dem Bündnisse der protestantischen Fürsten und Reichsstände, das unter dem Namen „Union“ vor Ausbruch des Krieges geschlossen war, stellte sich ein Bund der katholischen, meist geistlichen Fürsten gegenüber, an dessen Spitze Kurfürst Maximilian von Bayern, Liga, auch Ligue genannt.

Schwerdtfeger in der U. L. Frauenkrche am 22. April 1630, des Nachmittags 4 Uhr, aus der Gewalt des Satans befreit nnd zur völligen Genesung gebracht.

Es war die Zeit, in der man an Hexen, Zauberer und die Gewalt böser Geister ebenso fest, ja vielleicht noch fester, als an den lieben Gott glaubte und sich zur Bannung des vorgeblichen Uebels nicht allein der unschädlichen, geistlichen Mittel, sondern empfindsamer Qualen des Körpers und grausamer Todesstrafen bediente. *) Das war wol eine traurige Zeit, in welcher ein so schmachvoller Wahn herrschen konnte. Gegen die Finsterniß des Papstthumes wähnte man mit leiblichen und geistlichen Waffen zu kämpfen und kämpfen zu müssen, und gewahrte nicht, daß man dennoch mit Leib und Seele in Vorurtheilen und thörichtem Aberglauben befangen war. Man achtete nicht der schandbaren Gotteslästerung, neben dem reinen, heiligen und höchsten Geist einen fast gleich mächtigen und einflußreichen bösen zu glauben, einen Teufel! Man höre noch eine ergötzliche Anecdote davon aus guter, alter Zeit:

Ein Schusterjunge, der für seinen Meister Wachtdienst that, bekam mit einem ältern Kameraden Zank und verschwor sich unter heftigen Flüchen und Verwünschungen dem leibhaftigen Bösen, welcher ihn, nach seiner spätern Aussage nämlich, beim Schopf nahm, mit Sturmesschnelle über die Stadt weg durch die Luft führte und hinter dem Dorfe Arsten in einen Morast warf. Den Lockungen des Teufels, sich ihm zu ergeben, habe er glücklich widerstanden, setzte er hinzu, als ein hochwürdiges, stadtbremisches Ministerium ihn umständlich verhörte und fand, daß die Spuren der Hiebe, welche der Junge vom Bösen empfangen, an Körper und Kleidern noch sichtbar seien.

Bei solchem Aberglauben ist auch der tiefe Haß erklärlich, mit welchem zwei verwandte Religionssecten, Lutheraner und Reformirte, einander ansahen und verfolgten.

---

*) Zum Ruhme unserer alten Vorfahren muß übrigens erwähnt werden, daß sie die letzte vermeintliche Hexe, Pölke Stubben, am 21. December des Jahres 1603 verbrannten, während an anderen Orten in Deutschland und selbst der freien Schweiz gleiche barbarische Strafen im Dienste des schwärzesten Aberglaubens noch im vorigen Jahrhundert vorkamen.

Die lutherischen Bürger waren allmälig in eine so gedrückte Lage gekommen, daß ihr Staatsbürgerrecht wesentlich beschränkt und geschmälert erscheinen mußte. Wollten sie ihre Kinder nicht von reformirten Geistlichen taufen und confirmiren lassen, das heilige Abendmahl feiern oder sonst geistlichen Trost genießen, so waren sie bei jedem Wetter, sowol im Winter wie im Sommer, gezwungen, nach den meilenweit entlegenen lutherischen Pfarren zu wandern, weil seit Hardenbergs Vertreibung der Dom nur am Sonntage zu Mittag für den Organisten, der einige Melodien spielte, geöffnet war. Dem lutherischen Erzbischof, Prinz Friedrich von Dänemark, war das ein großes Leid; mußte er doch selbst, wenn er von seiner Residenz Bremervörde mal nach Bremen kam und dem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen wollte, die reformirten Kirchen besuchen, in welchen dann die absichtlich oder zufällig vorgetragenen Lehren vom Abendmahl oder von der Gnadenwahl *) ihn wenig erbaueten. Er gedachte deßhalb, den Druck, der in Bremen auf seinen Glaubensgenossen ruhe, zu erleichtern. Das Mittel dazu lag in seiner Hand, dafern er es nur anwenden wollte. Der Dom war nämlich sein Eigenthum und es hing von seinem und des Domcapitels Ermessen ab, denselben durch Anstellung eines lutherischen Predigers dem öffentlichen Gottesdienste wieder zu übergeben. Er leitete das Nöthige zur Ausführung seines Gedankens ein und kam, auch anderer Angelegenheiten wegen, selbst nach Bremen.

Der Rath, oder Senatus, wie man ihn auch zu nennen pflegte, trat in Unterhandlung mit dem Erzbischofe, nachdem ihm kund geworden, daß die Berufung eines lutherischen Predigers an den Dom geschehen sei. Der Erzbischof blieb aber bei seinem Vorsatze beständig, ging am 23. September 1638 in Begleitung zweier Herzöge von Holstein und großem Gefolge in die Domkirche, nahm seinen Platz auf einer erhöheten Stelle des Chors, ließ den neuen Prediger, Johann Fürsen, welcher vordem zu Altenkloster

*) Gewöhnlich die Prädestination genannt, eine Lehre, nach welcher Gott einen Theil der Menschheit zur ewigen Seligkeit, den andern aber zur ewigen Verdammniß bestimmt habe. Sie wurde zuerst von dem Kirchenvater Augustin, der im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, ausgesprochen, dann von dem gelehrten Calvin, einem Zeitgenossen Zwinglis, in die reformirte Kirche verpflanzt.

stand, die Kanzel besteigen und hörte über das gewöhnliche Evangelium predigen.

Des obrigkeitlichen Verbotes ungeachtet hatten sich an 4000 lutherisch gesinnte Männer, Frauen, Kinder und Dienstboten zur Theilnahme am Gottesdienste eingefunden. Sechs Tage später ward auch ein zweiter Prediger eingeführt, mit Namen Caspar Schacht.

Der Senat nahm nun zu Gewaltsmaßregeln seine Zuflucht, indem er die Zugänge des Doms, so oft gepredigt werden sollte, mit Soldaten besetzen ließ, was freilich allerlei Händel herbeiführte, aber den Gottesdienst nicht hinderte. Der Dom war dennoch stets mit Zuhörern überfüllt. Die reformirten Soldaten verfuhren strenge, die lutherischen ließen durchschlüpfen, so viele es nur wagen wollten. An einem Mittwoch vor der Betstunde ging sogar der präsidirende Bürgermeister, Hermann Wachmann, selbst unter dem Rathhause spazieren, um die in den Dom Gehenden zu bemerken, auch mußten auf seinen Befehl die Soldaten wieder viele Kirchgänger zurückhalten.

Ein ganzes Jahr dauerte solches Unwesen, bei welchem es die Lutheraner indeß auch nicht an Thätlichkeiten fehlen ließen und besonders die Pfeiler des Rathhausbogens so häufig mit Schmähschriften wider den Senat beklebten, daß man dagegen Soldaten mit geladenen Gewehren als Wache aufstellte.

Im October 1639 kam ein Vergleich zu Stande, kraft dessen unter einigen Beschränkungen den Lutheranern ihr Gottesdienst im Dom freigegeben ward. Taufen und Copulationen sollten die lutherischen Prediger in der Stadt auch rechtsgültig vornehmen dürfen; aber der reformirte Geistliche, in dessen Pfarrsprengel die Handlung geschah, mußte daneben seine Gebühren erhalten. Trotz des Vergleiches wurde aber die Scheidung zwischen den Bekennern beider Confessionen noch größer als vorhin. Mehrere Aemter und Zünfte verbanden sich, nur reformirte Meister aufnehmen zu wollen, und in den Senat konnte, wie schon früher erwähnt, bis 1802 kein lutherischer Bürger gewählt werden. Da der Vertrag mehrfach überschritten wurde, so entstand ein fortwährend feindseliges Verhältniß zwischen der Stadt und dem Erzbischof, bis im Jahre 1644 die heranrückenden Schweden den letztern nöthigten, sein Erzstift zu verlassen. Die Schweden zogen die erzbischöflichen Güter bald ein,

und Friedrich, Bremens letzter und neunundvierzigster Erzbischof, bestieg nachmals den dänischen Königsthron.

Der Senat hatte wol vorzüglich deßhalb wider seine Bestrebungen geeifert, weil der Argwohn nahe lag, daß er durch den lutherischen Gottesdienst im Dom zu viel Einfluß auf die Bürgerschaft gewinnen und die Reichsunmittelbarkeit gefährden möchte, und eine solche Befürchtung war nicht ohne haltbaren Grund. Seitdem das Erzstift von protestantischen Erzbischöfen regiert wurde, trachteten diese, — neidisch auf den Flor Bremens und begierig, die Stadt ihren Staaten einzuverleiben, — zu verhindern, daß Bremen Sitz und Stimme auf dem Reichstage habe. War es doch derselbe Erzbischof Friedrich, Prinz von Dänemark, der geradezu widersprach, als Kaiser Ferdinand III. die Stadt einlud, am 26. Mai 1640 ihren Abgeordneten auf dem Reichstage zu Regensburg erscheinen zu lassen. Berücksichtigt man dies, so verliert sein Streben, den Dom nach 77jähriger Schließung dem lutherischen Gottesdienst wieder zu eröffnen, viel von seinem sonst ehrenwerthen Beweggrunde. Der Reichsunmittelbarkeit der Stadt erwuchs aber nach dem Abschluß des westphälischen Friedens, der dem langen Kriege in Deutschland ein Ende machte, eine andere, wirklich drohende Gefahr, welche nun geschildert werden soll.

Durch den westphälischen Frieden, der im Jahre 1648 am 14. October zu Münster abgeschlossen ward, erhielt die Krone Schweden unter andern Entschädigungen an Land und Geld auch die beiden geistlichen Herrschaften, das Erzstift Bremen und das Bisthum Verden, unter dem Titel von Herzogthümern. Dabei war jedoch ausdrücklich bemerkt, daß die Stadt Bremen samt ihrem Gebiet im Besitz aller geistlichen und weltlichen Rechte und Freiheiten bleiben solle, die ihr bis dahin, als ein, dem deutschen Reiche unmittelbar untergeordnetes Glied, zuerkannt worden wären. Aus Freude über den endlichen Frieden feierte man denn auch am 18. Februar 1649 ein großes Dankfest, hielt in den Kirchen der Stadt und des Gebiets feierlichen Gottesdienst und lösete am Abend die Kanonen auf dem Walle. Aber bald zeigte Schweden das Gelüste, die ansehnliche Handelsstadt unter seine Herrschaft zu zwingen, indem es veranlaßte, daß der Statthalter in den Herzogthümern, ein Graf Königsmark, einen Theil des Stadtgebietes, die Aemter Blumenthal

und Bederkesa, besetzte und die Burg an der Lesum befestigte. Solches geschah 1652.

Als die Schweden im April 1653 den bremischen Flecken Lehe an der Weser unerwartet mit Gewalt an sich rissen, nahmen die Bremer 4000 Mann, Reiter und Fußknechte, welche sie den bewaffneten Bürgerkompagnien zugesellten, in Sold. Der Kaiser erließ darauf gegen die Krone Schweden und insbesondere gegen den Grafen Königsmark bestimmte Befehle wegen Erhaltung der Ruhe; aber dennoch fuhren die Schweden fort, zum Nachtheil der Stadt Bremen zu handeln. Dazu gab es in der Stadt Verräther, die im schwedischen Solde standen. Als solcher wurde sogar der Aeltermann Burchard Lösekannen dem Rathe angezeigt, der ihn am 21. April 1654 verhaftete.

Der Verdacht des Stadtverrathes hatte schon längere Zeit auf Lösekannen geruht, weßhalb man ihn auch vom Schütting gewiesen hatte; indeß fehlten bis dahin offenkundige Beweise. An dem erwähnten Tage besetzten unversehens sechzehn Söldner die Eingänge seines Hauses, das an der Obernstraße, Ecke der Kreienstraße lag. Dies überraschte Lösekannen und dessen Frau so sehr, daß beide in ihrem Benehmen auffallende Aengstlichkeit und Verwirrung blicken ließen. Es heißt, daß Lösekannen, beim Schreiben eines höchst verdächtigen Briefes betroffen, durch den Anblick der Gerichtsherren, welche in sein Zimmer traten, fast ohnmächtig wurde. Der Secretair Tido Henrich von der Lith belegte sämtliche, in dem Hause des Aeltermanns vorhandenen und aufgefundenen Bücher und Schriften mit Beschlag, worauf sie versiegelt auf das Rathhaus geschafft wurden. Lösekannen und Frau blieben von den Söldnern strenge bewacht. Der Rath verfügte also vorläufig Haussuchung und Hausarrest.

Nachdem am andern Tage die vorgefundenen Papiere mit der größten Sorgfalt eingesehen waren und aus ihnen der Verdacht gegen Lösekannen sich hinreichend bestätigte, so wurde derselbe in der Nacht vom 23. April durch die Wache, die ihn bis soweit im eigenen Hause gefangen gehalten hatte, nach dem Zwinger gebracht, wo die sogenannte Böhmenkammer seine Gefängnißzelle ward. Der gegen ihn eingeleitete Proceß fand ein schnelles Ende. Die Anklage lautete auf Hochverrath, und aus Furcht vor der Folter räumte er bald das ihm zur Last gelegte Verbrechen ein. Er hatte den Schweden von allen Vorgängen in der Stadt stets genaue Kunde gegeben, als Gegner des Rathes

diesen letztern und die Bürgerschaft geschmähet und sich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die Stadt in die Hände der ersteren falle. Wie er selbst erklärte, war das Alles geschehen, um sich zu einem großen Manne emporzuschwingen.

Also war es wieder falscher Ehrgeiz, der einen bremischen Bürger verleitete, seinen der Obrigkeit geleisteten Eid zu brechen; den Versuch zu wagen, die Stadt fremder Botmäßigkeit unterzuordnen. Lösekannen hatte aber auch als Aeltermann noch besonders geschworen, keinen Briefwechsel mit den Feinden der Stadt führen zu wollen und ohne der übrigen Aelterleute Wissen in keine auswärtige Verbindung zu treten. Demnach war er des Meineides doppelt schuldig.

Am 10. Mai erkannte das Gericht über ihn das Todesurtheil. Es sollten ihm erst die beiden Schwurfinger an der rechten Hand abgehackt werden und darnach die Hinrichtung durchs Schwert erfolgen. Noch an dem nämlichen Tage lasen die beiden Kamerarien Tieling und Koch ihm in seinem Kerker das Urtheil vor.

Burchard Lösekannen war ein geborner Bremer, hatte die Rechtswissenschaft studirt und stand allgemein in dem Rufe eines thätigen gewandten Geschäftsmannes. *) Seine Verurtheilung, die übrigens in damaliger Zeit noch für außerordentlich milde galt, — denn nach dem alten Gesetz hätte er als Hochverräther verbrannt werden müssen, — erregte dem Senate doch mancherlei Bedenken. Er fragte die Männer, welche mit der Untersuchung des Vergehens beauftragt gewesen waren, ob sie es auf ihren Eid nehmen könnten, daß Lösekannen wirklich des angeklagten Verbrechens überwiesen und schuldig befunden sei. Erst

---

*) Einige Zeit vor seiner Verhaftung verfaßte Lösekannen mehrere Beschwerden Namens der Bürgerschaft, welche die Aelterleute und andere angesehene Männer auf dem Schütting unterzeichneten. Es hieß in der Schrift, die Stadt sei in eine bessere Verfassung wider äußere Gewalt zu setzen, das Gerichtsverfahren bedürfe einer Verbesserung, manche Unordnungen bei der Verwaltung des gemeinen Gutes seien abzuschaffen, das Polizeiwesen sei mangelhaft und auf Erhaltung alter, bürgerlicher Rechte müsse sorgsamer geachtet werden. Der Senat, fügt Storck diesen Bemerkungen bei, erkannte zwar die Absicht solcher Beschwerden als billig an, indessen wurde Alles eine Reihe von Jahren hingehalten. Mehrere der bedeutendsten Bürger, die sich bei jener Eingabe eifrig gezeigt hatten, wurden bei Vacanzen nach und nach in den Rath aufgenommen und so beschwichtigt.

nachdem diese Frage bejaht war, trat der Rath aus der Wittheitsstube, und verfügte sich an die Gerichtsstätte. Der Kamerar mußte dem Scharfrichter befehlen, den Verurtheilten aus dem Zwinger zu holen.

Lösekannen ward alsobald herbeigeführt, sein Bekenntniß und sein Todesurtheil aus dem Munde des Secretairs noch einmal zu vernehmen. Er trug eine einfache, schwarze, rittermäßige Kleidung. Als er vor den Richtern stand, nahm er seine Kopfbedeckung, ein schwarzes Barret, in die Hand und unter demselben zeigte sich ein rothes Käppchen von Saffian. Als ihm das zerbrochene Stäbchen nach herkömmlicher Form vor die Füße geworfen war, knieete er nieder, um die Gnade flehend, ihn mit dem Abhauen der beiden Finger zu verschonen, dabei nahm er auch das erwähnte, rothe Käppchen ab. Da indeß sein Urtheil so schon gemildert war, konnte ihm keine weitere Gnade gewährt werden.

Man führte ihn vom Rathhause auf das Schaffot, welches zwischen dem Pranger und der Rolandsäule errichtet worden war. Die beiden Vorderfinger seiner rechten Hand wurden, mit einem Faden zusammengebunden, auf den Block gezogen und mittelst aufgesetzten scharfen Meißels von der Hand getrennt. Er wollte ohnmächtig zusammenbrechen, aber der Scharfrichter zückte rasch das Schwert, das Haupt fiel, sein Leben hatte geendet. — Die Knechte des Scharfrichters warfen den Leichnam nebst dem Kopfe und den Fingern in einen bereit gehaltenen Sarg und verrscharrten ihn auf dem Armensünder-Kirchhofe (alten Michaelis Kirchhofe) außerm Ansgarithore unter einem Kreuzwege.

Wir bemitleiden den Unglücklichen, der, wie es fast scheint, in thörichter Verblendung befangen, vom Ehrgeiz gestachelt, im Grimme handelte; weil seinem Wirken zum Wohle der Vaterstadt keine einflußreichere Stelle beschieden war. Er hatte Gutes stiften wollen und es nicht durchführen können; aber wurde er zum Verräther. Anstatt als echter Republikaner auf seinem Posten ruhig auszuharren, in seinem Kreise die Pflichten des besten Bürgers zu erfüllen, gelüstete es ihn nach Höherem, und er betrat den Weg des Verderbens. Ein edler Charakter war er, wie sich aus seinen Handlungen ergiebt, nicht. Doch hat er seinen ewigen Richter längst gefunden und wir rufen deßhalb auch seiner Asche ein „Friede!“ zu.

Die Feindschaft mit den Schweden dauerte fort. Im Juni brachte ein glücklicher Ausfall die Bremer in den Besitz der Schanze zur Burg, sowie der zu Vegesack; auch gelang es, die Stadt Verden zu brandschatzen und Thedinghausen zu erobern. An dem letztgenannten Orte hielten sich die schnellen Sieger aber so lange auf, daß die Schweden sie einholten. Beim boller Holze entspann sich ein heißer Kampf, in welchem die Bremer mit einem Verluste von 180 Mann unterlagen.

Nach drei Monaten, im September desselben Jahres, eroberte Graf Königsmark die Burg an der Lesum wieder und traf alle Anstalten, die Stadt Bremen selbst anzugreifen. Das Gerücht von diesem Vorhaben trug sich bald weiter. Am folgenden Tage kam es in Bremen in Umlauf, und als des vom Senat angeordneten großen Buß- und Bettages wegen die meisten Leute in den Kirchen waren, hieß es plötzlich, die Schweden seien durch das Stephanithor schon in die Stadt gedrungen. Das bewirkte eine gewaltige Aufregung und aufs Neue verbreitete sich das Geschrei, daß Verräther in der Stadt seien. Man war sogar geneigt, den Bürgermeister Statius Speckhahn als einen solchen zu bezeichnen. Viele Bürger holten ihre Waffen und stürmten auf das Rathhaus, wo der Senat sich versammelt hatte. Es bedurfte einiger Anstrengung, der tobenden Menge begreiflich zu machen, daß Alles nur blinder Lärm sei und man ruhig wieder nach Hause gehen könne.

Der Graf Königsmark unterließ den Angriff auf die Stadt, weil unterdeß durch Vermittlung benachbarter Städte und Fürsten erst ein Waffenstillstand und dann im November ein Vergleich abgeschlossen wurde, der die vollständige Abtretung von Lehe und Bederkesa an Schweden zur Folge hatte. Auch entsagte Bremen der Landeshoheit über das Amt Blumenthal und das Gericht Neuenkirchen. Die Streitfrage über die Reichsunmittelbarkeit der Stadt ward zum Gegenstande weiterer Verhandlungen bestimmt, doch empfing der schwedische Bevollmächtigte, Schering-Rosenhahn, am 6. December die Huldigung für seinen König, weil derselbe die landesherrlichen Rechte des früheren Erzbischofs in vollem Umfange beanspruchte und seine Kriegsmacht den Ansprüchen Geltung verschaffte.

Der Senat konnte sich aber über die Lage der Stadt nicht beruhigen, da neue Friedensstörungen vorauszusehen waren; deßhalb

forderte er die Bürgerschaft, Mann bei Mann, in die Pfarrkirchen, wo Jedem die Frage vorgelegt wurde, ob er bereit sei, in der bevorstehenden Gefahr Gut und Leben für die Stadt zu opfern. Es heißt, daß ein freudiges, begeistertes „Ja!“ die allgemeine Antwort war. Darnach traf der Senat alle nöthigen Vorkehrungen zur nachdrücklichsten Vertheidigung der Stadt für den Fall, daß die Schweden einen Angriff wagen würden; ordnete auch Buß- und Bettage an, um den Schutz des Himmels gegen alle Gewaltmaßregeln der Feinde herabzuflehen. Mancherlei Zwischenfälle und der Versuch, durch geeignete Unterhandlungen in Güte mit der Krone Schweden sich abzufinden, verzögerten zwar die drohende Gefahr, beseitigten sie aber nicht gänzlich.

Am 29. August 1666 rückten die Schweden, an 7000 Mann zählend, heran, versicherten sich des Wartthurms und Kattenthurms und schlugen zwei Schiffsbrücken über die Weser, die eine ober-, die andere unterhalb der Stadt. General Wrangel, der feindliche Heerführer, nahm sein Standquartier in Habenhausen. Das Dorf Woltmershausen ließen die Bremer niederbrennen, damit der Feind es nicht besetzen könne.

Den 2. October nahm die Beschießung der Stadt ihren Anfang, jedoch ohne erheblichen Erfolg; wohingegen die Bremer von den Wällen herab durch ihre Kanonen, sowie durch wohlgeleitete Ausfälle dem Feinde manchen Schaden zufügten; auch schossen sie mit glühenden Kugeln unter die Schweden. Der Belagerung wurde indeß bald ein Ende gemacht, da Kaiser und Reichsfürsten Unterhandlungen anknüpften und schon am 15. November desselben Jahres den Frieden zwischen Bremen und Schweden herbeiführten. Die Reichsunmittelbarkeit blieb Bremen vor der Hand gesichert, wenngleich die Beschränkung festgesetzt wurde, sich in Geschäften mit Schweden des Titels „Reichsstadt“ zu enthalten. Wrangel zog darnach mit seinem Heere den 20. November ab, worauf die Bremer Haus und Garten des gewesenen Bürgermeisters Statius Speckhahn, der später Staatsrath in schwedischen Diensten war, plünderten und denselben wieder öffentlich einen Verräther nannten. Der Senat mußte ihm indeß später den erlittenen Schaden vergüten.

Im folgenden Jahre, am 8. Juli, hielt der königlich schwedische Reichsfeldherr Wrangel mit großem, glänzendem Gefolge seinen

feierlichen Einzug in Bremen. Er hörte den andern Tag im Dom die Huldigungspredigt, worauf er nach dem Rathhause fuhr, um dort noch einmal von Senat und Bürgerschaft die Huldigung für die Krone Schweden entgegenzunehmen. Es gab dann mehrere Tage nach einander festliche Schmausereien. Erst am 13. Juli kehrte Wrangel mit seinem Gefolge unter einer Ehrensalve von 35 Kanonen aus dem Osterthore ins Herzogthum zurück. Das Verhältniß der Stadt zu Schweden war fortan ungefähr dasselbe, wie es zuletzt zwischen ihr und den Erzbischöfen bestanden hatte. Der Huldigungseid gegen Schweden hinderte nicht, auch dem Kaiser Treue zu schwören.

*

* *

Bevor mit diesem Abschnitte die Darstellung der wichtigsten Ereignisse für Bremen, welche dem siebzehnten Jahrhundert angehören, schließt, bleibt noch nachträglich zu erwähnen, daß Bremen 1652 auch in die Reichsacht fiel. Die Ursache war der Ungehorsam gegen Kaiser und Reichstag, als von diesen der Befehl gekommen war, daß die Schiffe, welche die Weser heraufkämen, bei Elsfleth anlegen müßten, um dem Grafen zu Oldenburg für die Unterhaltung der kostbaren Deiche einen Zoll zu entrichten, und die Stadt sich dessen beharrlich weigerte. Der kaiserliche Herold, von Delmenhorst kommend, heftete die Schrift, auf welcher die Acht geschrieben stand, vor Wartthurm an einen alten Weidenbaum, da ihm die Bremer nicht gestatten wollten, die Ochum zu überschreiten und in die Stadt zu kommen, unter dem schlauen Vorwande, ihn vor Mißhandlungen von Seiten des Pöbels nicht schützen zu können. Als im folgenden Jahre sich die Bremer der Nothwendigkeit gefügt hatten, nahm der Kaiser die Acht zurück.

Der Streit über die Anlegung des elsflether Zolles begann schon in den Jahren 1562 und 1565, und war der berühmte oldenburgische Graf, Anton Günther, besonders persönlich bemüht, vom Reiche die nöthige Bewilligung zu erlangen. Er stellte sowol dem Kaiser als den Kurfürsten vor, wie sein flaches Land, vom Meer und Flüssen stets bedroht, kostbarer Deiche bedürfe, wenn nicht, wie schon oft geschehen, ganze Landstrecken mit Städten, Dörfern und ihren

Bewohnern ein Raub der Wellen werden sollten. Ja es sei zu befürchten, daß ohne diese kostbaren Anstalten mit der Zeit ganz Niedersachsen größtentheils von der Nordsee verschlungen und so das ganze deutsche Reich bedeutender Abnahme ausgesetzt sein werde. Zur Abwendung der Gefahr wären schwere Ausgaben erforderlich, die am füglichsten durch einen Zoll auf der Weser zu decken sein möchten.

Auf solche schlaue Vorstellungen erfolgten Besichtigungen an Ort und Stelle durch kaiserliche Commissarien, und trotz fortgesetzten und hartnäckigen Widerspruchs der Stadt Bremen die Erlaubniß zur Anlegung des Zolles. Einmal wollten die Bremer in runder Summe 100,000 Thaler bezahlen, den lästigen Zoll abzukaufen, der in den letzten Zeiten seines Bestehens (er ward erst 1820 aufgehoben) den fünften Theil aller oldenburgischen Staatseinkünfte ausmachte. Charakteristisch war es, daß die Kurfürsten unter der Bedingung den Zoll bewilligten, daß ihre Landesunterthanen ihn nicht zu zahlen brauchten. Bremen sollte also allein die Kosten decken, welche erforderlich waren, das Land Oldenburg vor einem etwaigen Untergange zu schützen. Ein wunderliches Ansinnen!

---

37. Drangsale der Stadt im siebenjährigen Kriege.

Je mehr wir uns der Neuzeit nähern, desto reichhaltiger fließen die Quellen, aus welchen sich der Stoff für die Darstellung des Vergangenen schöpfen läßt, aber die Begebenheiten verlieren immer mehr jenen Character, der die Erzählungen aus früheren Jahrhunderten für uns so anziehend und lehrreich macht. Die Blitzfunken, sagt Storck, dessen Gedanken wir hier zunächst folgen, welche aus den Reibungen der Leidenschaften sprühen und die Tiefe und Höhe der Menschheit in raschen Lichtern erscheinen lassen, bilden den großen Reiz alterthümlicher Geschichten. Das offene Gegeneinanderstreben der Leidenschaften, der Kampf der Unterdrückten gegen die Uebermacht, des Rechts gegen das Unrecht hatte sich in dem Zeitraume, aus

welchem wir jetzt eine Hauptperiode zu schildern haben, in ein sorgsames Verwahren und Beobachten verloren. Die schroffen Gegensätze zwischen Staat und Kirche waren seit der Einführung der Reformation; seitdem die weltlichen Regierungen das Oberaufsichtsrecht über die Kirche sich mehr oder weniger zueigneten, auf deutschem Boden fast überall verschwunden. Viele geistliche Herrschaften waren aufgehoben, und auch in Bremen war ein Erzbischof längst nicht mehr vorhanden. Der Bürgerstand hatte seine alten, ritterlichen Tugenden, Waffenehre, gepaart mit Muth und Tapferkeit, nicht mehr aufzuweisen; er dünkte sich nur noch groß in der Erinnerung an die Thaten seiner Ahnen, soweit dieselbe ihm noch verblieben war. Der Stumpfsinn unter den mittlern und untern Volksklassen war damals hin und wieder so groß, daß man von den Stammverhältnissen und der Nationalität der Deutschen keine Vorstellung mehr hatte, sondern, durch das fleißige Lesen der Bibel darauf hingeleitet, glaubte, daß das deutsche Volk von den Juden abstamme. Alle Lebensverhältnisse, so bunt und verworren sie manchmal auch sein mochten, entbehrten der romantischen Färbung des Mittelalters. Die langweilige Zeit der Reifröcke, Allongeperücken, des Zopfes und des Spießbürgerthums hatte begonnen. Nach dem westphälischen Frieden war mit der Einführung stehender Heere nicht allein der letzte Rest des Ritterthums vernichtet, sondern auch der Freiheitsstolz und das Kraftgefühl der wehrhaften Bürger hinter den festen Mauern der Städte gebrochen. Die schirmenden Wälle der ehrwürdigen Volksburgen kamen in Verfall, die breiten, wasserreichen Gräben um dieselben versumpften. Alte, abgelebte Söldlinge versahen unter dem Namen Stadtsoldaten die nöthigen Wachtdienste, Söldlinge schlugen die Schlachten. Als Ueberbleibsel der alten Waffenschaaren besteht in den Städten allerdings noch eine Bürgergarde, aber dies sind Krüppelsoldaten, die nur mit den Waffen spielen und ein Gegenstand des Spottes werden. Kein freier Bürger zieht ferner mehr hinaus ins Feld, weder zum eigenen Schutz, noch benachbarten Städten zur Hülfe. Des Bürgers Ruhm bleibt hinfort nur der, ein tüchtiger Kaufmann, oder ein fleißiger, sparsamer Handwerker zu sein. Es ist Ebbezeit eingetreten! N i c h t im t h a t k r ä f t i g e n H a n d e l n, nur im L e i d e n e r s c h e i n t der B ü r g e r noch g r o ß. Unter Umständen eine traurige Größe!

Haben wir hiermit den Character der Zeit, dem dieser Abschnitt angehört, in einigen kurzen Zügen hinzustellen versucht, so laßt uns nun zu den wichtigsten Ereignissen selbst übergehen!

Die so viel angefochtene Reichsunmittelbarkeit der Stadt Bremen war endlich im Jahre 1721 von Georg dem Zweiten, König von England und Kurfürst von Hannover, aufs bündigste anerkannt. Sein Vorgänger hatte sechs Jahre früher die Herzogthümer Bremen und Verden von Dänemark für 600,000 Thaler gekauft. Die Dänen hatten nämlich im Kriege mit Karl XII., König von Schweden, beide Herzogthümer besetzt, *) und sie deßhalb wieder losgeschlagen, weil sie Zweifel hegten, auf die Dauer das leicht Eroberte behaupten zu können. Zwar suchte Karl XII. die Rechtsgültigkeit jenes Verkaufes anzufechten, konnte aber troß des Aufrufes zur Einsprache, den er an alle europäischen Höfe ergehen ließ, nichts ausrichten. Nach seinem Tode schloß die Krone Schweden einen Vertrag mit Hannover ab, in Folge dessen eine Million Thaler in feinen ⅔ Stücken und später anderer Forderungen wegen noch 90,000 Thaler nachgezahlt wurden.

Bremen führte von da an den Titel „freie Reichsstadt“ unverkümmert; mußte jedoch in einem Vergleich von 1741 das Amt Blumenthal und das Gericht Neuenkirchen an Hannover als völliges Eigenthum abtreten, deßgleichen die hohe Gerichtsbarkeit über die Dörfer Mittelsbühren, Niederbühren, Grambke, Mohr, Oslebshausen, Wasserhorst, Wumsiehl, Niederblockland und einen Theil der Dorfschaft Vahr, wogegen ihm der Hafen und die niedere Gerichtsbarkeit über den Flecken Vegesack als Eigenthum verblieb. Volle Landeshoheit behielt die Stadt über die Dörfer der vier Gohen und das Gericht Borgfeld, ebenso verblieb ihr das Patronatsrecht in den Kirchen und Schulen der abgetretenen Dörfer, wie auch im Amte Blumenthal und dem Gericht Neuenkirchen. Endlich machte Bremen sich verbindlich, niemals ein Bündniß wider den König von Hannover oder dessen Unterthanen eingehen zu wollen. Am 7. Juni des folgenden Jahres huldigte die Stadt durch vier Abgeordnete, Herren des Rathes, dem

---

*) Die Vertreibung der Schweden aus den Herzogthümern gelang sehr rasch, besonders, weil das Landvolk, des Drucks der Fremdlinge müde, voll Erbitterung zu den Waffen griff, und die Operationen der Dänen unterstützte.

kaiserlichen Gesandten, Grafen von Bunau, als unmittelbare freie Stadt des heiligen römischen Reiches. Kaiser Karl VI., welcher den Bremern persönlich sehr gewogen war, empfing ein Ehrengeschenk von 50,000 Gulden.

In solcher Weise waren die Verhältnisse der Stadt längst geregelt, als im Herbst des Jahres 1756 der siebenjährige Krieg anhob, dessen Wirkungen und Folgen auch hier in mancher Hinsicht schwer empfunden wurden.

Anfänglich schien es, als ob das vom Kriegsschauplatz entlegene Bremen weiter keine Kriegslasten zu tragen haben werde, als die Unkosten für die bei einem etwaigen Reichskriege zu stellende Hülfsmannschaft. Diese Hoffnung ward indeß bald vereitelt, als der das nordwestliche Deutschland, namentlich Hannover bedrohenden Franzosen wegen, aus Hannoveranern, Braunschweigern und Hessen, wozu später Preußen und einige kleine Reichsfürsten noch Heeresabtheilungen stellten, in Westphalen und Niedersachsen eine Beobachtnngsarmee gebildet ward.

Als die feindlichen Heere sich allmälig dem bremischen Staate näherten, nahm der Senat, schlimme Ereignisse fürchtend, darauf Bedacht, bei den kämpfenden Mächten die Anerkennung eines neutralen Verhaltens auszuwirken. Bei diesem Vorhaben unterstützte ihn die Krone Dänemark, die damals im Besitze der Grafschaft Oldenburg war, aufs eifrigste; aber es wollte dennoch nicht recht glücken, obwol später, beim Durchmarsche fremder Truppen, manche günstige Bedingung erzielt wurde.

Am 7. April 1757 zog zum ersten Male ein hannövrisches Reiterregiment durch die Stadt, um zu dem Beobachtungsheere zu stoßen, über welches ein englischer Prinz, der Herzog von Cumberland, den Oberbefehl führte. Die Hannoveraner befestigten auch den Uebergang über die Lesum zur Burg wieder, indem sie die alte Schanze aufs Neue herstellten und mit frischen Außenwerken versahen.

Im August verlangte ein Corps Hannoveraner, welches der Schlacht bei Hastenbeck, wo die Franzosen gewannen, entkommen war, den Durchzug durch Bremen, der ihm aber nicht gestattet wurde. Es zog daher vom Steinthore, wo es Einlaß begehrt hatte, wieder ab und nahm seinen Weg um die Stadt nach Burg.

Da den Flüchtlingen ein französisches Heer folgte, so gerieth der Senat in nicht geringe Angst und Besorgniß, wie einem Einrücken der fremden Krieger in die Stadt vorzubeugen sein möchte. Jedenfalls war Wachsamkeit nöthig, damit die Stadt nicht überrumpelt werde. Daher besetzte die Bürgerschaft die Wachen auf dem Walle, wozu sie am Abend, wohlbewaffnet, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele ordentlich aufmarschirte. An eine muthvolle Vertheidigung der alten Wälle gegen feindliche Angriffe dachte man dabei keineswegs, es sollten vielmehr mit jedem fremden Heerführer friedliche Unterhandlungen gepflogen werden. Dieselbe ward nun auch angewandt, als nach etlichen Tagen unvermuthet schnell achttausend Franzosen, Reiterei und Fußvolk, anlangten mit der Anzeige, daß sie das hannövrische Eigenthum in der Stadt, wozu auch der Dom mit seinen Nebengebäuden gehörte, zu besetzen wünschten. Der Senat weigerte den Einlaß hartnäckig, mußte aber nachgeben, als der französische General schweres Geschütz gegen das Ostertor auffahren ließ und mit Beschießung der Stadt drohete. Einige Wachen wurden nun den Franzosen eingeräumt. Der General wohnte bis zum bald erfolgten Abzuge im königlichen, vormals erzbischöflichen, Palatio am Domshof, während seine Truppen in schnell errichteten Lagerzelten, anfangs in der Gegend außerm Osterthore, später im waller und gröplinger Felde lagen. Bei dem Wechsel des Lagerplatzes maschirte das französische Heer über die Contrescarpe um die Stadt.

Im Laufe des Septembers, nachdem die Hannoveraner auch die Burgschanze verlassen hatten und diese von den Franzosen besetzt worden war, erschien der Herzog von Richelieu mit glänzendem Gefolge vor Bremen. Unter dem Donner der Kanonen von den Stadtwällen geleitete ihn eine Deputation des Rathes herein nach der Börse, vor welcher die französischen Grenadiere mit ihrer Fahne im Spalier sich aufgestellt hatten. Im großen Saale der Börse war ein prächtiges Mittagsmahl angerichtet, auch an den beiden folgenden Tagen fanden köstliche Ehrenschmause Statt. Zwei Cürassierregimenter, die zur Bedeckung des Herzogs mitgekommen waren, lagerten bis zum Abzuge unter eigenen Zelten auf dem Altstadtswalle, während die meisten vom Gefolge des Herzogs in den besten Häusern der Neustadt Quartier erhielten.

Nach zwei Tagen räumten sämtliche Franzosen die Stadt; auch verließen sie später das hannövrische Land fast gänzlich, indem sie sich der großen Armee anschlossen, welche unter Anführung des Prinzen von Soubise am 5. November vom alten Fritze bei Roßbach in anderthalb Stunden so entscheidend geschlagen wurde, daß der Volkswitz auf die vollständige Niederlage der Welschen den Reim machte:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopfet auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen!"

Zwar konnten die Bremer den Franzosen ein leutseliges, gefälliges Benehmen nachrühmen, namentlich einigen Anführern; aber dafür hatte die Stadt auch eine große Gastfreundschaft an den Tag gelegt, wie am deutlichsten aus den Geldschulden ersehen wird, von deren Vorhandensein der Senat den Bürgern bald Anzeige machte, wobei er zugleich die Erhebung eines ansehnlichen Schosses beantragte, um das Gleichgewicht zwischen den Ausgaben und Einnahmen des kleinen Staatshaushaltes wieder herzustellen. Da mag mancher friedsame Bürger ein saures Gesicht gemacht haben, als er seine Geldbörse öffnen mußte, das Erforderliche zu zahlen, und dennoch hatte dies erste Jahr der Kriegsunruhen nur das Vorspiel zu längern und größern Unannehmlichkeiten geliefert.

Furcht vor feindlichen Ueberfällen hielt auch das nächste Jahr die Wachsamkeit der bremischen Bürger in steter Spannung, die um so mehr eine beängstigende, sorgenvolle war, als manches unerwartete Ereigniß sie immer neu anregte und keine Erschlaffung aufkommen ließ. Sobald eine gefahrdrohende Annäherung fremder Truppen sich zeigte, verstärkte man die Wachtposten und hielt die Thore der Stadt oft tagelang verschlossen. Besonders verstärkte man die Anzahl der Stadtsoldaten in den Außenposten, die sich beim Wallerbaum, an der Schleifmühle, dem Steinthore und Siel an der Altstadts-, beim Katten- und Wartthurm an der Neustadtsseite befanden. So lange es fror — und der Winter war anhaltend und strenge — zerschlug man täglich in der Mitte auf dem Stadtgraben mit großen Hämmern und Aexten das Eis, ebenso brachte man auf der Weser in der Eisdecke weite Löcher an, die man sorgfältig offen hielt.

Dergleichen Vorsichtsmaßregeln waren durchaus nöthig und bewährten ihren practischen Nutzen, als im ersten Monat des Jahres 1758 ein Haufe Franzosen, mit Aexten bewaffnet, es wirklich versuchte, ins Doventhor einzudringen, was jedoch von den wachthabenden Stadtsoldaten noch so rechtzeitig bemerkt wurde, daß man die Thorflügel schnell schließen und darnach den begehrten Einlaß nachdrücklich verweigern konnte. Am folgenden Tage bemerkte man von den Wällen herab ein heftiges Gefecht zwischen leichten französischen Truppen und hannoverschen Jägern, von denen ein Theil beritten war. Der Kampfplatz war das waller Feld und ein Theil der Vorstadt. Bald schien die eine, bald die andere Partei einen kleinen Vortheil errungen zu haben, bis die Jäger das Feld räumten.

Den 15. Januar besetzten die Franzosen alle Zugänge der Stadt und nahmen auf der Contrescarpe eine solche Stellung ein, die auf die Absicht einer gewaltsamen Besitznahme der Stadt schließen ließ. Unter Androhung der nachdrücklichsten Maßregeln verlangten sie die Oeffnung der Thore. Der Herzog von Richelieu, der sich in Hannover aufhielt, schrieb an den Senat, daß man seinen Soldaten die Besetzung der Stadt gestatten möge, ehe die Hannoveraner kämen, dasselbe zu thun. Der Senat ließ in Eile die Bürgerschaft zusammenberufen, welche sich zu Nichts entschließen konnte; indem einige aus ihrer Mitte für eine kräftige Gegenwehr, andere für die Uebergabe der Stadt stimmten, weil sicherer Nachricht zufolge die Franzosen draußen auf ansehnliche Verstärkung rechnen dürften. Der Senat war auch der letztern Ansicht, die jedoch unter der Einwohnerschaft eine so mißliche Stimmung erregte, daß ein allgemeiner Aufruhr zu befürchten stand, weßhalb denn noch am Abend des nämlichen Tages den Krämern das Verbot zuging, Waffen und Schießpulver zu verkaufen. Um die Mitternachtstunde besetzte schon eine französische Grenadiercompagnie die ihr eingeräumte Wache des Osterthores. Da kam unter den geringern Leuten das alberne Gerücht in Umlauf, daß der Senat die Stadt dem Feinde verrathen wolle. Ohne die gefährlichen Folgen eines gewaltsamen Unternehmens zu bedenken, rottete man sich zusammen und belagerte am nächsten Morgen in hellen Haufen das Rathhaus, auf welchem der Befehlshaber der Franzosen, der Herzog von Broglio, der in Begleitung einer Abtheilung schwerer Reiterei zu persönlicher Unterhandlung mit dem

Senate in die Stadt gekommen war, verweilte. Ein Angriff auf die französischen Reiter ward von diesen gut abgewehrt, indem sie mit ihren Pferden unter den wilden Haufen sprengten, nach rechts und links mit der Flachseite ihrer breiten Säbelklingen tüchtige Hiebe austheilend. Plötzlich erscholl in der Richtung vom Osterthore her der französische Grenadiermarsch durch die Straßen, unter dessen Wirbeln eine starke Abtheilung Fußvolkes heranrückte, um das Palatium zu besetzen, zum Schutze des schon längere Zeit in demselben weilenden französischen Commissairs. Das so schon genugsam erbitterte Volk ward beim Anhören der französischen Trommeln in rasende Wuth versetzt. Mit Stangen, Beilen, Aexten, Knüppeln und andern Nothwaffen griff man die Franzosen an. Der Befehlshaber der Letztern erkannte sogleich, daß er es hier nicht mit dem verständigen Bürger, sondern mit Leuten zu thun habe, bei welchen wenig gesunde Ueberlegung herrschte, auch mochte er im ersten Augenblicke seine Macht zum Kampf wider eine aufgeregte Menge, deren Kopfzahl und Hülfsmittel sich nicht so schnell messen ließ, für zu geringe erachten, daher bat und flehete er in deutscher Sprache, daß Jedermann sich ruhig verhalten möge, und sprach die Versicherung aus, daß weder er noch seine Untergebenen Gewalt oder Unrecht ausüben wollten; wenn er das Palatium besetze, so geschehe das im Auftrage seiner Obern. Er fügte die ernste Drohung hinzu, daß er Gebrauch von der Feuerwaffe machen müsse, wenn man seinen Marsch weiter störe. Da ihm dessenungeachtet der Weg nicht freigegeben wurde, ließ er seine Grenadiere laden und einige Male in die Luft schießen. Das steigerte die Wuth des Volkes und reizte zu neuen Angriffen. Ein französischer Unterofficier, von einem Axthieb auf den Kopf getroffen, fiel betäubt zu Boden, worauf die Franzosen mit scharfen Patronen schossen. Drei Männer und eine Frau, von der es hieß, daß sie dem Unterofficier jenen Axthieb versetzt habe, sanken sogleich todt nieder, manche Andere wurden lebensgefährlich verwundet. Nach solchem Vorgange floh Alles in größter Bestürzung.

Ein nicht unbeträchtlicher Haufe des Volkes beabsichtigte jetzt einen Sturm auf das Zeughaus, in der Meinung, daß solches leicht gelingen werde, weil dasselbe nur von einigen städtischen Artilleristen bewacht sei, dann komme man doch zu Waffen und Munition. Wie erstaunte man aber, als es sich zeigte, daß auch

dieses Gebäude die Franzosen mittlerweile schon besetzt hatten. Vor jedem Eingange des Zeughauses stand eine mit Kartätschen geladene Kanone und daneben ein Artillerist mit brennender Lunte. Das sah denn doch den Meisten zu gefährlich aus, man machte eine bedenkliche Miene, als überlege man einen Augenblick, was das rathsamste sei, darnach aber verloren sich allmälig die Haufen unter Fluchen, Schimpfen und Drohungen. Die Begebenheit endete damit, daß eine zahlreiche französische Besatzung bei den Bürgern einquartiert wurde.

Nach und nach füllte sich die Stadt so mit Franzosen an, daß man sie sogar in öffentliche Gebäude, als Armenhaus, Börse, Gymnasium, Domschule u. s. w. unter Dach brachte. An 1500 Mann zogen täglich auf Wache. In der Neustadt legten sie ein Lazareth an und der Schuldthurm vor dem Ansgarithore mußte ihnen zum Gefängniß eingeräumt werden.

Unterdeß rückten die Hannoveraner nebst ihren Verbündeten der Stadt immer näher, daher führten die Franzosen, allen Verträgen zuwider, aus dem hiesigen Zeughause viele Kanonen, und pflanzten sie auf die Altstadtswälle, um sie bei Vertheidigung der Stadt zu gebrauchen. Die Bürger sahen mit bangem Herzen trüben Ereignissen entgegen. Da gaben die Franzosen, als ein Eilbote die Nachricht vom siegreichen, raschen Vordringen des Feindes gebracht hatte, plötzlich den Gedanken auf, sich in Bremen zu vertheidigen, weil sie fürchteten, von der in Westphalen stehenden Hauptarmee abgeschnitten zu werden.

Am 24. Februar des Morgens 9 Uhr schlugen die französischen Tambours durch alle Straßen der Stadt Generalmarsch. Die Soldaten eilten marschfertig nach ihren Sammelplätzen, die Herzen der Bürger wurden erleichtert, klopften freier, freudiger. Gegen Mittag zogen die einzelnen Regimenter, von welchen mancher Deserteur sich hie und da versteckt hielt, um ihre Fahnen geschaart, unter Trommelschlag in solcher Eile zum Buntenthore hinaus nach Wildeshausen, daß binnen ein paar Stunden die Stadt von ihnen geräumt war. Eine Schildwache auf dem alten Walle hatte man sogar abzulösen vergessen. Vom Senat hatten sich die abziehenden Franzosen das Versprechen geben lassen, noch zwei Stunden nach dem völligen Abzuge die Stadtthore verschlossen zu halten, wofür die beabsichtigte Zerstörung der großen Weserbrücke unterblieb. Das Versprechen ward treulich gehalten.

Die Befürchtung der Franzosen, daß die hannoverschen leichten Truppen, Jäger und Husaren, ihnen bald nahe sein und den Nachtrab angreifen würden, war wohlbegründet gewesen. Schon gegen Abend desselben Tages erschien der Vortrab der Hannoveraner auf der Contrescarpe der Altstadt mit dem Begehren, daß man sie durch die Stadt ziehen lasse. Anfänglich konnte und später wollte man ihrem Verlangen nicht willfahren. Erst gegen 2 Uhr Morgens, am 25. Februar, ließ man sie durch ein Thor herein. Sie eilten den Franzosen sofort nach, holten den Nachtrab ein, schlugen denselben, machten einige Gefangene und ansehnliche Beute, welche nach ein paar Tagen am Steinwege (Buntenthorssteinwege) wohlfeil verkauft wurde. Den Nachmittag zwei Uhr füllten die Räume des Domshofes an 4000 Mann hannoverscher Soldaten. Das Fußvolk erhielt in der Alt- und Neustadt bei den Bürgern Quartier, die Reiterei legte man in die Vorstädte. Zugleich ging vom hannoverschen General der Befehl aus, bei Vermeidung militärischer Execution, binnen drei Tagen ein bedeutendes Quantum von Lebensmitteln unentgeltlich nach Hoya zu liefern, auch sollten einige angesehene Leute als Geißeln gestellt werden. Solchen Maßregeln gegenüber kam es in unserer Bürgerschaft denn doch zu herzhaften Beschlüssen, die indeß nur eine Verzögerung, nicht aber eine Beseitigung des Anbefohlenen zur Folge hatten, ja, am Ende verlangte der Oberbefehlshaber der verbündeten Armee *) noch viel mehr und die Lieferung nahm ihren Anfang.

Hannover handelte offenbar vergeltend, weil die Stadt einige Male französische Heere beherbergt hatte, wollte deßhalb vom Senate auch durchaus das Versprechen haben, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß, welche, wie leicht einzusehen, nie gegeben wäre, feindliche Truppen aufzunehmen; wogegen es selbst berechtigt sein wollte, jederzeit die Stadt besetzen zu dürfen. Das war ein Eingriff in das Recht Bremens, als freie Reichsstadt selbständig zu handeln. Hätte der Senat darein gewilligt, so würde Hannover wahrscheinlich später die Befugniß daraus hergeleitet haben, über Bremen eine gewisse Oberhoheit auszuüben. Dies begriffen Senat und Bürgerschaft sehr wohl und sträubten sich daher aus allen Kräften gegen ein solches Versprechen. Die Zusicherung empfing Hannover aber doch, daß man

*) Herzog Ferdinand von Braunschweig.

mit gutem Willen keine fremde Macht aufnehmen wolle, was auch bis dahin ja nicht geschehen war.

Im Laufe des Sommers kam der Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Cassel mit Begleitung als Flüchtling nach Bremen, wo man ihn mit gebührenden Ehren aufnahm. Er wohnte über ein halbes Jahr im königlichen Palatio am Domshofe.

In den letzten Wochen des Jahres 1758 besetzten die Bürger wieder die Wälle. Jeden Abend zogen zwei Compagnien mit klingendem Spiele auf. Der Senat legte der Bürgerschaft ein Schuldregister von mehr als 250,000 Thalern vor.

Das neue Jahr begann mit Klagen über die vielen schlechten Münzsorten, welche in Umlauf gekommen waren, wogegen das gute, grobe, vor dem leidigen Kriege geprägte Geld, „für welches die Häuser öffentlich verkauft und auch die Ochsen durchgehends erhandelt würden“, immer seltener werde. Fremde Juden und Nichtjuden wurden als Urheber (Kipper und Wipper nennt sie die alte Chronik) davon erkannt und, soweit sie sich über die Nothwendigkeit und Berechtigung ihres Aufenthaltes hieselbst nicht gehörig auszuweisen vermochten, aus der Stadt gejagt.

Im Juli drangen mehrere Regimenter der verbündeten Armee, nachdem sie den Außenposten beim Kattenthurm überrumpelt, auf listige Weise durch das Buntethor und die Neustadt in die Stadt, wo sie unter dem Commando des hannoverschen General Drewes bei den Bürgern sofort Quartier suchten. Dieser Ueberfall glückte auf folgende Art:

Vor der verschlossenen Barriere des Buntethors erschien des Morgens sehr frühzeitig, „als es noch stark nebelte,“ ein hessischer Officier zu Pferde, in Begleitung seines als Postillion verkleideten Reitknechtes, gab sich für einen Courier aus, der wichtige Depeschen besorgen müsse, und verlangte wegen seines Ausweises mit dem wachthabenden Officier allein zu sprechen. Dieser dachte vielleicht daran, daß der Landgraf von Hessen seit Wochen wieder in der Stadt weile und war daher arglos genug, dem Verlangen des draußen Harrenden nachzugeben. Er geht aus dem Thore, ohne die Zugbrücke hinter sich aufziehen zu lassen. Sofort sprengt der hessische Officier nebst seinem Begleiter auf die Brücke, und die hinter der Barriere versteckt gehaltenen Truppen dringen, nachdem sie mit Leichtigkeit die Stadtsoldaten entwaffnet und die Thorwache besetzt haben, in

großer Anzahl in die Neustadt. Bald schreckt der rasselnde Klang der Trommeln von vier Regimentern der Verbündeten die Einwohner Bremens aus dem Morgenschlummer.

Der kurzen Betäubung, welche die seltene Ueberraschung bewirkt hatte, folgte bald wilder Lärm, planloses Hin- und Herrennen auf den Gassen, Schreien über Verrath und dergleichen. Unterdeß war der Domshof mit den unverhofften Ankömmlingen überfüllt, deren Vertheilung in einzelne Straßen und Häuser, wie oben bereits erwähnt ist, sogleich begann, und mancher Bürgersmann sah sich genöthigt, seinen Morgenimbiß mit einem unvermutheten, hungerigen Gast, der obendrein bis an die Zähne bewaffnet bei ihm einsprach, in Frieden zu theilen.

Der unglückliche Offizier, Johann Georg Meinhard, durch dessen Unüberlegsamkeit und grobe Unvorsichtigkeit der Ueberfall dem Feinde gelungen war, kam ins Gefängniß, starb aber noch vor Beendigung seines Prozesses. Die geringen Leute hatten auf ihn den Verdacht gewälzt, als habe er sich bestechen lassen. Viele würden ihn in der ersten Hitze der Erbitterung gern lebendig zerrissen haben, wenn ihrer Wuth nicht gewaltsam Schranken gesetzt worden wären.

General Drewes verlangte im Namen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der ihm auch den Befehl gegeben hatte, sich mit seinen Truppen auf irgend eine Art der Stadt Bremen zu bemächtigen, damit die Franzosen, welche gleichfalls im Anzuge waren, den Verbündeten nicht zuvorkämen, die Schlüssel zum Zeughause, um die Besatzung in der Citadelle zu Vechta daraus mit der nöthigen Munition zu versehen. Der Senat wollte aber seinem Begehren kein Gehör geben; als man jedoch noch unterhandelte, ließ der General das Zeughaus mittelst Gewalt erbrechen und vorläufig achtzehn Kanonen herausnehmen. Drei Tage später räumten die Hannoveraner das ganze hiesige Zeughaus aus, indem sie alle Kanonen, die noch darin befindlich waren, nach der Schlachte führten, um sie in bereit gehaltene Schiffe (Böcke) zu stellen und fortzuschaffen. Der Krahnmeister hatte Befehl, den Krahn nicht zu öffnen, die Hannoveraner kehrten sich nicht daran und erbrachen ihn gewaltsam. Als sie mit ihrer Beute die Weser hinauffuhren und an die Eisböcke kamen, fanden sie dieselben ebenfalls verschlossen, sie nahmen Aexte und hieben Ketten nnd Balken durch, worauf sie mit Kanonen und Munition

ohne weitere Hindernisse entkamen. Als im August sämtliche fremde Truppen die Stadt räumten, nahmen sie auch noch alle auf unsern Wällen stehende, metallene Kanonen mit. Die herrschende Meinung unter den Bürgern war nun die, daß die Verbündeten es bloß im Sinne gehabt hätten, das mit Kriegsmaterial reichlich versehene Zeughaus zu leeren, was ihnen denn auch vollständig gelungen war.

Das sind die Bilder, welche die Zeit des siebenjährigen Krieges in der Geschichte Bremens aufrollt. Allerdings erscheinen sie unbedeutend, wenn man die furchtbaren Verheerungen dagegen hält, welche derselbige Waffentanz in den Ländern und Städten anrichtete, die so recht die Schaubühne seiner Schlachten und andern Schreckensscenen waren; aber da Bremen an dem ganzen Ereignisse eigentlich kein Interesse haben konnte, so empfand es jene Schicksalschläge immer noch schwer genug. Auch den Handelsinteressen war es damals, so viel wir wissen, ziemlich gleichgültig, ob Schlesien österreichisch oder preußisch hieß. Die Vortheile, welche das eine oder andere abwerfen konnte, wogen sicherlich die Lasten des Krieges, die Bremen unfreiwillig tragen mußte, nicht auf. Doch wir sind noch nicht zu Ende. Die Unbill, welche sogenannte befreundete Mächte gegen Bremen ausübten, dauerten noch länger fort.

Zwei Jahre waren beinahe entschwunden, seitdem aus Bremen und Umgegend die kriegführenden Heere sich entfernt hielten. Da landete im April 1761 bei Lehe an der Weser ein Corps von 5000 Engländern, von welchen ein Theil am 24. desselben Monates in Bremen einquartirt wurde, um als Garnison zu bleiben. Dazu bestimmte der Herzog Ferdinand von Braunschweig Bremen zum Sammelplatz seiner Feldlazarethe, von denen der erste Theil fast gleichzeitig mit den Engländern eintraf. Nur mit Mühe wirkte es der Senat aus, daß die Hospitäler in den luftigeren Vorstädten angelegt wurden. Am Dobben *) errichtete man in aller Eile ein großes hölzernes Haus für die kranken und verwundeten Soldaten. Weil dieses aber nicht alle Kranken fassen konnte, so begehrten die Engländer eine Menge öffentlicher Gebäude in der Stadt, sowie sämtliche Wohnhäuser an zwei Straßen der Neustadt. Schon waren Schritte geschehen

*) Dieser Graben, vom Siel bis zur Schleifmühle, wurde im Jahre 1621 gemacht.

das Verlangte mittels Execution an sich zu reißen, als plötzlich vom Oberbefehlshaber der Armee ein Bescheid eintraf, daß sich die englische Garnison auch in Hinsicht der Krankenpflege den Anordnungen der städtischen Behörden zu fügen habe. Man räumte ihnen die beiden Kirchen der Vorstadt nebst vielen anderen Gebäuden ein, welches meist Gartenhäuser und Sommerwohnungen waren. Der Gottesdienst der St. Rembertigemeinde fand nun längere Zeit in der Johannisklosterkirche Statt. Nachmals nahmen die Engländer doch noch das Armenhaus, das Gymnasium an der Catharinenstraße, das Beguinenhaus im Schüsselkorb (Catharinenstift) in Beschlag. Aus dem erst- und letztgenannten Gebäude jagte man die Insassen heraus, ohne für ein anderweitiges Obdach und Unterkommen zu sorgen.

Die Anhäufung der Hospitäler in Bremen, sowie die zugleich errichteten, wohlgefüllten Magazine erweckten in den Franzosen, die sich noch im Münsterschen befanden, den Wunsch, sich derselben zu bemächtigen. Sie schickten daher in aller Eile über Harpstedt ein fliegendes Corps ab, dem es glückte, mehrere englische Vorposten zu überwältigen und in der Nacht vom 2. zum 3. October bis auf das Buntethor vorzudringen, das beinahe von ihnen eingenommen worden wäre. Hätte den Anschlag Gelingen gekrönt, so würden die Bürger unsägliches Elend über sich haben hereinbrechen sehen. Entweder wäre es zwischen Engländern und Franzosen in den Straßen der Stadt zum hitzigen Gefecht gekommen, oder der schnelle Sieger hätte sich damit begnügt, die nächsten Magazine in Brand zu stecken, wodurch die ganze Neustadt in Flammen aufgegangen wäre. Die Franzosen sollen vier Regimenter gezählt haben. Als die englische Wache ihr Herannahen bemerkt und der Commandant Nachricht davon erhalten hatte, ertönten die Lärmtrommeln durch die ganze Stadt, auch feuerte man auf dem Domshofe eine Kanone ab. Die ganze Garnison kam ins Gewehr. Vom Neustadtswalle aus schoß man aus großen und kleinen Gewehren auf die Franzosen, die sich nun schnell zurückzogen. Eine starke Abtheilung leichter Dragoner verfolgte sie bis Brinkum, wo mit den Nachzüglern ein kleines Gefecht Statt fand, das einen Offizier und zwei Soldaten als Gefangene lieferte.

Nach und nach dehnten die Engländer ihr Lazareth so sehr aus, daß ganz Bremen einem großen Krankenhause glich, und neben solchen

Belästigungen zwangen sie die Bürger noch sogar, die Festungswerke auszubessern und vermehren zu lassen. Solche und ähnliche Tyrannei dauerte bis zum Jahre 1763, in welchem am 28. Februar der auf Schloß Hubertsburg abgeschlossene Vergleich zwischen allen streitenden Mächten Europas den Frieden herbeiführte.

So hatte Bremen abermals durch einen Krieg, der wie schon einmal angedeutet ist, seinen Interessen ganz fremd war, erheblichen Schaden gelitten, dessen Spur nicht leicht verwischt werden konnte. Abgesehen von dem nachtheiligen Einflusse, den eine zahlreiche, fremde Garnison auf die Sittlichkeit eines nicht geringen Theiles der Bevölkerung ausgeübt, war auch in vielen Bürgerhäusern, in denen sonst ein erfreulicher Wohlstand geherrscht hatte, Armuth eingekehrt und aus dem Unvermögen des Staates, alle Gelder, welche hie und da in schwerer Zeit aufgenommen waren, zurückzuerstatten, erwuchs eine stehende Schuld.

Die Freude über den endlichen Frieden war so groß, daß man es für passend fand, ihr durch ein öffentliches Dankfest in allen Stadtkirchen einen allgemeinen Ausdruck zu geben.

Das von den Verbündeten aus dem hiesigen Zeughause genommene Geschütz kam Ende 1763 ziemlich vollständig wieder zurück.

---

38. Bremen in der französischen Zeit.

Wir kommen nun zu einer Periode in der Geschichte unserer Vaterstadt, deren Leid und Widerwärtigkeit in der Erinnerung vieler älteren Personen noch fortlebt; es ist die Zeit der französischen Herrschaft über Deutschland. Jene Zeit, die so tiefe Schmach, so furchtbares Elend auf unser gemeinsames Vaterland wälzte, äußerte ihre Wirkungen auch auf Bremen, und dies in einer Weise, von der Manche behaupten wollen, daß sie nie zuvor ihres Gleichen gehabt habe. Darüber wird sich indeß eine bestimmte Entscheidung nicht leicht treffen lassen, denn es gab andere Zeiten, wie wir gesehen haben, die ebenfalls für Bremen von den verderblichsten Folgen waren; aber an Dauer und unmittelbarem Einfluß auf alle

Verhältnisse unseres kleinen Staates kann ihr wahrscheinlich keine an die Seite gestellt werden.

Da es nicht unsere Absicht ist, eine durchaus vollständige Geschichte Bremens zu liefern, sondern nur die Hauptbegebenheiten aus derselben an einander zu reihen und jede als Bild oder als Skizze, je nachdem Stoff dazu vorhanden, für sich abzuschließen, so übergehen wir wieder dasjenige, was nach der verhängnißvollen Zeit des siebenjährigen Krieges im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts noch vorfiel, als minder bedeutend. Allerdings ließe sich Manches anführen, was Diesem und Jenem vielleicht nicht ganz unwichtig erscheint; aber wir würden unserm einmal befolgten Vorsatze untreu werden, wenn wir eine besondere Aufzählung daraus machten. Es wurde z. B. die 1656 durch einen Blitzstrahl entzündete, bis auf das massive Mauerwerk niedergebrannte Spitze des Domsthurmes im Jahre 1766 in der Gestalt wieder erneuert, welche jetzt noch vorhanden ist, von welcher ein alter Chronist bemerkt, daß der Thurm damit „prange"; ferner führte man im folgenden Jahre die nunmehr wieder eingegangene Thorsperre ein, wovon es in einem alten Berichte heißt, daß die am Ende eines jeden hiesigen Staatskalenders befindliche Thorschlußtabelle lehre, um welche Zeit die Thore Abends geschlossen werden und daß die Einlaßkosten für jeden „Menschen, Kalb, Kuh, Ochsen oder Pferd" zwei Grote betragen. Mehr Interesse dürfte es haben, zu wissen, daß Bremen durch den 1793 erklärten Reichskrieg wider Frankreich, welches den Königsthron gewaltsam gestürzt und sich zu einer Republik erhoben hatte, viel litt. Da kehrte auf einige Jahre das Schicksal wieder, das die Zeit des siebenjährigen Krieges so empfindlich machte, Einquartierung und Verpflegung von Soldaten, die eigentlich keine Feinde sein wollten, sich aber dennoch als solche aufführten. Auf gar schlaue Weise wußte Hannover Truppen in die Stadt zu bringen und als stehende Besatzung geltend zu machen, *) auch Preußen erschienen

*) Am 4. März 1795 überbrachte der Generallieutnant Georg Josua Duplat dem Senate ein Schreiben der königlich hannoverschen Regierung in welchem um die Erlaubniß nachgesucht wurde, daß einige hannoversche Soldaten einen unschädlichen Durchzug durch Bremen halten dürften. Es hieß, daß diese Truppen die Grenzbesatzungen an der Ems verstärken sollten. Senat und Bürgerschaft erklärte, daß solches ungehindert und gern geschehen könnte, willigte auch aus nachbarlicher Freundschaft in

später, sowie unter englischem Schutz stehende französische Emigrantencorps, die fast ohne alle Mannszucht hauseten. Besonders schwer wurden damals die Dörfer des Stadtgebietes mit ihren Fluren heimgesucht. Die Emigranten machten ganz willkürlich Quartier, plünderten die Bauern an Lebensmitteln arm und trieben auf den Feldern einen Jagdunfug, zu welchem es an jeder Berechtigung fehlte.

Sehr unangenehm war es, daß Hannover in Bremen noch immer Eigenthums- und gewisse Hoheitsrechte besaß, auch seinen Vogt hielt, der in Amt und Eigenschaft dem vormaligen erzbischöflichen glich, mancherlei Steuern und Abgaben erhob und des peinlichen Gerichts pflegte. Erst im Jahre 1802 kam Bremen durch einen Reichstagsdeputationsbeschluß in den Besitz aller Liegenschaften, Einkünfte und Rechte, welche Hannover bis dahin in der Stadt besessen hatte, erhielt auch volle Landeshoheit darüber, wogegen dem letztern die vollständige Besitznahme des ehemaligen Bisthums Osnabrück zuerkannt wurde. Da kamen diejenigen Gebietstheile an die Stadt, welche jetzt noch dazu gehören, von welchen aber einige im Jahre 1741 abgetrennt worden waren, wie Hastedt, Vahr, Oslebshausen, Grambke, Burg u. s. w. Die Besitznahme derselben ward mit besondern Feierlichkeiten verbunden.

Laßt euch nun jedoch den am Eingange erwähnten Hauptgegenstand dieses Abschnittes näher führen.

Unter Krieg und Kriegesgeschrei war dem Menschengeschlechte das neunzehnte Jahrhundert aufgegangen. In einer durch mannigfache Noth und quälende Sorge getrübten Gegenwart erschien dem hellersehenden Auge das Feld der Zukunft in Thränenschleier gehüllt,

---

den fernern Antrag Hannovers, einigen Regimentern hier einen Rasttag zu vergönnen und sie deßhalb bei den Bürgern in Quartier zu legen. Der Generallieutnant gab mit Anfügung der Klausel, „so viel ich weiß,“ die schriftliche Versicherung, daß die Truppen der Stadt sonst keine Beschwerde verursachen sollten. Als nun zwei Regimenter angelangt waren und Quartier erhalten hatten, machte Duplat dem Senate die schriftliche Meldung, daß ihm das geheime Kabinet in Hannover ein versiegeltes Schreiben mitgegeben, welches er erst nach erfolgtem Einmarsche in Bremen habe öffnen dürfen. Der Inhalt des Schreibens besagte, daß zur Vertheidigung der königlichen Lande und des ganzen niedersächsischen Kreises es unumgänglich nothwendig sei, Bremen eine Zeitlang zu besetzen, damit eine geregelte Verbindung zwischen den einzelnen Heeresabtheilungen Statt finden könne.

mit Blut geröthet. Frankreich, das schon in und nach dem dreißigjährigen Kriege seine Absicht auf Errichtung einer Weltherrschaft, die mit der Unterwerfung Deutschlands beginnen sollte, deutlich kund gegeben, hielt seit den Schreckensstürmen der Revolution ganz Europa in Furcht und Aufregung. Gegen alle Mächte des Erdtheils, deren Throne gestürzt, deren Staaten Republiken werden sollten, hatten seine Heere gestritten. Ein erster Consul stand an der Spitze der Regierung und der Armeen, ein Mann voll stolzer, auf Herrschaft berechneter Pläne, voll Ruhmbegier und Ehrgeiz. Napoleon Bonaparte, der gewaltige Feldherr, schmückte sich die gedankenreiche Stirn mit dem Lorbeer glänzender Siege und drückte dann, wohl erkennend, daß die Völker noch lange nicht reif genug seien, in Republiken zu leben, das Symbol zur Weltherrschaft, die Kaiserkrone darauf. Bald, nachdem dies geschehen, hatte dem deutschen Reiche die Todesstunde geschlagen. Es hatte seine Glanzperiode längst hinter sich, war alt und schwach geworden, in der Auflösung begriffen, nun sank es ins Grab. Kaiser Franz II. legte am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder.

Schon im Jahre 1802, nachdem ein französisches Heer von Holland aus nach Norddeutschland vorgedrungen war und das Land Hannover besetzt hatte, blockirte England die Mündungen der Elbe und Weser, wodurch der deutsche Seehandel, den die Franzosen ohnehin sehr beengten, gänzlich ins Stocken gerieth. Die sich daraus entwickelnden traurigen Zustände dauerten fort, als Preußen Hannover und auch Bremen besetzte, bis auf mannigfache Bemühungen des Senates im Jahre 1806, nach dem Abzuge der Preußen, eine kurze Aufhebung der Handelsperre erfolgte.

Der Handel wird mit Recht der Lebensnerv Bremens genannt, weil von seiner gedeihlichen Entfaltung der glückliche Zustand aller übrigen Erwerbszweige unbedingt abhängt, darum ging von jeher das Streben der Regierung dahin, ihm eine freie Bewegung zu verschaffen und zu erhalten.

Leider währte die etwas bessere Zeit nicht lange, denn schon am 20. November desselben Jahres ward Bremen von Franzosen gewaltsam besetzt. Der Oberst Clement überfiel, von Verden kommend, die Stadt, welche von ihm, obgleich sie mit Frankreich in Frieden war, als eine eroberte behandelt wurde. Er ließ eine Reihe von

Lieferungen ausschreiben, die Bürger entwaffnen und die öffentlichen Cassen mit Beschlag belegen. Nach einigen Tagen wurde er mit seinen Franzosen abberufen und durch den holländischen General Dümonceau ersetzt. Die Holländer luden durch ihr brutales Benehmen bald den Haß aller Bürger auf sich, namentlich geriethen geringe Leute, die sie besonders grob behandelten, nicht selten mit ihnen in Zank und Schlägerei. Unter andern hört man noch häufig erzählen, wie sie bei einer Exercierübung auf der Bürgerviehweide von den durch den Lärm der Trommel und der Musik in Aufruhr gesetzten Kühe angegriffen und mit Schimpf und Schande vertrieben worden sind, wovon dermalen bei schwerer Strafe kein Mensch öffentlich reden durfte.

Auf die Holländer folgten wieder Franzosen, so daß die Anwesenheit fremder Truppen in der Stadt endlos zu werden schien. Erpressungen aller Art, besonders an Geld, dauerten ununterbrochen fort und übten am Ende einen solchen Druck auf die Einwohner aus, daß aller Wohlstand zerrüttet wurde und zu Grunde ging. Eine Vorstellung wegen dieser Uebelstände von Seiten des Senates beim Kaiser Napoleon, verbunden mit der Bitte um Linderung der drückendsten Lasten, hatte keinen Erfolg.

Im folgenden Jahre stieg indeß die Tyrannei und Härte der Franzosen noch höher und machte sich insonderheit den Krämern und allen Kaufleuten fühlbar, indem man erst ein genaues Verzeichniß alles englischen Waareneigenthums, welches hier entweder in Commission sei oder für englische Rechnung lagere, verlangte; dann drohete, daß es weggenommen werden würde, wofern die Kaufmannschaft sich nicht willig finde, eine namhafte Summe dafür zu erlegen. Um in der Hütung fremden Eigenthums nicht gewissenlos zu scheinen, wenn die Herren desselben späterhin Rechenschaft fordern würden, mußten nach einigen Unterhandlungen über die Größe der zu erlegenden Summe dem Verlangen genügt werden. Das Unrecht, dem ein so freches, schamloses Raubsystem zu Grunde lag, wurde aber bald noch weiter ausgedehnt. Es kam der Befehl vom Kaiser Napoleon, alle Schifffahrt auf der Weser einzustellen, dagegen aber auf Kosten der Stadt eine Werbung von tüchtigen Seeleuten für die französische Marine anzuordnen. Kaum hatten sich die Bürger von dem Schrecken, den ein solcher Erlaß hervorrufen mußte, in soweit erholt, daß sie

ihn als ein Uebel ansehen lernten, das sie nicht zu bannen vermochten, so hieß es, für alle auf hanseatischem Boden befindlichen Truppen hätten Hamburg, Lübeck und Bremen monatlich an Verpflegungskosten 500,000 Francs zu entrichten, auch ward zu gleicher Zeit verlangt, mit dem 1. Januar 1808 den Code Napoleon (das neue französische Gesetzbuch) in den Städten einzuführen. Ein Garnisonwechsel ging vor, indem unter General Bondet eine andere Besatzung einrückte, die neue Auflagen brachte. Im Februar 1809 zog die französische Division ab, und es kam nun eine Division Holländer unter General Gratien wieder.

Im Mai, als die französische Besatzung gerade sehr schwach war, lief plötzlich die Nachricht ein, der bekannte preuß. Major v. Schill richte mit seinem Freicorps den Marsch auf Bremen. Sofort mußten die Stadtsoldaten dem Mangel abhelfen, mit Munition versehen, die Außenposten besetzen und Kanonen an den Thoren auffahren. Einige Bürgercompagnien wurden sogar in der Eile bewaffnet. Schill wandte sich jedoch nach Stralsund, daher die Vertheidigungsanstalten wieder eingestellt werden konnten. Die wenigen Franzosen verließen bald darauf die Stadt, so daß die Einwohner mehrere Wochen lang von einer unmittelbar drückenden Last frei waren.

Unterdeß hatte der kühne Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels, mit seiner in Böhmen errichteten Freischaar, welche sich selbst den Namen „Legion der Rache“ beilegte, von dem Volke aber wegen ihrer schwarzen Montur und des Tschako mit dem kleinen weißen metallenen Todtenkopfe davor, die schwarze Legion genannt wurde, seinen bewundernswürdigen Zug quer durch Deutschland nach der Wesermündung angetreten. Elf Gefechte mit einem an Zahl weit überlegenen Feinde waren bestanden worden, als er bei Hoya über die Weser ging, die Brücke daselbst zerstörte und, die Richtung ins Oldenburgische nehmend, eine kleine Mannschaft auf Bremen zurücken ließ, damit der Feind in der Verfolgung irre geleitet werde.

Am 5. August zog der vom Hauptcorps getrennte Theil der Braunschweiger, von Syke kommend, unter Anführung eines Major Korfes, in Bremen ein. Die Bürger begrüßten die Schaar mit lautem Jubel. Sie bestand aber aus sechzig Husaren unter dem Befehle des Rittmeisters von Hirschfeld, sechzig Jägern unter dem Hauptmanne von Voß; auch führte sie eine Kanone und eine

Haubitze mit sich, die dazu gehörige Mannschaft commandirte ein Lieutenant Platz. Die Jäger waren meist Freiwillige. Bei den Husaren hatte der Herzog die schlechteste Mannschaft aussuchen lassen, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er sie im Voraus für verloren hielt.

Der Senat war über das Eintreffen der Braunschweiger nicht so erfreut wie die meisten Bürger. Er würdigte die schwierigen Zeitverhältnisse, sowie die Gefahr des Augenblickes, da eine französische Heeresabtheilung wieder im Anmarsche war. Deßhalb wünschte er, daß die unverhofften Ankömmlinge bald wieder abziehen möchten. Er ließ dem Major Korfes mittheilen, daß das bevorstehende Eintreffen einiger Regimenter Franzosen unter dem General Gratien so eben angemeldet worden sei. Darauf erwiderte Korfes, daß er den Herrn General nothwendiger Weise in Bremen erwarten müsse. Er ließ seine Truppen zwischen den beiden Weserbrücken Halt machen und die Nacht neben kleinen Wachtfeuern auf offener Straße lagern.

Den nächsten Morgen, der sehr heiß anbrach, wurde noch gerastet. Erst nachdem die Schwüle der mittäglichen Hitze sich gemildert hatte, also gegen Abend, als Major Korfes den Herzog soweit vorgerückt glaubte, daß seiner Einschiffung nach England kein Hinderniß mehr entgegenstehen konnte, machten sich die Braunschweiger wieder marschfertig. Sie wollten über Delmenhorst dem Hauptcorps eiligst folgen. Eine kleine Stunde weit mochten sie auf dem an beiden Seiten von grünenden Hecken eingefaßten Landwege vom Hohenthore aus fortgerückt sein, da vernahmen sie wiederholt Kanonenschüsse, die in kurzen Pausen einander folgten. Es wurden diese von den westphälischen Truppen abgefeuert, die unter dem General Reubel, der dem Herzoge von Braunschweig schon über Hoya gefolgt war, heranrückten. Major Korfes ließ sofort seine Leute im Marsche inne halten und stellte einige Tirailleurs aus, die mit den Westphälingern bald ihre Büchsenkugeln wechselten. Gegen die Kartätschen der Feinde standen die Braunschweiger so gedeckt, daß sie auch nicht einen Mann einbüßten. Hohe Baumhecken verhinderten überhaupt das gegenseitige Erkennen. Als Korfes nun aus seiner Haubitze dem Feinde auch einige Kartätschen entgegenschickte, stellte dieser sein Feuer ein. Darauf setzten sich die Braunschweiger in größter Eile, jedoch wohlgeordnet, wieder in Marsch, veränderten aber die Richtung des letzteren, indem

sie nach der Ochum zogen. Eine Furth in diesem Flusse wurde glücklich erreicht. Auf dem Felde trafen sie einen großen, mit vier kräftigen Pferden bespannten Leiterwagen an, der sogleich in Beschlag genommen ward. Ein großer Theil der Mannschaft fuhr auf ihm glücklich durch die Ochum. Auch das schwere Geschütz kam, mit dem anderen Theil der Jäger besetzt, ohne erheblichen Zeitaufwand hinüber, jedoch verdarben die Pulvervorräthe dabei. Wer indeß auf dem Leiterwagen und dem Geschütze keinen Platz hatte finden können, suchte, so gut es gehen wollte, das jenseitige Ufer zu erreichen. Dies waren aber nur Einzelne, von welchen fünf ertranken.

Mit dem Anbruche der Nacht befanden sich die Braunschweiger vor Seehausen. Major Korfes machte vor dem Eingange desselben Halt, um erst auskundschaften zu lassen, ob der Feind es auch schon besetzt habe. Nachdem ihm die Nachricht zugegangen war, daß sich kein Feind daselbst aufhalte, beschloß er, einzurücken, um die Nacht dort zuzubringen. Vor dem Einmarsche kam die Kanone durch Unachtsamkeit des Fuhrsoldaten, der vor Ermattung auf dem Pferde schlief, aus dem Geleise und stürzte in einen Pfuhl, wobei ein Artillerist, den die Kanone mit fortriß, sein Leben verlor. In einem geräumigen Bauernhause erquickte sich die Mannschaft an Speise und Trank und trocknete die durchnäßten Kleidungsstücke. Die nöthigen Wachtposten wurden ausgestellt.

Die Bivouakfeuer der Westphalen, welche in der Ferne flackerten, zeigten dem Major Korfes deutlich die Stellung Reubels und weckten die Vermuthung, daß mit Tagesanbruch die Verfolgung wieder beginnen werde. General Reubel war nämlich der Meinung, das ganze Corps der Braunschweiger mit ihrem Herzoge vor sich zu haben. Es galt daher, möglichst schnell auf der Weser, die, wie bekannt ist, an Seehausen vorbeifließt, zu entkommen. Zufällig lag ein Bockschiff in der Nähe des Dorfes vor Anker und der Schiffer ward mittelst Drohungen und Versprechungen genöthigt, dicht ans Ufer zu legen. Sobald der Morgen dämmerte, begann die Einschiffung der Jäger, der Artillerie, der Haubitze und aller sonstigen Bagage der Braunschweiger. Die verunglückte Kanone konnte aus dem Sumpf, in den sie gestürzt war, nicht erst herausgeholt werden, ward daher vernagelt und blieb zurück. Ebenso fehlte die Reiterei, welche am vorigen Tage zur Deckung der Kameraden einen bestimmten Posten eingenommen

hatte und nun nicht so schnell herbeigeholt werden konnte. Nachdem auch auf einige Tage Lebensmittel in das Fahrzeug gebracht worden waren, wurde es oben dergestalt geschlossen, daß die darin befindlichen Leute nicht zu sehen waren; dann glitt es bei günstigem Winde des Morgens gegen 5 Uhr die Weser hinab nach Elsfleth, wo die Wiedervereinigung mit dem Herzoge und seiner Schaar, wie auch die Abfahrt nach England bald darauf glücklich von Statten ging. Die zurückgebliebenen Husaren zerstreuten sich. Einige von ihnen entkamen später ebenfalls nach England, andere geriethen aber in Gefangenschaft.

General Reubel hielt am 7. August in Bremen seinen Einzug, wo er, unter dem Vorwande, daß die Stadt sich gegen den Ueberfall der Braunschweiger nicht gehörig vertheidigt habe, die größten Erpressungen verübte, die erst dann etwas gemildert wurden, als der Senat unmittelbar bei der französischen Regierung in Paris Beschwerde geführt hatte. Man versprach dort den Abgeordneten Erleichterung der Militärlasten und gab ihnen die beruhigende Zusicherung der ferneren Unabhängigkeit der Stadt. Gegen das Ende desselben Jahres ließ Napoleon aber Unterhandlungen mit den Hansestädten anknüpfen, welche den Beitritt zum Rheinbunde bezweckten. Die Anträge Napoleons gingen vornehmlich dahin, daß sie den französischen Adler in ihre Wappen und Flaggen mit aufnehmen, die Ausübung der höchsten Gerichtsbarkeit dem Kaiser, als Beschützer des Bundes, überlassen und einen kaiserlichen Bevollmächtigten in die Mitte jedes Senates aufnehmen sollten. Dies stolze, hochfahrende Begehren, das auf Vernichtung aller Selbständigkeit hinzielte, suchten die Städte mit Entschiedenheit, soweit nämlich die Umstände eine solche zuließen, zurückzuweisen. Noch am 13 December erklärte Napoleon, daß die Hansestädte ihre Unabhängigkeit behalten und nur als Mittel der Repressalien gegen England dienen sollten; ähnliche Worte sprach er am 1. Januar 1810 in einer Privataudienz, die der bremische Abgeordnete von Gröning in Paris bei ihm hatte.

In solchen Schicksalssprüchen aus dem Munde des Kaisers der Franzosen lag indeß schon die Abhängigkeit der Hansestädte deutlich genug ausgesprochen. Wenn einer fremden Macht über unser Sein oder Nichtsein erst die Entscheidung obliegt, so ist unsere Freiheit thatsächlich schon vernichtet. Daß dies letztere wahr sei, bewies der herrschsüchtige Korse, der ebenso leicht ein Wort brach, als er hin und

wieder es gab; der des heiligsten Schwures nicht achtete, wenn seine Pläne darunter litten, nur zu bald.

Im bereits erwähnten Jahre schien der unerhörte Druck der französischen Herrschaft mit ihren Einquartierungen und Lasten kaum noch ertragen werden zu können. Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder, der Landmann war mit dem Bürger verarmt, der Viehstand in den Dörfern durch Lieferungen und Zwangsfuhren zerstört, und mit jedem Tage wurden neue Forderungen und Ansinnen gestellt. Die eindringlichsten Vorstellungen und Bitten beim Kaiser, eine Milderung der größten Uebelstände herbeizuführen, errangen nur neue Versprechungen, aber keine Erfüllung derselben. Die Franzosen fuhren fort, die barbarischste Härte auszuüben, ja, sie ordneten im Laufe des Jahres sogar eine Gewaltmaßregel an, durch die ein so unerhört schändlicher Eingriff in das Eigenthumsrecht einzelner Personen geschah, wie man ihn in Bremen bis dahin nicht erlebt hatte. Sie entrissen alle englischen, oder auch nur über England bezogenen Waaren, das heißt also solche, die nicht daselbst als Naturproduct gewonnen, oder als Erzeugnisse des Kunstfleißes an den Markt gebracht waren, den deutschen Besitzern derselben und führten sie theils nach Cöln ab, theils wurden sie vernichtet.

Hier in Bremen fuhr man das geraubte Gut, soweit keine Kolonialwaaren sich dabei befanden, nach der Bürgerviehweide, wo alles, was nicht zerschlagen oder sonst zertrümmert werden konnte, auf einen großen Scheiterhaufen geworfen und verbrannt wurde. *) Unter Androhung der schärfsten Strafen war Jedermann gezwungen worden, die in seinem Besitz vorhandenen, in einem besondern Erlaß als verboten bezeichneten englischen Waaren zur Anzeige zu bringen. Diese niederträchtige, jegliches Rechtsgefühl in des Menschen Brust verhöhnende That zeigt indeß noch nicht das höchste Maß aller Ungerechtigkeit; es kam Aergeres.

---

*) Von den auf solche Weise confiscirten Waaren wurde Vieles entwendet und heimlich wieder verkauft. Es wird sogar erzählt, daß die französischen Soldaten, welche bei dem Scheiterhaufen auf den Wachtposten standen, Stücke Seidenzeug und Kattun, sowie ganze Bündel Garn den Flammen entrissen, in ihr Quartier schleppten und gegen Spottpreise verschleuderten.

Die Versuche, Bremens Selbständigkeit einigermaßen für die Zukunft zu sichern, hatten sich als nutzlos erwiesen, und jede Hoffnung verschwand, als am 10. December dem Senat die offene Erklärung wurde, daß der große Kaiser der Franzosen es für zweckmäßig erachtet habe, die Grenze seines Reiches im nordwestlichen Deutschland bis an die Nordsee auszudehnen. Das bisherige Staatsrecht von Europa, hieß es dabei, sei vernichtet, eine neue Ordnung der Dinge regiere die Welt. Ehe das Jahr 1810 seine Pforten schloß, um fortan nur noch im Gedächtniß derer, denen sich seine Ereignisse aus besondern Ursachen unvergeßlich in die Seele geschrieben, oder auf den Blättern der Geschichte fortzuleben, hatte ein Machtspruch des sich Allgewaltigdünkenden die Hansestädte für als nothwendig zum Ganzen gehörende Theile seines Reiches erklärt.

Am 15. Februar 1811 hielt der Senat seine letzte Sitzung in Regierungssachen.

Die Franzosen richteten nun die neue Regierung ein, an deren Spitze ein Graf Arberg als Präfect des Departements der Wesermündung stand. Wo nach altem Brauch an öffentlichen Gebäuden und auf freien Plätzen, wie z. B. auf dem Markt an der Rolandsäule, das altehrwürdige deutsche Reichswappen noch prangte, wurde es entweder übertüncht, oder zertrümmert, oder ein französischer Adler darauf geheftet. Die Rolandsäule, welche die Franzosen, von dem alten Volkswahn über den Sturz derselben, dessen früher schon einmal gedacht ist, unterrichtet, nicht wegzunehmen wagten, trug die dreifarbige französische Kokarde neben dem Adler.

Im April lief der kaiserliche Befehl ein, seine Kriegsflotte mit Matrosen und Soldaten zu versehen. Da die meisten bremischen Seeleute der gänzlich gehemmten Schifffahrt wegen schon längst im Auslande dienten, mußten Kahnschiffer und Torfbauern, mithin des Seedienstes ganz unkundige Leute genommen werden.

Mit gleicher Rücksichtslosigkeit wurden Rekruten für die Landarmee ausgehoben. Manche Eltern, von denen man wußte, daß sie erwachsene Söhne hatten, welche entweder geflüchtet oder schon lange ins Ausland gewandert waren, wurden bei schmaler Kost ins Gefängniß gesetzt, um sie zu zwingen, den Aufenthaltsort derselben anzugeben. So lieferte das Departement der Wesermündung mittelst unerhörter Anwendung von Zwangsmaßregeln das 128. Regiment, welches im

Laufe des Jahres zur großen Armee abmarschirte, mit welcher der französische Kaiser Rußland überwältigen wollte. Aber dort sollte nach dem Rathe der Vorsehung der Wendepunkt seines Ruhmes und seines Glückes eintreten. Moskaus Brand und die Strenge des russischen Winters vernichtete die stolzen Pläne des Uebermüthigen. Wie einst über den Hunnenkönig Attila, der Gottesgeißel, so erging auch über den unüberwindlichen Kaiser Napoleon seit jenem traurigen Rückzuge, mit welcher merkwürdigen Begebenheit das Jahr 1812 schloß, nach der Meinung der unterdrückten und zertretenen Völker, das Strafgericht des Ewigen. Das frohe Gefühl über jenes Ereigniß trat an manchen Orten in so unbefangenen Ausdrücken an das Licht, daß die französischen Machthaber es für nöthig erachteten, durch strenge Ahndungen desselben zu beweisen, daß ihre Herrschaft noch nicht ganz erloschen sei. Auch in Bremen gingen Verbote aus über den Kaiser und sein Heer irgend mißliebig zu urtheilen; alle Zusammenkünfte wurden untersagt, die Polizei geschärft und vom Präfecten drei vornehme Personen als Geißeln bestimmt, um die Ruhe der Bürger und den Gehorsam gegen seine Befehle aufrecht zu erhalteu. Die Stadt mußte zum Beweise, daß sie das Oberhaupt der Franzosen anerkenne und ehre, 500 Mann wohlberittener Cavallerie anbieten, auch ihre Recruten zu den kaiserlichen Ehrengarden stellen, welche sich auf eigene Kosten zu kleiden hatten. Im März zogen die aus Hamburg durch die Russen vertriebenen Franzosen nach Bremen, wo sie sich unter dem Oberbefehl des berüchtigten General Vandamme zum Widerstande einrichteten. Fast grenzenlose Tyrannei waltete jetzt. Zwei ehemalige oldenburgische Staatsdiener, von Finkh und von Berger, von den Franzosen des Verraths beschuldigt, wurden hierher geführt, zum Tode verurtheilt und im waller Felde erschossen. Unter dem Vorgeben, daß Einwohner Lilienthals auf französische Soldaten geschossen hätten, wurde das ganze Dorf den Flammen preisgegeben und entsetzliche Schandthaten dabei verübt. Die bremischen Bürger mußten alle Gewehre und Pulvervorräthe bei Todesstrafe abliefern. Alle in der Stadt vorhandenen Pferde nahm man in Beschlag und befahl, den Wall an einigen schwachen Stellen mehr zu befestigen. Unter solchen Erlebnissen verging der Sommer 1813, während welcher Zeit die meisten Franzosen wieder abgezogen waren. Nur 1200 Schweizer unter dem Commando des Obersten Thuillier bildeten die Besatzung

in Bremen. Da erschien ganz plötzlich und unerwartet der russische General Tettenborn, welcher Hamburg dem überlegenen Andrange der Franzosen hatte räumen müssen, vor der Stadt. Seine Mannschaft war aus Kosacken, schwarzen Husaren, Lützowschen Fußjägern und einer Abtheilung eines andern Jägercorps nebst einiger Artillerie bunt zusammengesetzt. Den 13. October, Morgens 10 Uhr, ließ der französische Stadtcommandant 300 Schweizer in die Osterthorsvorstadt einen Ausfall machen, wo aber schwarze Husaren aus einem Hinterhalt plötzlich auf sie einsprengten und meist alle gefangen nahmen. *)

Von den Batterien am Osterthore unterhielten darauf die Franzosen ein lebhaftes Feuer. Um aber die Bürger in Aufruhr zu bringen, ließ Tettenborn am nächsten Tage einige Granaten aus Haubitzen in die Stadt werfen, sowie die Mühle am Osterthore, in der Gegend des heutigen Gefangenhauses, von wo herab die Franzosen heftig schossen, in Brand setzen. **) Der Aufstand der Bürger ward indeß durch die französischen Gensdarmen verhindert, welche sogleich scharf feuerten, wenn sich einige Leute auf der Straße sammeln wollten. Auf einmal lief das Gerücht durch die Stadt, daß der Stadtcommandant erschossen sei und sofort nahmen die Bürger den wenigen Franzosen gegenüber hie und da eine kecke Haltung an.

Oberst Thuillier hatte die Brustwehr am Osterthore, hinter dem Platz, wo jetzt das Olbers-Denkmal steht, erstiegen, war daselbst von einem auf der Contrescarpe im Gebüsch lauernden Jäger des lützowschen Freicorps an seiner glänzenden Uniform bemerkt, auf das Korn genommen und von der wohlgezielten Kugel in den Unterleib getroffen worden. Nach wenigen Augenblicken verschied er.

Tettenborn wollte die Stadt nicht verderben, ließ deßhalb das Schießen einstellen und am andern Morgen zur Uebergabe auffordern, wobei er drohete, im Weigerungsfalle die ganze Besatzung über die Klinge springen zu lassen. Die Franzosen begriffen die Unmöglichkeit eines ferneren Widerstandes und zogen unter leidlichen Bedingungen ab.

---

*) Es heißt, daß die Husaren unten in der Bauernstraße, wo dieselbe nach dem Osterthorssteinwege ausläuft, sich im Versteck hielten, bis die Schweizer nahe genug herangerückt waren, daß sie durch einen raschen Ueberfall leicht bewältigt werden konnten. Der kühne Anführer derselben soll sein Leben dabei eingebüßt haben.

*) Fünf Franzosen setzten das Schießen selbst dann noch fort, als die Mühle in lichten Flammen stand. Sie fanden unter dem einstürzenden, brennenden Gebälk ihren Tod.

Was sie hier an grobem Geschütz, Kriegs= und Waarenvorräthen besaßen, fiel nebst einigen Kassen in die Hände der Sieger.

Großer Jubel herrschte in der ganzen Stadt, als General Tettenborn seinen Einzug hielt.

Obwol nun auch die Personen der französischen Regierung samt ihrem Anhange abgezogen waren, der russische General die Festungswerke schnell vernichten und Bremens Jünglinge zur Theilnahme am Befreiungskampfe aufrufen ließ: so konnte man doch die Besorgniß nicht ganz unterdrücken, daß die Franzosen nicht noch einmal wiederkommen und dann, wie anderwärts geschehen, Rache nehmen würden. Am 21. October näherten sich überlegene Heerhaufen von Brinkum aus der Stadt. Kleingewehrfeuer wurde gehört und die schnell eindringenden Franzosen kamen ins Buntethor herein, die mit ihnen plänkelnden Kosacken durch die Stadt bis ans Osterthor verfolgend. Ihr General hielt unterdeß auf der großen Weserbrücke, und später zog die ganze Colonne in die Stadt. Man fürchtete Schlimmes von den Franzosen, besonders wer von dem Taback der geplünderten Regie gekauft hatte, doch wider Erwarten zeigten sich dieselben sehr friedlich, wovon die Ursache, daß sie sich eigentlich auf der Flucht befanden, erst nachmals bekannt wurde.

Nach drei Tagen lief die Nachricht von dem Siege der Verbündeten in der großen Völkerschlacht bei Leipzig ein, worauf die Franzosen schnell abzogen. Kaum waren sie eine Stunde fort, so stellten sich die Kosacken als Vorboten der Rückkehr der verbündeten Truppen wieder ein.

Am 6. November erklärte Tettenborn, daß im Namen Seiner Majestät des russischen Kaisers, seines Herrn, und des Kronprinzen von Schweden, die alte Verfassung der Stadt wieder hergestellt sei. Noch denselben Tag versammelten sich auf seine besondere Veranlassung Senat und Bürgerschaft, um ihre alten Rechte wieder auszuüben und dem Augenblicke angemessene provisorische Beschlüsse zu fassen.

Es war dies ein schöner, freudigbewegter Tag, an dem man, sich auf einmal vom schandbaren Druck der verhaßten Franzosenherrschaft frei fühlend, ganz dem Genusse des wonnigen Augenblicks sich hingab. Es herrschte eine Stimmung in allen Gemüthern, bei Jung und Alt, Vornehm und Gering, der noch jetzt von bejahrten Bürgern mit Rührung gedacht wird. Den Abend des Tages wurden Stadt und

Vorstädte, wie man zur Verherrlichung napoleonischer Siege und Namenfeste oft aus Zwang gethan, erleuchtet.

Unter Kosackenbedeckung kamen 14 Wagen mit Gefangenen, denen noch viele zu Fuß folgten, aus dem Oldenburgischen hier an.

An der Fortsetzung des Befreiungskrieges nahm Bremen thätigen und ehrenvollen Antheil. In wenig Wochen war aus Freiwilligen ein Battaillon Infanterie, das 500 Mann zählte, gebildet, daneben eine Schwadron Reiter von 150 Mann, meist Söhne der vornehmsten Familien. Ein für den Freiheitskampf begeisterter Bürger, Heinrich Böse, errichtete auf eigne Kosten eine Compagnie von einhundert Jägern, die er selbst einexercirte und ins Feld führte.

Am 1. Februar 1814 rückte das Fußvolk unter Anführung eines Major von Weddig, der vordem in hannoverschen Diensten gestanden, und die Reiterei unter dem nachmaligen Obersten der Bürgerwehr, von Eelking, aus. Den in der Stadt nöthigen Wachtdienst versahen die in aller Eile wieder bewaffneten Bürger. Diese Bürgerwehr, fast 4000 Mann stark nnd in drei Bataillone getheilt, erwies sich beim spätern Durchmarsche so vieler fremder Truppen, besonders bei dem im Mai erfolgten Durchzug der französischen Besatzung aus Hamburg als sehr nützlich.

In Hamburg hatte der Prinz Eckmühl (Marschall Davoust) noch am Ende des Jahres 1813 sich recht festgesetzt und eine ansehnliche Streitmacht um sich versammelt. Er gedachte den Platz möglichst lange zu behaupten und traf deßhalb die zweckdienlichsten Maßregeln. Weil eine ernsthafte Belagerung der Stadt zu erwarten stand, — sie war nämlich von Truppen der Verbündeten schon eingeschlossen, — gab er in der Weihnachtswoche den harten Befehl, daß alle Einwohner, die sich nicht auf sechs Monate mit Lebensmitteln versorgen könnten, auswandern müßten. An 40 bis 50,000 Menschen wurden darauf aus Hamburg verwiesen. Diese Unglücklichen ließ der Kronprinz von Schweden nach Bremen und Lübeck abführen, wo für Unterkommen, Kleidung und Verpflegung gesorgt werden mußte. Sie wurden nun allerdings in den Schwesterstädten nach Kräften unterstützt und mit dem zum Leben Nothwendigsten versehen, aber es waren doch auch manche Unzuträglichkeiten mit der ordnungsmäßigen Behandlung derselben verbunden. Erst im Juni 1814, nachdem sämtliche Franzosen Hamburg geräumt hatten, konnte die Rückkehr der Vertriebenen erfolgen.

Um jene Zeit war also ein vielfältig buntes und reges Leben in unserer Stadt und an die Wiederkehr eines stillen, friedlichen Verkehrs, wie man ihn vor dem Ausbruche des langwierigen Krieges genossen, vorläufig nicht zu denken. Dabei bleibt jedoch eins besonders zu erwähnen, daß eine hohe freudige Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes vom Joch der Franzosenherrschaft sich durch Aller Herzen zog. Wer sich stark und kräftig genug fühlte, für des Lebens höchsten und heiligsten Güter, Ehre, Freiheit, Vaterland, eine Waffe zu schwingen und nicht durch die unabweislichsten Bande der Nothwendigkeit an den heimischen Heerd gefesselt war, der eilte kampfesmuthig unter die Fahne irgend eines Heerführers, sich auch eines Antheils am Siege der gerechten Sache zu erfreuen. Da bewährte es sich an raschen Entschlüssen und edelsinnigen Thaten, daß die Knechtschaft ein Volk wol erniedrigen und unterdrücken, aber niemals in seinem innersten Kern und Wesen vernichten kann. Der altdeutsche Geist, der lange zu schlummern, ja fast erstorben schien, regte sich in allen Vaterlandsgenossen. Nur Schade, daß so gewaltige unerhörte Schmach, so schweres Leid dazu gehörte, bis das deutsche Volk erwachte und durch Heldenthaten, ähnlich denen im grauen Alterthume, den übermüthigen Fremdlingen zeigte, weß Ursprungs es sei. Eine hoffnungsreiche, gesegnete Zukunft winkte den Freiheitskämpfern als des Sieges schönster Lohn. Das Ziel aller Mühen war ein starkes, einiges und freies Deutschland und in seinem Schutze für uns ein frohes, glückliches Bremen!

---

39. Rückblicke.

Laßt uns jetzt einmal inne halten und den weiten Weg, den wir durch die Vergangenheit mit einander wandelten, rückwärts überschauen!

Mit dem Ende der französischen Zeit waren seit der Entstehung Bremens über Eintausend Jahre verflossen. Gewiß, ein großer Abschnitt, wol werth, bei ihm zu weilen, seinen reichen Inhalt im Allgemeinen

noch mal der Betrachtung zu unterziehen! Wohl ziemt es sich, hier einen forschenden Blick zurückzuwerfen auf die ganze Entwicklung, zu fragen, ob Fortschritte gemacht sind, ob unser Bremen mit fortgerückt ist im Drängen und Wogen der Zeit, ob seine Bürger geistig freier, aufgeklärter und gesitteter geworden. Ihr werdet mit mir darin übereinstimmen, daß wir darauf mit einem freudigen Ja antworten dürfen. Das Emporsteigen zur höhern Culturstufe, geistig wie materiell, prägt sich in dem ganzen Entwicklungsgange aus; eine jede Periode weist dazu ihre Frucht auf. Das Folgende vergegenwärtige uns in möglichster Kürze noch einmal, wie die Zustände und Verhältnisse, welche aus der alten Zeit in das neunzehnte Jahrhundert herüber kamen, nach und nach wurden.

Aus dürftigen Anfängen sahen wir unsere Vaterstadt Bremen allmälig heranwachsen, und wie über Alles, was sich in Zukunft groß und herrlich gestaltet, breitet die Sage auch über ihr Kindesalter den duftigen Schleier. Als ein armseliges Fischerdorf war es zur Zeit der Sachsenkriege vorhanden. Lange war es ein offner Ort, den ein von der Natur vorbereiteter Graben umschloß. Da brausten die wilden Horden der Ungarn auf schnellen Rossen raubend und plündernd heran, Seeräuber unternahmen kühne Züge den Weserstrom herauf und die Nothwendigkeit einer Befestigung wurde erkannt. Der natürliche Schutzgraben des Ortes ward ausgetieft, bekam ein regelmäßiges Ufer und an einigen wichtigen Punkten, an den Zugängen, errichtete man ein starkes Pfahlwerk.

Die Stadt nahm anfangs einen kleinen Raum ein, aber schon frühe wurden außerhalb ihrer Grenzen kirchliche Gebäude errichtet und allmälig füllte sich der zwischenliegende freie Raum mit Wohnungen an. Bald nahm man auch darauf Bedacht, die Bewohner derselben und namentlich den Dom mit seiner zahlreichen Priesterschaft, mit seinen Heiligthümern und Kostbarkeiten gegen etwaige feindliche Ueberfälle zu sichern. Der alte Stadtgraben wurde an einigen Stellen besonders überbrückt *) und verschwand im Laufe der Zeit zwischen den angebauten Straßen deren Häuser ihm die Kehrseite zuwandten, ein neuer

---

*) Man erinnere sich hier der Namen zweier Straßen, der Stintbrücke und der Balgebrückstraße, welche auf Eingänge der ältesten Stadt „Bremen“ deuten.

Graben, breiter und tiefer als der erste, wand sich in weiterm Bogen um die Stadt. Zu dem Graben gesellte sich ein hoher Wall, hinter welchem sich eine feste mit Thürmen versehene Mauer hinzog. Lange Zugbrücken und gewölbte Thorhallen führten ins Innere der Stadt. Die Straßen waren enge, nur wenige gepflastert, die Häuser waren größtentheils in Fachwerk gebaut, mit hohen Giebeldächern und niedrigen Seitenwänden. Auf freien Räumen und selbst in schmalen, gekrümmten Gassen standen oft reihenweise Bäume vor den Häusern, Kastanien und Linden, damit die Bewohner der Stadt, denen es aus mannigfachen Ursachen oft an Gelegenheit fehlte, sich draußen in der frein Gottesnatur zu ergehen, zur Sommerzeit ihr Auge ergötzen konnten am grünenden Laubwerk. Endlich sammeln sich westlich von der Stadt um ein Nonnenkloster und in der Nähe des Hochgerichts noch Wohngebäude, strecken sich bis an die Weser hinab und werden nach und nach zur Stephanistadt, die sich auch mit einer Mauer und einem Graben umgürtet. An der Stelle, wo Galgen und Rad standen, erhob sich eine Kirche, bei welcher anfangs die Einwohner der Dörfer Walle, Uthbremen u. s. w. eingepfarrt waren. Das Nonnenkloster wurde schon früher nach Lilienthal verlegt, wozu folgende Geschichte die Veranlassung gegeben haben soll:

Ein Bösewicht überredete drei Klosterjungfern, die wahrscheinlich des einsamen Lebens müde waren, bei Nachtzeit mit ihren besten Habseligkeiten durch ein Seitenpförtlein herauszukommen, um mit ihm zu entfliehen. Sie kamen zur Mitternachtsstunde nach einander heraus und der Verführer mordete jede und verscharrt den Leichnam beim Hochgerichte im Sande. Es war aber den Tag zuvor ein Missethäter aufs Rad geflochten worden, der ein neues Barett auf dem Kopfe trug. Eine Magd, die bei einem Bürgermeister hieselbst diente, wettete um einen neuen Rock, in der Nacht dem Missethäter das Barett vom Kopfe nehmen zu wollen. In der Absicht, ihren Vorsatz auszuführen, kam sie bei dem Rade an. Als sie nach dem Barette langte, hörte sie einen unterdrückten Nothschrei, ein dumpfes Röcheln; sah sie, wie eine dunkle Gestalt eifrig im Sande wühlte. Rasch schwang sie sich bei dem verdächtigen Anblick auf des Mörders Pferd, welches an das Rad gebunden war, und ritt im schnellen Trabe nach der Stadt zurück, wo am nächsten Morgen das Pferd vor des Bürgermeisters Thür, an der Obernstraße, Ecke der Kreienstraße,

wieder angebunden ward. Der Mörder hatte geglaubt, daß sein Pferd sich losgerissen habe und davongelaufen sei. Er kam in die Stadt und sprach das Pferd als sein Eigenthum an. Man hielt ihn aber fest, warf ihn ins Gefängniß und gab ihm die damals der Schwere seines Verbrechens angemessene Strafe.

Dem neuem Stadttheil gab der Volkswitz nachmals den Spottnamen das „Galgenviertel“. Später ward die Stephansstadt mit der älteren Stadt vereinigt und die Festungswerke vermehrte man durch Anlegung der großen Zwinger und anderer Werke, deren in den vorigen Abschnitten gedacht ist. Endlich entstand am linken Weserufer die Neustadt, während die noch heute an Ausdehnung fort und fort gewinnenden Vorstädte in zahlreichen, meist zerstreut liegenden Wohnungen, längst ihren Anfang genommen hatten.

Die Befestigungen waren in alter Zeit und selbst noch im dreißigjährigen Kriege für die Stadt von unbeschreiblichem Vortheil. Die Einwohner genossen durch sie häufig ganz allein Sicherheit ihres Lebens und ihrer Habe. Im siebenjährigen und französischen Kriege wäre es indeß vielleicht besser gewesen, wenn sie sich nicht vorgefunden hätten. Zu beiden Zeiten war vom Glück zu sagen, daß nicht irgend ein fremder Eindringling den Vorsatz faßte, sich hartnäckig gegen einen anrückenden Feind zu vertheidigen, wodurch die unsäglichen Leiden, die den Bewohnern anderer Festungen durch Erstürmung derselben zuftießen, hier unbekannt blieben. *)

Ist nun in der eben dargestellten Folge Bremen als Wohnort im Laufe eines Jahrtausends eine umfangreiche Stadt geworden und euch dies in kurzer Uebersicht noch einmal vorgeführt, so müssen wir jetzt auch einen Rückblick werfen auf die Entfaltung seines innern Lebens, zunächst auf seine staatliche Entwicklung.

---

*) Bald nach der französischen Zeit wurden die alten Festungswerke weggeräumt, der Wall geebnet und in jene herrlichen Anlagen verwandelt, die, anstatt von der früheren Mauer, von freundlichen Häuserreihen begrenzt, eine Hauptzierde der Stadt sind. Länger als der Zwinger am Osterthore, erinnerten der Imkethurm an der Bischofsnatel, vom Wall herein gleich links und der Schuldthurm, mit seinem Gewölbe den Eingang zur Ansgarithorstraße überspannend, an das alte Kleid Bremens. Die letzte Spur ist in den kleinen Thürmchen, die an den beiden äußern Enden des Walles, am Oster- und Stephanithore standen, erst in den jüngsten Jahren nach Aufhebung der Thorsperre, die auch die modernen, eisernen Gitterthore überflüssig machte, verschwunden.

Durch einen Machtspruch Karl des Großen sahen wir Bremen zu einem Hauptorte im eroberten Sachsenlande werden, zum Sitz eines Bischofs. Der geistliche Oberherr besaß indeß keine weltlichen Hoheitsrechte, indem ein Königsvogt dieselben vertrat. Bald wußten aber schlaue Kirchenfürsten als Herren über Land und Leute sich geltend zu machen. Ein erzbischöflicher Vogt nahm bald die Obliegenheiten des frühern Königsvogtes wahr. Dagegen sträubte sich der aus der Urzeit vorhandene Stamm freier Bürger im Ringen nach unbevormundeter Selbständigkeit. Es erscheint eine städtische Behörde, die dem Reichsoberhaupte unmittelbar untergeordnet sein will. Doch neben den Geistlichen trachten auch die Sachsenherzöge darnach, den rasch emporblühenden Ort unter ihre Herrschaft zu beugen. Es beginnt ein wechselvoller Kampf, in welchem bald die eine, bald die andere Partei einen Vortheil gewinnt. Der seine verbrieften Rechte und Freiheiten eifersüchtig hütende Bürgerstand entledigt sich zuerst der Landeshoheit der Sachsenherzöge, darnach auch der des Erzbischofs. Kaiserliche Urkunden sichern das mühsam Errungene. Kaum ist der Bürgerstand unabhängiger geworden, so entwinden sich seinem Schooße verschiedene Parteiungen. Die ritterlichen Geschlechter beanspruchen gewisse Vorrechte und wollen die Rathsstühle nur mit Männern ihres Standes besetzt sehen. Nach ihrer Vertreibung bildet sich den vornehmen Ständen gegenüber allmälig eine Volkspartei heran, welche insonderheit es durchzusetzen sucht, daß sie auch ihre Leute in den Rathsherrenstand und zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften befördern kann. Einige dahin zielende Versuche mißlingen. Der Rath ergänzt sich bei eintretenden Vacanzen nur aus der Mitte solcher Personen, die ihm im bürgerlichen Range gleichstehen und verschafft sich nach dem Sturze der Hundertundvier ziemlich unumschränkte Gewalt. Das zur Erhaltung eines frischen Lebens, welches nur da pulsiren kann, wo Gegensätze sich reiben, nothwendige Gegengewicht hält ihm von nun an fast nur einzig und allein die Kaufmannschaft durch das, vorzugsweise als Vertreter der Handelsinteressen anzusehende Collegium der Aelterleute. Allerdings beruft der Senat einen Bürgerausschuß, die Bürgerschaft, zu welchem auch einige Handwerker gezogen werden, dessen Sitzung, Bürgerconvent genannt, ziemlich regelmäßig Statt hat; indeß wird demselben nur die berathende Stimme, sowie einzelnen seiner Mitglieder die Theilnahme an

Verwaltungsämtern zuerkannt. Die Corporation der Aelterleute stellt sich auch an die Spitze der Bürgerschaft und die fähigsten, beredtesten Männer unter ihnen gelangen vorzugsweise in den Senat, wenn die eingetretene Vacanz nicht eine Ergänzung aus dem Stande der Rechtsgelehrten erheischt.

So lautet ungefähr das Ergebniß der innern staatlichen Entwicklung bis zu dem Zeitraume, als Bremen nach vielen Drangsalen, die es zuletzt besonders von Schweden zu erdulden hatte, als vollgültig anerkannte kaiserliche freie Reichsstadt unter den zum deutschen Reiche gehörigen Staaten auftreten konnte. So blieb es auch vorläufig nach der Befreiung von der französischen Gewaltherrschaft, als auf kaiserlich russischen Befehl und dem des Kronprinzen von Schweden durch den General, Freiherrn von Tettenborn, die frühere Verfassung der alten Hansestadt wieder ins Leben gerufen wurde.

Da habt ihr also noch einmal in aller Kürze gesehen, daß innerhalb tausend Jahre Vieles anders wurde, und inwiefern auch besser, das bleibt bei den einzelnen Punkten euerm Urtheil zur Entscheidung anheimgegeben. Große, gewaltige Fortschritte werden um so mehr anerkannt werden müssen, wenn sich euer Blick zu einem Vergleich auf die Gegenwart richtet, wobei zu erinnern ist, daß das rein Vollkommene, so lange unsere Zustände, Einrichtungen und Verhältnisse menschliche bleiben, wol nie erreicht werden wird. Ohne schmeichelndes Lob zu zollen, dürfen wir dabei darauf hinweisen, daß unser kleiner Freistaat sich stets einer Regierung zu erfreuen hatte, die durch zweckmäßige Einrichtungen, väterliche Vorsorge und weise Benutzung der obwaltenden Zeitumstände und Verhältnisse, jederzeit das Beste unserer guten Stadt anstrebte und förderte.

Es ist nun unsere Aufgabe, nachzuweisen, wie unser Bürgerstand in geistiger und sittlicher Hinsicht im Laufe eines Jahrtausends fortschritt.

Die gute alte Zeit, hört man oft klagen, ist doch nicht mehr, da waltete ein höherer Grad von Biederkeit, Vertrauen und Frömmigkeit, da waren die Sitten einfacher, reiner, der Hochmuth seltener, die Putz- und Vergnügungssucht weniger vorherrschend, als heutzutage. Dies geschieht aber in der Regel von solchen, die Vergangenheit und Gegenwart nicht klar erkennen, daher einseitig auffassen und schief beurtheilen. Jede Zeit hat, freilich nicht in gleicher Stärke, ihre wesentlichen Vorzüge, aber auch ihre wesentlichen Mängel, sowol die

gegenwärtige, als die längst entschwundene; dennoch muß jedoch bekannt werden, daß die gute alte doch gar Vieles aufweist, wovon wir jetzt sagen: Gottlob, daß wir darüber hinaus sind! Schauen wir in das bürgerliche Leben früherer Jahrhunderte, so finden wir allerdings viel Einfachheit, ja in manchen Stücken bei sonst wohlhabenden Verhältnissen Manches, was uns dürftig erscheint, daß es aber an Aufwand und Ueppigkeit nicht fehlte, dafür giebt es auch vielfältige Zeugnisse. Weiß man doch von obrigkeitlichen Verordnungen in alter Zeit, durch die der überhand nehmenden Prunksucht gesteuert werden sollte. Wie an den Kleidern, so wollte man auch an der Lebensweise und an dem Umfange gewisser Feierlichkeiten die verschiedenen Stände aus einander halten. Man theilte sie in Classen und bestimmte für jede ganz genau die auf die Feier eines Familienfestes zu verwendende Zeit, die Anzahl der Gäste und der Schüsseln. Im ersten Range durften z. B. bei einem Hochzeitmahle nicht über zweihundert, im letzten nicht über sechzig Personen Theil nehmen. Die Trauung des Brautpaares ging, ein allerdings schöner Brauch, in der Kirche vor sich, aber der Brautzug zeigte oft übertriebenes Gepränge. Bei einer sehr vornehmen Braut, die etwa eines Bürgermeisters Tochter war, durften die Rathsmusikanten zur Kirche und wieder zurück vorspielen, bei einer andern nur vor ihrem Hause und da, wo der Ehrenschmaus gehalten wurde; bei Bräuten aus dem gewöhnlichen Handwerkerstande war solcher Aufwand ganz verboten. Auf der Hochzeit geringer Leute durfte nur bis neun Uhr Abends getanzt werden, vornehme hingegen hatten bis elf Uhr Erlaubniß.

Bei Anschaffung von Geräthen und Kleidungsstücken ward auf Haltbarkeit und Dauer gesehen. Was schon im Besitz der Urgroßeltern gewesen, benutzte meistentheils noch der späte Enkel. Ob das in unsern Tagen auch noch wünschenswerth wäre, ist wol sehr in Zweifel zu ziehen, wenn nicht geradezu zu verneinen. In der Form der Kleidungsstücke, namentlich der weiblichen Tracht, blieb bis zum westphälischen Frieden so ziemlich derselbe Zuschnitt kenntlich; da erst kamen die französischen Moden auf, die bald so allgemeinen Beifall fanden, daß ein alter Chronist schon damals klagte, wie bei wohlfeilem Flitter die Eitelkeit so sehr überhand nehme. *) Zunächst

*) In einer Schrift aus damaliger Zeit, Bechers politische Discurs benannt, heißt es pag. 146 im satyrischen Tone:

zeigte sich die Verehrung französischer Sitten und Moden nur bei den höhern Ständen, dann drang sie auch in einzelne reiche Bürgerhäuser, bis sie allmälig alle Classen der Bevölkerung zur Nachahmung verleitete. Die Reifröcke, die Perücken, den Puder und den Zopf, nachmals auch den Haarbeutel, das Alles sahen unsere Vorfahren hier, wie anderwärts, den Franzosen ab. Am längsten blieb das der bremer Frauenkleidung als eigenthümlich zuerkannte Tipheiken, wie unsere Kohlhökerinnen bei rauhem Wetter noch ein ähnliches tragen, allgemein beliebt und im Ansehen. Bei geringen Bürgerfrauen hing es vom Kopfe so weit herab, daß die Arme davon bedeckt wurden; bei vornehmen hingegen hatte es die Länge des Oberkleides, war auch auf dem Kopfe mit einem langen, schwarzen Horn oder einer Quaste versehen. *)

An Hochzeittagen blieb das Tipheiken weg. Dann erblickte man eine Frau von Stande in schwarz sammtener Pelzmütze, schwarz sammtnem Oberkleide, darunter ein rothes Leibchen mit Goldschnürchen verziert und einen weiten, faltenreichen, rothen Rock. Dann legte sich um den bloßen, mit einer schweren goldenen Kette geschmückten Hals

„Daß die französischen Scheermeßer uns Deutschen den Bart beßer scheeren, als andere, die französischen Scheeren und Zangen schneiden beßer die Nägel, und reißen die Haar aus, als unsere, ihre Uhren gehen beßer, wenn sie die Deutsche zu Paris gemacht haben, als wenn eben selbige Meister solche zu Augsburg gemacht hätten, denn die Luft allda ist beßer dazu, ihre Spiegel seynd heller, als die venetianische, ihre Weiber-Auffätze, Garnituren, Bänder, Ketten, Perlen, Schuhe, Strümpfe, endlich gar die Hemder seynd besser, wenn sie die französische Luft ein wenig parfumirt hat, man fährt nicht wohl in Gutschen, wann sie nicht die französische Mode haben: der französische Hutstock schicket sich auf alle deutsche Köpfe, so haben auch die Franzosen viel ein ander Maß, einem die Kleider anzumessen und zu machen, als die deutsche Schneider, die französischen Parucken schicken sich beßer auf die deutschen Köpfe, als der Deutschen Haar selbsten, so läßt sich auch hernach kein solch französisch Haar von einem deutschen Kamm kämmen, oder anderst als mit französischem Puder bestreuen, noch ein deutscher Bart anderst, als von einer französischen Bartbürste oder Eisen auffetzen, noch sich ein deutscher Zahn anderst, als mit einem französischen Zahnstierer putzen, noch sich das deutsche Geld anderst, als mit französischen Karten verspielen, und anderst, als in französischen Beuteln und Küstlein aufheben.“

*) In diesem Jahrhundert gingen noch viele alte Mütterchen mit einer Art Hoike, dem sogenannten Regentuche, umher.

ein sehr breiter, feiner, weißer Spitzenkragen, auch das schwarz sammtne Käppchen hatte eine ähnliche, weit über das Gesicht hervorragende Besetzung. Die schmale, oft in zierliche, kunstreiche Falten gelegte Schürze war weiß, die schwarzen Schuhe hatten rothe Sohlen und Absätze.

Man sieht hieraus, daß die gute alte Zeit Vergnügungssucht und Kleiderpracht auch kannte. Ebenso wenig mangelte es an allgemeinen Volksbelustigungen und Ergötzlichkeiten. Turniere, bei welchen die daran theilnehmenden Bürger sich auszeichneten, sind auf dem Domshofe oftmals gefeiert. Eine Schützencompagnie hielt ihren jährlichen Aufzug am dritten Pfingstfeiertage, wobei es hoch her ging. Die Schützen trugen graue Hüte, an welchen zur Seite ein silberner Pfeil saß, bis auf den halben Schenkel herabhängende schwarze Wämser mit einer Reihe Knöpfe ganz herunter, schwarze, kurze Beinkleider und graue Strümpfe. Die Schuhe mit rothen Absätzen waren reich mit Bändern gebunden. Jeder trug ein ledernes Wehrgehenk.

Ursprünglich schoß man im Werder mit Armbrüsten nach dem Vogel, seit 1599 mit der Büchse nach der Scheibe auf dem davon sogenannten Schützenwall.

Der Aufzug hatte seine herkömmliche Ordnung. Des Morgens von 7 Uhr an versammelte man sich auf dem Osterthorswall, um gleich nach beendigtem Gottesdienst, um 10 Uhr, mit Trommeln und Pfeifen den Marsch anzutreten. Den Zug eröffnete der Raummacher in glänzendem Harnisch, der mit breitem Schlagschwerte kunstvolle Hiebe führte und die Gasse breit machte. Nach ihm folgte der Freischütz mit seinem Spieße, welcher sein Seitengewehr an langer, schwarzer Schärpe trug; er war Anführer der Kompagnie, hatte auch schwarze Strümpfe an. Hinter ihm trug man die Preise für den König und die besten Schützen. Dann folgten die 3 Schottherren, ein Senator, ein Kaufmann und ein Krämer, in Mänteln. Sie führten zwischen sich den König des vorigen Jahres, welcher auch im Mantel ging und einen silbernen, vergoldeten Papagei am Halse trug. Den Zug schloß natürlich die Kompagnie, bei der die Freischützen breite Schlagschwerter führten und deren Fähndrich die Fahne beständig schwenkte. Vor dem Fahnenschwenker machte ein Art Hanswurst im Küraß mit dem Säbel allerlei Possen und hinter ihm schritt sein Beschützer, ein stattlich aufgeputzter Jüngling, einher.

Auf dem Markte wurde eine Salve gegeben, darnach im Abtrondeel auf dem Ansgarithorswall eine zweite und hierauf zogen sie auf den Schießplatz, wo jede Zunft ihr eigenes Zelt hatte.

Das Schießen begann um 12 Uhr. Jeder Schütz kam zwei Mal an die Reihe. Wer den besten Schuß gethan, ward mit dem vergoldeten Papagei geschmückt und Abends unter Trommel- und Pfeifenklang nach Hause begleitet. Das war große Ehre und brachte auf ein ganzes Jahr Befreiung von Abgaben und Bürgerwacht. Wurde ein Schütz in drei Jahren hinter einander König, so genoß er jene Vorzüge lebenslänglich und der Papagei blieb sein Eigenthum. So etwas konnte nicht leicht vorkommen, passirte aber doch um die Mitte des 17. Jahrhunderts einem Schneider, Johann Schriefer.

An zwei folgenden Tagen waren herrliche Gelage auf dem Schütting, welche jedoch in der Regel die ganze Nacht dauerten. Der Fähnrich hatte auf eigene Kosten die Schottherren und Freischützen zu bewirthen, wobei nicht selten 600 Thaler aufgingen, ein Beweis, daß man in guter alter Zeit auch verschwendrisch zu sein vermogte; zugleich zeugt es vom Wohlstande der Handwerker, die eine solche Würde bekleideten.

Zogen die wehrhaften Mannen aus der Stadt dem Feinde entgegen, so hatten die Schützen die Ehre, voranzuziehen. Als aber im Jahre 1654 die Schützenfahne dem Grafen Königsmark, der mit seinen Schweden die Burg an der Lesum belagerte, entgegen getragen werden sollte, weigerte man sich, es zu thun; was zur Folge hatte, daß 10 Jahre später die Compagnie ganz aufgehoben wurde, nachdem ihr Aufzug längst untersagt war.

Bis so weit geht also aus dem Leben und Treiben der guten alten Zeit nichts hervor, was der jetzigen als Muster hingestellt werden könnte, sehen wir uns deßhalb weiter um! Da hören wir den frommen, religiösen, mildthätigen Sinn der Altväter preisen, wie er sich in Erbauung von Kirchen, in Errichtung von Wohlthätigkeitsanstalten auszeichnete. Das müssen wir einerseits anerkennen und ehren, andererseits aber tritt uns doch sogleich der Gedanke entgegen, daß der alte Glaube bei den meisten Leuten ein blinder Köhlerglaube war, der, von Unwissenheit getragen, sich vielfältig als ein trauriger Aberglaube erwies. Erinnert euch nur der in einigen Abschnitten enthaltenen Bemerkungen über den Hexen- und Teufelswahn der alten Zeit. Die

Zeit, in der man Zauberer verbrannte, wie z. B. jenen Mann, welcher vorgab, daß er ein Mittel besitze, um Diebe ausfindig zu machen, und Hexen, als welche man schon alte Mütterchen am Krückstock, mit rothen, triefenden Augen ansah, ersäufte, kann unmöglich wieder zurückgewünscht werden. Daß man Kirchen und milde Stiftungen begabte oder bauen ließ, that man lange nicht tauber Nüsse wegen, dafür, das lehrten ja schon die katholischen Priester, komme die Seele in den Himmel. Die Protestanten legten nachmals mehr Gewicht auf den blinden Glauben, weil die Werkheiligkeit im Ablaßkram so schandbar ausartete, aber was bezweckten sie damit? Die geistige Verdummung des Menschen. Nur, wo die Begriffe klar werden, kann von Emporstreben zu höherer Geistesstufe, verbunden mit Menschenfreundlichkeit und edler Gesittung gesprochen werden, wo aber ein wirklicher oder papierner Papst die Gewissen in Furcht und Zittern hält, entstehen Ausartungen der Menschennatur, die zu haarsträubenden Unthaten führen. Die hiesigen protestantischen Geistlichen eiferten von der Kanzel gegen das Possenspiel in den Fasten vor Ostern, als heidnischen Brauch, welchen die papistische Kirche noch gepflegt habe; sagten, Christus dürfe mit Belial keine Gemeinschaft haben; förderten aber die Angst und Heimlichkeit, mit welcher man von der Eingebung des Bösen sprach, dem man den Ursprung jeder Sünde zuschrieb. Die Folge war, daß leichtsinnige Menschen sagten, wir können nicht gegen die Macht des Satans, und noch liederlicher wurden, als sie etwa schon waren; quälte sie dann später die Reue, so that das wieder der Teufel, den man durch Beten und Singen beschwor. Erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem Dichtkunst und Wissenschaft im deutschen Volke so plötzlich und so erhaben das Auferstehungsfest gefeiert, verschwand jene Finsterniß allmälig ganz aus den Herzen und Köpfen der Leute. Da traten auch in Bremen Prediger auf, deren Gedächtniß, ihrer aufgeklärten, freisinnigen Richtung halber, noch heute in der Erinnerung dankbarer Schüler fortlebt.

O, halte man doch jederzeit die Wahrheit fest, daß Aufklärung in weltlichen und göttlichen Dingen die beste innere und äußere Mission ist, dann wird man immer weniger über Ungebundenheit und Zügellosigkeit der Sitten, über Ungehorsam gegen die Staatsgesetze zu klagen haben. Was läßt sich hingegen von einem Menschen

erwarten, dessen Einfalt so groß ist, daß er bei Wahrsagern, Goldmachern, Schatzgräbern und Sterndeutern sein Heil sucht? Muß ein solcher, der alsdann noch von Gaunern und Betrügern ausgebeutelt wird, nicht jeden sittlichen Anhaltepunct verlieren? Muß nicht Armuth und Elend bei ihm einkehren, ihn erst an den Bettelstab und dann zu Lastern und Verbrechen treiben? Solche Andeutungen lassen sich der Zeit entnehmen, die Viele die gute alte nennen, die nicht allein von Unwissenheit und Aberglauben, sondern auch von Lastern und Verbrechen erfüllt war. Geistige Finsterniß schafft sündige Menschen; Aufklärung hingegen läutert und veredelt sie auch in moralischer Hinsicht. Nicht das Ausmalen eines jüngsten Gerichtes, nicht das Bild der Hölle, nicht das sogenannte abschreckende Beispiel körperlicher Strafe treibt den Menschen auf den Pfad der Tugend; sondern die Erkenntniß, nach welcher das Gesetz der Sittlichkeit sich als ein naturnothwendiges in die Herzen schreibt. Auch in unserm Bremen kam manche traurige Verirrung vor, die lediglich ein Ausfluß der Wahngebilde war, die Manchen in den Köpfen spukten; zeigte sich ein Ablenken von dem Wege des Guten, das in Unwissenheit und Mangel an Selbstgefühl seinen tiefen Grund hatte.

Es würde das Zartgefühl verletzen, hier einen Punct in Betreff der Sittlichkeit anzuführen, der besonders grell auftrat in der Zeit, als die katholischen Priester mit ihrem Cölibat hier noch mächtig waren; die scheinheiligen Mönche in den Klöstern sich mästeten, wiewol solche Ausführlichkeiten, wie sie Erzählungen von andern Orten her liefern, mangeln würden, weil mit der einbrechenden Reformation die Schriften unserer Mönche und Pfaffen fast alle verschwunden sind.

Heftige Leidenschaften, Jähzorn, Haß, Rachsucht zeigten sich früher häufig und weit unbemäntelter als jetzt; führten aber auch eher zur blutigen That. Das 17te Jahrhundert sah 48 Mordthaten in der Stadt Bremen. Vierzig Personen wurden, oft nach schauderhafter Vergrößerung und Verlängerung der Qual, enthauptet. Keine Mordthat konnte durch mildernde Umstände eine geringere Strafe, als das Schwert, erhalten. Nur Flucht oder Selbstmord rettete den Verbrecher. Vierzehn Verbrecher, meist Soldaten, wurden erhenkt. Ein Diebstahl, im Werthe von 16 Groten, führte zum Galgen. Gefährliche Verbrecher zwickte man mit glühenden Zangen und räderte sie darnach.

So schnell manchmal einer zum Verbrechen kam, eben so schnell ereilte ihn auch der Urtheilsspruch der Richter. Arme, in ihrem Unglück verzweifelnde Kindesmörderinnen mußten ihr oft noch so junges, leichtsinnig geführtes Leben auf der Richtstätte verbluten, und dem im Wahnsinn zum Selbstmörder Gewordenen versagte man ein ehrliches Begräbniß, wie z. B. der geachteten Frau eines hiesigen Senators, welche durch die pietistischen Vorträge des Predigers Undernik zu St. Martini in solche Schwärmerei verfiel, daß sie an ihrer dereinstigen Seligkeit verzagte, unter Thränen und Seufzern viele Tage verbrachte, dann eines Morgens verschwand und außerm Stephanithore in einem Graben als Leiche wiedergefunden ward. Aus Vergünstigung wurde ihr neben der moorlosen Kirche ein Grab bereitet.

Zu solchen Bildern denkt euch nun noch folgende Uebelstände hinzu und sagt dann selbst, in wiefern die alte Zeit eine gute war!

Die Straßen in der Stadt waren bei ihren häufigen Krümmungen entweder schlecht oder kaum gepflastert, dazu voll Unflaths. Hühner, Gänse, Enten und anderes Gethier liefen ungehindert umher. Zur Nachtzeit war außer dem lieben Mondenscheine keine Gassenerleuchtung vorhanden, später hie und da eine kümmerliche. Die Todten beerdigte man auf den freien Plätzen um die Kirchen, gewöhnlich Nachts bei Fackel- und Laternenschein, wobei manches Unglück vorfiel. Die Wege außerhalb der Stadt nach nahen und fernen Ortschaften konnte kaum einer zu Pferde ohne Leibes- und Lebensgefahr passiren, dabei war es in ältester Zeit überhaupt unsicher zu reisen, der vielen Wegelagerer wegen. Die meisten jener Unzuträglichkeiten fanden erst während und nach der französischen Zeit ihre Endschaft.

Trotz solcher Schilderungen wollen wir aber das wirklich Gute früherer Jahrhunderte, wo wir es gewahren, lobend anerkennen und in Ehren halten. Manche herrliche Einrichtung, die noch segensreich fortbesteht, danken wir den Vorältern und ihrem Muthe, ihrer Tapferkeit, ihrem entschlossenen Kämpfen und Ringen, ihrer schlauen Benutzung günstiger Augenblicke danken wir die Freiheit und Selbständigkeit des kleinen Staates. Ihr unternehmungslustiger Geist machte Bremen zu einer angesehenen Handelstadt, öffnete manche Erwerbquellen und verbreitete Reichthum und Wohlhabenheit. Der Ruf der Bremer, als fleißige, treue, rechtschaffene und biedere Leute, ist im Auslande

durch sie schou begründet. Sorgen wir denn, denselben fest zu halten mit aller Kraft, damit er sich durch uns wieder weiterpflanze, ein Segen den kommenden Geschlechtern!

---

40. Bremen im deutschen Staatenbunde.

Der Gang der Weltereignisse ruht niemals, er schreitet unaufhaltsam fort und streut, indem er die Früchte, welche früheren Jahrhunderten entsprossen, zur Reife bringt, neue Samenkörner für die Zukunft aus. Es ist eine ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen, die sich aus fernster Vergangenheit zu uns herüber zieht und jede Wirkung gestaltet sich im Schooße der Gegenwart wieder zur Ursache, zum Keim neuer Entwicklungen. Das zweite Jahrtausend in der Geschichte Bremens hat begonnen, die Neuzeit, in der auch wir zur selbstbewußten Erscheiuung gekommen, um nach dem Willen der göttlichen Vorsehung unsere Rollen zu spielen, zu buchstabiren in dem großen Buche des Schicksals, das unsere Fragen über Warum und Wozu nur dunkel beantwortet, ist angebrochen. Sie fängt für uns an mit dem Sturze der napoleonischen Herrschaft über Deutschland.

Daß Bremen bald nach dem großen Siege der Verbündeten bei Leipzig, dessen Gedächtnißfeier innerhalb der Mauern unserer Stadt bis auf die letzten Jahre militärisch und kirchlich begangeu wurde, seine Streiter zur Theilnahme an dem Befreiungskampfe aussandte, ist schon erwähnt. Dieselben erreichten zwar Feindesland, kamen indeß nicht ins Feuer, denn schon am 31 März 1814 geschah die Uebergabe der französischen Hauptstadt in die Hände der Verbündeten, der bald ein Friedenschluß folgte. Sie kehrten zur Freude der Ihrigen wohlbehalten in die Vaterstadt heim. Da erscholl im März des folgendeu Jahres die Nachricht, daß Napoleon von seinem Verbannungsorte, der Insel Elba, entwichen und an Frankreichs Küste gelandet sei. Sofort rüsteten sich die Heere der Verbündeten zn neuen Schlachten und schon am 30 April verließen diejenigen Bremer

die Stadt, welche unter dem Kommando des braven Lützow kämpfen wollten. Obwol nun diese an den Hauptschlachten, den 15 Juni bei Charleroi, den 16 bei Ligny und 18 bei Waterloo tapfer mitfochten, selbst heftigen Angriffen ausgesetzt waren, so kam doch nur Einer von ihnen, Hermann von Kapff, der Sohn hiesiger, angesehener Eltern, dabei ums Leben. Einige Pferde wurden den Uebrigen erschossen. Das bremische Feldbataillon und die Böse'schen Jäger marschirten erst am 14 Juni aus der Stadt, erhielten die Nachricht vom glänzenden Siege unterwegs und kehrten unverrichteter Sache zurück.

Der Friede Europas gewann von da an eine sichere Grundlage, auf der sich Glück und Wohlfahrt der Völker gedeihlich zu entwickeln vermochte. Im Jahre 1815 beschlossen die europäischen Großmächte, daß Deutschland nicht wieder zu einem Kaiserreiche erhoben werden, sondern hinfort zu einem Bundesstaate sich einen solle, der den einzelnen Ländern Ruhe und Gedeihen im Innern, kräftigen Schutz nach Außen sichere. Den Hansestädten ward die Aufrechthaltung ihrer alten Selbständigkeit verheißen, Hamburg, Lübeck und Bremen, die ehrwürdigen Trümmer des alten, glorreichen Hansabundes, erhielten nebst der freien Stadt Frankfurt am Main im engern Ausschuß der Bundesglieder eine gemeinsame Stimme; auch schlossen sie sich dadurch mehr an einander, daß sie als Ersatz für das ehemalige Reichskammergericht zur letzten Entscheidung in Rechtsstreitigkeiten ein gemeinschaftliches Oberappellationsgericht einführten, das in Lübeck seinen Sitz erhielt. Das Directorium hat abwechselnd die eine oder die andere Stadt.

Der deutsche Bund hielt am 5. November 1816 in Frankfurt am Main seine erste Sitzung.

Groß waren die Erwartungen, welche das deutsche Volk, das im Befreiungskriege so treulich seinen Fürsten zur Seite gestanden, von der neuen Einigung hegte, und wenn auch zugegeben werden muß, daß nicht alle erfüllt wurden, ja hie und da, wo sie überspannt erschienen, vorläufig nicht erfüllt werden konnten, so war doch im Vergleich zu der, vordem in einzelnen Staaten herrschenden Tyrannei und Willkürherrschaft ein großer Schritt zum Bessern geschehen.

Auch in Bremen dachte man ernstlich an zeitgemäße Veränderungen im Staatswesen. Die bestehende Verfassung war so sehr alt

und der neuen Zeit durchaus unangemessen; hatte doch schon im 17ten Jahrhundert der verdienstvolle Bürgermeister Krefting für damalige Verhältnisse eine Umformung derselben beantragt. Dies wurde vom Senat anerkannt, als am 6. November 1813 die Zügel der Regierung wieder in seine Hand gelegt waren, indem er sich so ausließ: „Zu thun, was an uns ist, die deutsche Freiheit sichern zu helfen, sei unsere erste Sorge; und nach beendigter Befreiung die zweite, durch eine sorgfältige Reinigung unserer Verfassung von ihren früheren Mängeln den Völkern Europas zu zeigen, daß Bremen würdig sei, als selbständiger Staat ein Glied des deutschen Völkerbundes zu heißen.“.

Das nächste, was geschah, war, daß zu der Wahl eines Senators künftig auch die Bürgerschaft mitwirkte, anstatt ehedem der Senat bei eintretender Vacanz sich selbst ergänzte, und ferner, daß Senat und Bürgerschaft gemeinschaftlich eine Anzahl von Männern ernannte, welche eine mögliche Verbesserung der alten Verfassung in Berathung nahmen.

Während der Zeit hob sich Bremens Wohlstand mit der Zahl seiner Bevölkerung zusehends. Handel und Schifffahrt gewannen eine, zuvor nie gekannte Ausdehnung, und jegliches Gewerbe der Stadt blühete, durch sie mittel- oder unmittelbar gefördert, wundersam empor. Wo sich ein fremder Seehafen dem Welthandel öffnete, da wehte auch Bremens Flagge; zugleich bemühte man sich, aller Orten vortheilhafte Verträge für Handel und Schifffahrt der kleinen Republik, deren Name im Auslande neben dem der Schwesterstadt Hamburg stets angesehener wurde, abzuschließen.

So stellte sich Bremen immer glänzender als eine deutsche Handelsgroßmacht den Staaten fremder Welttheile gegenüber, unterdeß manche heilsame Verbesserung in seinem Innern vorging. Um die Verbindungen über Land mit andern Orten zu erleichtern, wurde der Bau von Kunststraßen, den die Franzosen schon in Angriff genommen, fortgesetzt und beendigt. Den bremischen Landleuten, deren Viele noch in oftmals drückenden gutsherrschaftlichen Verhältnissen lebten, ward das Recht des Abkaufs zugestanden. Die alte Eintheilung des Gebiets in Gohen hörte auf, dafür theilte man es in das Gebiet am rechten und das am linken Weserufer und bestimmte über jeden Theil aus der Mitte

des Senats einen Landherrn. Statt des früher gehegten Planes, von der Stadt aus einen Kanal nach der Lesum zu führen, um den Seeschiffen von Vegesack aus das Heraufkommen an die Stadt möglich zu machen, suchte man durch andere Mittel, namentlich durch Einrichtuug der Dampfschifffahrt den Verkehr auf der Unterweser zu erleichtern und zu heben. Im Jahre 1817 befuhr das erste Dampfschiff den vaterländischen Strom, der drei Jahre später, am 1 Mai, insofern wieder der freie Verbindungsweg der Stadt mit dem Weltmeere wurde, als nach endloser Bemühung verdienter Staatsmänner, der drückende elsflether Zoll sein Ende erreichte. *)

Eine wesentliche Umgestaltung erfuhren die höhern Schulanstalten, deren unzureichende Mittel der Staat bereitwilligst durch Geldhülfe unterstützte, ferner viele öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten und milde Stiftungen, zu deren Erweiterung und Sicherung ihres Bestandes reichlich milde Beiträge flossen, so daß die Behauptung nicht zu gewagt erscheint, daß das heutige Bremen dem schönen Beispiele der Altvordern würdig nacheifert.

Zur Ehre unserer Vaterstadt darf gesagt werden, daß in ihren Mauern ein Hülferuf wegen einheimischer oder fremder Noth noch nie vergebens erscholl. Wollte Gott, daß es in alle Zukunft sich so bewährte, und niemals, wie leider im Einzelnen vorgekommen, beim Geben ein Unterschied gemacht wird in Ansehung des Glaubens oder einer politischen Richtung; dann geht der wahre Segen der Spende dem Geber sicherlich verloren.

Eine höchst erfreuliche Erscheinung bot nach den Jahren der Fremdherrschaft das Streben der Gemeinden dar, den scharfen Gegensatz, welchen confessionelle Unterschiede begründeten, zu verwischen oder doch mehr zu mildern. Die Ansgari-Gemeinde ging mit edlem Beispiele voran, indem sie neben dem reformirten auch einen lutherischen Prediger anstellte. Die Gemeinden zu St. Pauli und St. Remberti folgten derselben bald nach. In Vegesack und Horn hob man den Confessionsunterschied ganz auf.

Ein für die Zukunft Bremens höchst bedeutsamer Schritt lag in der Gründung Bremerhavens, zu welchem Endzweck man von Hannover in der Gegend von Lehe an der Weser am Ausfluß der

*) Siehe Seite 235

Geeste ein Stück Land kaufte, welches an Flächeninhalt ungefähr den vierzigsten Theil einer deutschen Quadratmeile enthält. Vier Jahre dauerte es, daß holländische Wasserbaumeister das Bassin, welches gegenwärtig der alte Hafen heißt, — weil die letzten Jahre noch ein zweites Wasserbecken zur Aufnahme der größten Seeschiffe ins Dasein riefen, — fertig machten. Der alte Binnenhafen faßt bei einer Länge von 2600′ und verhältnißmäßig geringerer Breite etwa bis 50 große Segelschiffe.

Ueber so gedeihliche Entwickelung aller Lebensverhältnisse in unserem Freistaat hätten die Mängel der bestehenden Verfassung fast vergessen werden können, wenn sie nicht gar zu altersgrau in die Neuzeit herüber geblickt hätten; dazu kam, daß der Bürgerconvent in manchen Stücken eine erfreuliche Wirksamkeit zeigte, wenn auch nicht jeder Stand der bremischen Staatsgenossenschaft, welcher Steuern und Abgaben entrichtet, darin vertreten war. Die vor Jahren wegen Prüfung der alten Verfassung mit ihren Uebelständen niedergesetzte Deputation war allmälig vergessen und gewissermaßen durch Verjährung aufgelöst. Da ward in Frankreich, das schon so lange die Geschicke der Völker Europas zu bestimmen schien, der absolute Königsthron zum zweiten Male gestürzt und durch die bekannte Julirevolution 1830 ein Bürgerkönig, wie man zu sagen beliebte, zum Schirmherrn einer constitutionellen Verfassung eingesetzt. Alsbald regten sich in den meisten deutschen Gauen alle Diejenigen, welche nach dem großen Befreiungskampfe 1813, 14 und 15 sich mit einem Herzen voll frommer Wünsche, eitler Hoffnungen und getäuschter Erwartungen herumtrugen, vermeinend, daß nun der rechte Zeitpunkt zu ihrer Erhebung gekommen sei. Wer die Geschichte der Neuzeit kennt, weiß, welcher Art ihre Bestrebungen waren, welche Früchte sie ernteten. Da traten auch in Bremens Bürgerschaft entschlossene Männer auf, welche die alten Verfassungsmängel nicht vergessen hatten, die eine endliche, durchgreifende Verbesserung mancher Zustände und Verhältnisse zum Besten des Gemeinwohls sehnlichst wünschten. Ihre zu dem Endzweck gemachten Anstrengungen schienen anfänglich guten Erfolg zu haben, bald trat jedoch dieselbe Erscheinung ein, wie beim ersten Versuch einer Reform; die darüber gepflogenen Berathungen stockten, die gemachten Entwürfe geriethen bei Vielen in Vergessenheit.

Unterdeß gingen die Weltbegebenheiten ihren ruhigen, gemüthlichen Gang. Es herrschte Friede durch ganz Europa und der gewöhnliche Bürger dachte an nichts weniger, als daß im Staatswesen dies und jenes anders sein könne. Laßt euch mittlerweile Einiges erzählen, was dem Alltagsleben hie und da eine andere Färbung gab, in den Friedenstrank, von welchem Jedermann behaglich schlürfte, den bittern Wermuth mischte. Wir gehen dabei um einige Jahre wieder zurück, um einige Besonderheiten nachzuholen.

Im Jahre 1816 entstand in Folge von Mißwachs überall große Theurung, die auch bei uns den unbemittelten Mann hart drückte. Die Jahre 1827 und 30 brachten im Frühjahr eine zuvor nie gekannte Höhe der Wasserflut der Weser. Beide Male fielen bedeutende Deichbrüche vor, die viele Verheerungen anrichteten. Im erstgenanten Jahre brach am 6. März, bei einem Wasserstande von 17½ Fuß, der Theisenradsdeich an zwei Stellen, wodurch die Vorstadt größtentheils überschwemmt ward, mehrere Häuser vernichtet, andere stark beschädigt wurden. Zu gleicher Zeit brach der Habenhauserdeich. Dadurch kam die ganze Gegend um die Neustadt unter Wasser, wobei die beiden Heerstraßen nach Hannover und Oldenburg besonders an ihren zahlreichen Brücken großen Schaden litten. Im letztgenannten Jahre mußte der Hastedterdeich dem Andrängen der Sturmflut nachgeben, auch brach der wieder hergestellte Deich zu Habenhausen. Ebenso entstanden Deichbrüche bei Oslebshausen, Mittelsbühren und Catrepel im bremischen Gebiete an der Wumme, in welcher das Eis bei Kuhsiel einen Damm gebildet hatte, der die schwellenden Gewässer zurückhielt. Starke Stürme, mit heftigen Regengüssen verbunden, hatten die Unglücksfälle nicht allein herbeigeführt, sondern mehrten auch die damit verknüpften Uebelstände. Es wurden wiederum viele Wohnungen zerstört, viele Aecker und Gärten verwüstet und für die nächste Zeit ihrer Ertragfähigkeit durch den aufgeschwemmten Sand beraubt. Noch beklagenswerther, als diese Uebel, war indeß der Verlust an Menschenleben, der allemal unersetzlich ist. Leicht läßt sich eine solche Begebenheit aufzählen, leicht läßt es sich in bestimmten Zahlen angeben, daß so und so viel dabei zu Grunde gegangen ist, aber von dem Noth- und Jammergeschrei der bei einem Naturereignisse ihrer Habseligkeiten und vielleicht der theuren Angehörigen Beraubten verkünden die Blätter der Geschichte selten den nachfolgenden

Geschlechtern. Darüber muß der phantasiereiche Leser zwischen den Zeilen das Weitere zu finden wissen und es nach seinen eigenen Gefühlen ausmalen. Selten gelingt es auch einer Feder, einen traurigen Vorgang in seiner ganzen Größe und Ausführlichkeit zu schildern; in der Regel bekennt der Verfasser selbst, daß sein Vermögen nicht ausreiche, allen Schmerzensempfindungen in dem von ihm Dargestellten Worte zu verleihen. Das Elend einer Zeit vergißt die Welt allmälig, und selbst der unmittelbar davon Berührte entzieht sich seinen Nachklängen um so schneller, wenn eine milde Hand bemüht war, Ungemach mit tragen zu helfen, Schmerz zu stillen, Kummer zu verwischen. Und an thätiger Hülfe hat es bei uns, gottlob, zu keiner Zeit gefehlt! Sowol im Jahre 1827 als 1830 trat ein Hülfsverein zusammen, der namhafte Summen flüssig machte und durch sein menschenfreundliches Bestreben manchem Nothleidenden eine erwünschte Stütze wurde.

Das, seit der französischen Zeit nicht gesehene, schreckliche Schauspiel einer öffentlichen Hinrichtung durchs Schwert erlebte Bremen im Jahre 1831, den 21. April auf dem Domshofe, wo dem Stadthause gegenüber das Schaffot errichtet war, an einer furchtbaren Giftmischerin. Hoffentlich für alle Zeiten das letzte Mal, daß hier eine solche Urtheilsvollstreckung Statt gefunden hat.

Am 29. November des Jahres 1838 wüthete ein so heftiger Orkan, wie er seit Menschengedenken nicht da gewesen. Er erhob sich den Nachmittag gegen vier Uhr und tobte mit zunehmender Gewalt bis spät in die Nacht. Den nächsten Morgen waren die meisten Straßen der Stadt mit den Trümmern von den Häusern herabgestürzter Schornsteine und Ziegeln wie besäet. Auf der Weser waren Schiffe von den Ankertauen losgerissen, auf öffentlichen Plätzen und an den Landstraßen viele der stärksten Bäume entwurzelt oder ihrer Aeste und Kronen beraubt.

Den 20. April 1841 entstand in unserer Stadt bedenkliche Unruhe wegen des eingeführten Gesetzes der allgemeinen Wehrpflichtigkeit der Söhne bremischer Staatsgenossen. Bis dahin hatte man neben der Bürgerwehr für den täglichen Wachtdienst nur gekaufte Mannschaft gehabt. Obwol zwischen dem Militär, das beim Ausbruche des Tumultes, — man versuchte nämlich zur Ausübung roher Thätlichkeiten das Rathhaus zu erstürmen, — aus seinen Kasernen schnell

herbeigerufen ward, und den Unruhestiftern einige Angriffe vorfielen, die sich auf Kolbenstöße und Bajonettstiche einerseits und gewichtige Steinwürfe andererseits beschränkten, kam doch kein Mensch dabei ums Leben. Die Verhaftung der Haupttumultuanten stellte die Ruhe sofort wieder her, und die Wehrpflichtigkeit nahm ihren ungestörten Fortgang.

Solche und ähnliche Begebenheiten könnten aus der Neuzeit noch mehre erwähnt werden, — sie hat daran denselben Reichthum wie frühere Jahrhunderte, — wenn das euch gegenüber Hauptzweck dieses Buches wäre. Auch von Festlichkeiten, welche die Einwohnerschaft Bremens ganz oder doch größtentheils in Bewegung setzten, hat es hin und wieder nicht gefehlt, und es möchte hier wol am Orte sein, ehe wir zu den Ereignissen im staatlichen Leben zurückkehren, einer Feier zu gedenken, die in Bremens Geschichte als einzig in ihrer Art dasteht; die den freudigsten Anklang in den Herzen aller Bürger fand; die eine hohe Achtung von den Verdiensten eines Mannes beurkundete, der noch jetzt, im ehrwürdigen Greisenalter, in ungetrübter Geistesfrische für das Wohl unseres Freistaates thätig ist. Es ist die Jubelfeier des Herrn Dr. Johann Smidt in Betreff seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung als Bürgermeister der Stadt Bremen, welche am 26. April 1846 die lebhafteste Theilnahme aller Stände der hiesigen Bevölkerung hervorrief.

Schon der Vorabend des festlichen Tages setzte eine große Menschenmenge in Bewegung, als dem Jubilar unter Gesang- und Musikbegleitung ein Fackelzug gebracht wurde, der sich durch das Heerdenthor in die Stadt, über den Wall, aus dem Osterthore hinausbewegte und vor seinem Hause an der Contrescarpe in schönster Ordnung weilte. Nach einstimmigem Zeugniß der ältesten Personen übertraf jener Fackelzug an Großartigkeit alles, was in ähnlicher Weise in unserm Bremen jemals vorgekommen. Nachdem ein Chor von drittehalbhundert Sängern, aus zwölf verschiedenen Gesangvereinen, mit großer Pünktlichkeit „die Liebe“ von Cherubini, vorgetragen hatte, forderte eine Stimme in kurzen, kräftigen Worten die Versammelten auf, dem Jubilar ein dreimaliges Lebehoch zu bringen. Viele Tausend Menschen, welche die Wallanlagen diesseits und jenseits des Stadtgrabens umstandeu, stimmten darauf ein Hoch an, das nicht enden zu wollen schien. Dann trat Herr Bürgermeister Smidt vor die Versammlung, und einige Herren überreichten ihm den Text des Festgesanges, der mit goldenen Buchstaben auf

weißen Atlas gedruckt und in rothen Sammt gebunden war. Unter Musikbegleitung wurde nun der Festgesang gesungen und nach Beendigung des Gesanges sprach der Jubilar die rührenden Worte: „schwer wird es mir werden, den Dank für so viel Liebe in die wenigen Jahre zusammen zu drängen, die mir noch zu leben vergönnt sein mögen“ — worauf die Versammlung mit einem nochmaligen „Hoch“ ihn begrüßte. Zum Schluß dieser Vorfeier ertönte das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — Kaum waren die letzten Worte desselben verhallt, als sich auf dem Stadtgraben ein Feuerwerk entzündete, das von einer wundervollen Wirkung war. Beide Ufer waren plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, wahrhaft feenhaft erleuchtet. Der junge Rasen und das an Busch und Baum der schirmenden Knospe nur so eben entschlüpfte Frühlingsgrün glänzte vom lieblichsten Schimmer umflossen, mit schillernden Regentropfen behangen. Dazu war jeder freie Raum in der nächsten Umgebung mit Menschen ganz ausgefüllt, die, Kopf an Kopf gedrängt, in stummem Schweigen das herrliche Schauspiel bewunderten, bis mit dem Ersterben der Flamme das stille Wonnegefühl in einen allgemeinen Beifallruf überging.

Der wirklich imposante Fackelzug verfügte sich nun in bester Ordnung wieder ins Osterthor, über den Wall, durch die Bischofsnadel nach dem Domshofe, wo bei dem hellaufloderden Feuer der verbrennenden Fackeln noch einmal Arndts Lied vom deutschen Vaterlande gesungen wurde, womit die öffentliche Vorfeier schloß.

In der Frühe des folgenden Tages begrüßte den würdigen Jubilar der vielstimmige Gesang der jungen Zöglinge des reformirten und lutherischen Waisenhauses, Mädchen und Knaben. Allerliebst war dabei die Anordnung, daß paarweise, ein Kind aus dem reformirten und eins aus dem lutherischen Waisenhause, Hand in Hand verschlungen, die Kinder in holder Eintracht dahinwandelten und mogte dies um so mehr als erfreuliches Zeichen des Fortschrittes der Zeit angesehen werden, als früher, wie bekannt ist, der confessionelle Unterschied in der protestantischen Kirche gerade bei uns so strenge festgehalten wurde. Eine Stunde später, um 7 Uhr, folgte der Choral „Nun danket alle Gott!“ von dem Musikcorps unseres Linienmilitärs geblasen, und dann zur heitern Abwechselung die weltliche, fröhliche Musik der neuen Schützengesellschaft, die an dem Tage zum ersten Male in

ihrer bekannten Tracht, mit grünen Zweigen an den Hüten, aufzog. Allmälig, wie die goldene Sonne höher stieg, um mit ihrem freundlichen Lichte einen Festesmorgen zu bestrahlen, begann ein fast ununterbrochener Zug von Glückwünschenden zum Thore hinaus nach der Wohnung des Jubilars zu wallfahrten, unter ihnen in feierlichem Zuge die Abgeordneten von Rath und Bürgerschaft, welche ihm eine zur Erinnerung des Tages geprägte goldene Denkmünze überreichten. In einer silbernen Votivtafel ward dem Jubilar zugleich die ehrende Urkunde des Rath- und Bürgerschlusses über die Feier, so wie der mit ihrer Anordnung beauftragten, gemeinsamen Deputation überreicht, nach welchem sein Standbild, von unserm Landsmann C. Steinhäuser in Marmor auf dem Rathhause aufgestellt werden sollte.*) Von Bremerhaven war für den Begründer und Förderer dieses Platzes ein silberner Tabacksbehälter übersandt und von anderer Seite ein Rauchopfer des feinsten, westindischen Tabackes. Die St. Rembertigemeinde überreichte ihrem, um ihre Begründung hochverdienten, ehemaligen Bauherren, ein prachtvoll gebundenes, mit dem Bilde des heiligen Rembertus geschmücktes Album als Ausdruck dankbarster Gesinnung.

Auch aus fernen Orten, aus Hamburg, Lübeck, Hannover und Oldenburg erschienen hochgestellte Männer, sich an der Feier des Tages zu betheiligen. Eine Menge Beglückwünschungsschreiben von nah und fern liefen ein, darunter namentlich von dem Könige von Hannover, von Baiern, von Holland, von Dänemark, von dem Großherzoge von Oldenburg, dem Herzoge von Augustenburg u. s. w., endlich auch eine Zuschrift von den bremischen Kaufleuten in Newyork, die von einem hübschen Festgeschenke, „eine Prachtausgabe der letzten auf Kosten der amerikanischen Regierung unternommenen Entdeckungsreise im stillen Ocean“ **), begleitet war.

Die Feier des festlich schönen Tages zu erhöhen und der Theilnahme an derselben einen vereinten Ausdruck zu geben, war angeordnet, daß dem Jubilar zu Ehren in der obern Rathhaushalle großes Mittagsessen sein solle, zu welchem auch die hochgestellten fremden Gratulanten eine Einladung empfingen. Nachmittags 3 Uhr versammelten sich die Theilnehmer, der Senat, das Collegium der Aelterleute, die Geistlichkeit

*) Auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Bürgermeister Smidt ist die Aufstellung des Standbildes bis jetzt unterblieben.

**) Wie es in No. 718 der Weserzeitung heißt, die über das Fest ausführlich Bericht abstattete.

und die Vertreter und Mitglieder verschiedener Corporationen, Deputationen und Zünfte, im Ganzen gegen dreihundert Personen auf der Börse, um daselbst den Gefeierten des Tages zu empfangen. Im langen Zuge bewegte sich nach der Ankunft und Begrüßung des Jubilars, den die Rath und Bürgerschaft vertretende Deputation einführte, die Gesellschaft unter einem hübsch decorirten, zwischen Rathhaus und Börse ausgespanntem Zeltdache nach der obern Rathhaushalle, die im angemessenen Festesschmuck prangte. Man sah nicht bloß an den Wänden die Fahnen und Wappen der vier freien Städte, sondern auch die aller übrigen deutschen Bundesstaaten. Der Jubilar fand seinen Ehrenplatz zwischen dem zeitigen Präsidenten des Senates, Herrn Bürgermeister Noltenius und dem hannoverschen Staatsminister, Herrn von der Wisch. Die Tafel war mit schönen Sinnbildern, als dem Modell des Rathhauses, der Wohnung des Jubilars u. dgl. geschmückt, das hanseatische Musikcorps erhöhte die bald eintretende frohe Stimmung der Gäste durch passende Musikvorträge. Dem ersten Trinkspruch welchen Herr Bürgermeister Meier ausbrachte, in welchem die Verdienste und hervorragenden Eigenschaften Dessen, dem die Feier gelte, in einfacher Weise Erwähnung fanden, dankte Herr Bürgermeister Smidt in einer längern Rede, in der er, von seiner Person hinweg, den Blick auf die Zeit lenkend, namentlich auf den Umschwung hinwies, der seit den letztverflossenen fünfundzwanzig Jahren in alle Verhältnisse gekommen sei und faßte seinen Trinkspruch in die Worte zusammen: „Ich trinke auf die dauernde Lebensfähigkeit Bremens!“

Einem schallenden „Hoch“! folgten bald mehrere Toaste. Der Staatsminister von der Wisch sprach von den freundschaftlichen Beziehungen der beiden Nachbarstaaten und ließ den Senat hoch leben, die Abgeordneten aus Hamburg und Lübeck brachten Gruß und Segenswunsch der Schwesterstädte dem Jubilar und der Stadt Bremen. Endlich, nachdem auch noch dem deutschen Vaterlande, seinen Frauen und Jungfrauen, und vor Allem der Gattin des Jubilars ein „Hoch“ erklungen, gab Herr Bürgermeister Smidt mit einem Trinkspruch auf die Festordner das Zeichen zum Aufbruch. Die Gesellschaft begab sich wieder nach der Börse hinüber, wo sie unter heitern Gesprächen noch längere Zeit verweilte.

Während des Tages hatten alle an der Schlachte liegenden Schiffe ihren bunten Flaggenschmuck angelegt und mit dem Anbruche

des Abends entzündeten sich rasch die Kerzen von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Eine freiwillige, glänzende Erleuchtung durch die ganze Stadt schloß die Feier, welche einen so ungetheilten, allgemeinen Jubel bei den Bürgern erweckte; welche sich der lebhaftesten Theilnahme vieler, an fernen Orten weilenden Personen zu erfreuen hatte; die einzig dasteht auf den Gedenktafeln der vaterstädtischen Geschichte. *)

Auch in Vegesack und Bremerhaven wurde der 26. April festlich begangen. Die Einwohner des letztern Ortes, der in Herrn Bürgermeister Smidt seinen Gründer ehrt, thaten sich besonders rühmlich hervor, als der Jubilar am Dienstage, den 28. April, auf dem Dampfboote eine Fahrt dorthin unternahm, wobei ihn die fremden Gäste, welche die Anlagen daselbst zu besichtigen wünschten, begleiteten.

Es war ein erfreuliches Zeichen der Zeit. daß man jenes Fest eben deßhalb so wichtig hielt, weil der Mann, welcher im Mittelpunkte desselben stand, seiner der Aufklärung und dem geistigen Fortschritt huldigenden Ideen wegen so hochachtbar befunden wurde. Nicht allein die auswärtigen Angelegenheiten hatte er trefflich geleitet, nicht allein das materielle Wohl Bremens, namentlich soweit es von Handel und Schifffahrt getragen wird, kräftig gefördert; sondern auch in Verwaltung und Inspection der Kirchen und Schulen des bremischen Staates segensreich gewirkt und Sorge getragen, daß sie immermehr Pflanzstätten wahrer Menschenbildung würden.

Nach und nach erwachte in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts eine gewisse geistige Regung, welche auch den mittleren Bürgerstand ergriff und im Drange nach höherer Bildungsstufe selbst in die untern Schichten des Volkes sich schwach verbreitete. Diese Wahrnehmung ging durch ganz Deutschland und konnte dem genauen Beobachter auch in Bremen nicht entgehen. Was zuerst in dieser

---

*) Leider war die Abendfeier vom Wetter nicht begünstigt, es regnete anhaltend. Dennoch aber wogte eine große Menschenmenge auf allen Straßen. Besonders zog manches sinnreich ausgedachte Transparent durch Bild und Umschrift die Blicke auf sich. In der Osterthorstraße sah man vor einem Hause einen Schmied, der einem auf dem Ambos liegenden Krebs die Füße zerschmetterte, mit der Inschrift:

Der Krebs, der geht zurücke,
Smidt bricht ihm das Genicke. —
„Es lebe der Fortschritt!“

Hinsicht eine allgemeinere Wirkung zeigte, die Gemüther lebendig erfaßte und den Gebildetern mit sittlicher Entrüstung erfüllte, war die Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes, den der Erlöser der Menschheit getragen haben soll, im Dome zu Trier an der Mosel. Daran knüpfte sich eine religiöse, dem Aberglauben und der Volksverdummung feindliche Bewegnng, die in dem Deutschkatholicismus ihren Hauptausdruck fand. Um jene Zeit erschien in Bremen als Vertreterin freisinniger Ideen die „Weserzeitung“, ein schnell durch ganz Deutschland verbreitetes, vielgelesenes Blatt, das in einigen deutschen Staaten sogar mit Verbot belegt wurde. Die Bremer sahen dann, wie seit der Reformationszeit leider so oftmals schon, durch einen Artikel in der Weserzeitung, dessen anonymer Verfasser ein hiesiger geachteter Geistlicher war, veranlaßt, einen leidigen Pastorenstreit vor sich gehen, der zu manchen ärgerlichen Auftritten führte. Einige kräftige Beschlüsse und heilsame Anordnungen des Senates machten demselben ein Ende. Da kam die Dürre des Sommers 1846, die zwar trefflichen Wein, aber theures Brotkorn reifte, daß den folgenden Winter große Theurung entstand, und, wie immer, trug die Noth des Augenblickes dazu bei, die im Volke vorhandene geistige Erregtheit zu mehren. Allerdings erwies sich das nächste Jahr wieder als ein höchst fruchtbares und gesegnetes, dennoch aber war der Keim zu den nachfolgenden Ereignissen im stillen Werden. Bei Vielen war in gewissen Dingen eine hellere Einsicht geweckt, und manches, was bis dahin durch Herkommen oder Gewohnheit geheiligt galt, war als Uebelstand erkannt worden. Viele vermeinten, daß sich die Welt auch selbst dann noch recht gut regieren lasse, wenn dies und jenes eine andere Gestalt gewinne, ja Einige glaubten sogar erkannt zu haben, daß es besser gehen würde, wenn ein wesentlicher Umschwung erfolgt sei.

In feurigen Zungen senkt sich der Geist nicht urplötzlich vom Himmel, seine Kräfte sind stets vorhanden und gedeihen in allmäliger Entwicklung; aber dennoch bedürfen sie zu außerordentlichen Thaten der äußern Anregung, um wie mit einem Schlage in die Erscheinung zu treten. Der electrische Strom ist immer in den Körpern, aber nur durch äußern Reiz hervorgebracht sprühen seine Blitzfunken.

Daß ein innerer Drang nach Bildung aller geistigen Fähigkeiten den ganzen Bürger- und Arbeiterstand durchglühete und nach

Befriedigung rang, bewiesen die in den Anfang der Jahre 1846 und 48 fallenden Stiftungstage des Vereins Vorwärts und des Bürgervereines. Auch die damals immer mehr in Aufnahme kommenden zahlreichen Gesangvereine zeugten von gleichem Streben.

Unter solchen Anzeichen nahete ein merkwürdiges Ereigniß heran, das, ähnlich wie frühere, abermals von Frankreich die Anregung zum jähen Aufblitzen erhalten zu haben schien. Wir meinen den Zeitpunct, als im deutschen Volke der Traum von der Macht und Herrlichkeit der alten Kaiserzeit erwachte, als in ihm das Bedürfniß nach ganzer, wahrer Einigung sich so seltsam regte. Fast mochte man meinen, daß der Geist des alten Barbarossa, der im Innern des Kiffhäuserberges der Erlösung Deutschlands harren soll, sich anschicke, emporzusteigen zum Glanze früherer Kraft und Größe. Es war das Frühjahr 1848, das eine weltgeschichtliche Bedeutung gewann. Da nahm das frankfurter Parlament seinen Anfang; die Schöpfung, welche heute, — nach sieben Jahren, — zur Mähre geworden, die Großväter lauschenden Enkeln erzählen; der Bundestag ward als eine veraltete Einrichtung, die sich selbst überlebt habe, bei Seite geschoben; ein Reichsverweser wurde ernannt; das ganze deutsche Volk wollte wehrhaft sein und versammelte sich zu Waffenübungen; Deutschlands Frauen und Jungfrauen opferten reiche Gaben, auch die ärmste brachte ihre Spende, daß zum Schirm eines einigen, freien und starken Deutschlands auch auf dem Meere eine deutsche Flotte erstehe. Unser Bremerhaven hatte die Ehre, sie auf seiner Rhede vor Anker liegen zu sehen. Da war eine Zeit, in der Jeder dem anbrechenden Tage entgegenjauchzte, freilich nur Viele deßhalb, weil es Andere thaten, sie wußten selbst nicht, warum. Doch überlassen wir das der allgemeinen Geschichte, indem wir uns den Vorgängen in Bremen zuwenden!

Hier schien denen, die längst eine durchgreifende Veränderung unserer Staatsverfassung gewünscht und gehofft hatten, — und zu diesen zählten viele angesehene, einflußreiche Männer, — der rechte Augenblick gekommen zu sein, dem Senate ihre darauf bezüglichen Anliegen vorzutragen. Am 7. März wurde im Bürgerverein eine Bittschrift entworfen, die sofort zahlreiche Unterschriften fand. Der Hauptinhalt der Schrift war dahingerichtet, die politische Gleichberechtigung aller bremischen Staatsbürger zu erlangen. Durch eine

besonders dazu ernannte Anzahl von namhaften Bürgern ward sie am nächsten Mittage dem Senate überreicht, welcher nach einstündiger Berathung über den wichtigen Gegenstand demselben seine Zustimmung ertheilte. Maßlose Freude erfüllte die Herzen Aller, die jener Eingabe entweder durch Mitunterzeichnung oder in anderer Weise ihren Beifall gezollt hatten. Den Abend des 8. März war die ganze Stadt festlich erleuchtet. Der alte Bürgerconvent löste sich auf, eine neue Bürgerschaft aus 300 Mitgliedern bestehend, bei deren Wahl jeder bremische Staatsgenosse, der den Bürgereid geleistet, gleichberechtigten Antheil genommen, trat in Thätigkeit. Manches sollte nun eine neue Form empfangen und die nöthigen Berathungen wurden mit allem Eifer geführt. Bremen, das war der Grundgedanke, nach welchem die große Mehrzahl der Bürger Alles neu gestalten wollte, soll in Wahrheit eine democratische Republik werden. Wie wurde nun in Vereinen gestritten und debattirt, bald über allgemein deutsche, bald über speciell bremische Angelegenheiten! Wie wetteiferte man in Vorschlägen, durch die das Wohl unserer guten Stadt fördersamst erreicht werden sollte! Mit dem Beginn des nächsten Jahres war eine neue bremische Staatsverfassung fertig. Unter dem Vorbehalt, sie während des Verlaufes der nächsten drei Jahre einer genauen Prüfung zu unterwerfen, um darnach dasjenige daran zu ändern, was sich im Leben als unanwendbar und unpassend erwiesen, wurde sie am 8. März des Jahres 1849 in gemeinschaftlicher Sitzung von Senat und Bürgerschaft von den zeitigen Präsidenten beider Staatsgewalten unterzeichnet.

Den Nachmittag desselbigen Tages sah man einen, mit Fahnen und andern Abzeichen glänzend geschmückten Festzug, der sich auf dem freien Raume vor den Bahnhofgebäuden ordnete und durch das Ansgarithor in die Stadt bewegte. Er nahm seinen weiteren Weg über den Wall nach dem Doventhore, und dann durch die Mitte der Altstadt, um den Marktplatz herum, nach dem Domshofe. Am Rathhause waren zwei große Flaggen ausgehängt, die schwarz-roth-goldenen deutschen neben den bremischen Landesfarben. Tausende von Menschen bildeten den Zug, Tausende waren aus allen Stadttheilen als Zuschauer herbeigeströmt. Auf dem Domshofe war nach allen Richtungen eine unabsehbare Menschenmenge wahrzunehmen; überall ein Wogen und Drängen; trotzdem aber fast lautlose Stille, als der

seiner vielen Fahnen wegen wirklich pomphafte Zug sich in Reihen gestellt hatte und ein starker Sängerchor ein Festlied anstimmte, nach dessen Beendigung, von einer mit Tüchern und Laubwerk geschmückten Tribune herab, eine der Bedeutung der Feier angemessene Rede gehalten wurde. Ein nochmaliger Gesang ertönte, darnach trennte sich der Festzug in seine einzelnen Abtheilungen, um in schönster Ordnung nach den verschiedenen besondern Sammelplätzen zurückzukehren. Am Abend des wichtigen Tages erscholl in mehreren stattlich aufgeputzten Localitäten, wo sich bremische Bürger zum heitern Festmahle versammelt hatten, mancher kernige und sinnreiche Spruch auf die Wohlfahrt Bremens unter dem Schutz und Schirm der neuen Verfassung. Der Tag, an welchem sie von Senat und Bürgerschaft feierlichst eingesetzt sei, hieß es, solle allen Bremern in Zukunft ein Tag der Freude und des Dankes sein, dessen Wiederkehr festlich begangen werde. Bis spät in die Nacht verkündete der schimmernde Glanz einer freiwilligen Erleuchtung die frohe Theilnahme, die alle Einwohner der Stadt der herrlichen Feier widmeten.

Am 19. April trat verfassungsmäßig eine neu erwählte Bürgerschaft zusammen, der sogleich eine Menge höchst wichtiger Berathungen oblagen, z. B. über das Volksschulwesen, eine Gewerbeordnung u. s. w. Nach der neuen Einrichtung war der Senat auf 16 Mitglieder zu beschränken, welche Verminderung durch den Uebertritt mehrer Herren Senatoren in das zu organisirende Richter-Collegium sofort angebahnt ward.

In der neuen Bürgerschaft entzündeten sich bald heftige Parteikämpfe, die dadurch einen zu beklagenden Character gewannen, daß man sich auf beiden Seiten oftmals so wenig mäßigte, wie die stenographischen Berichte aus jener Zeit deutlich genug nachweisen, und manche Gehässigkeit an das Licht treten ließ. Die überwiegend größte Anzahl der dreihundert Vertreter zählte zur Volkspartei, die in der vorigen Bürgerschaft zwar auch vorhanden gewesen, aber stets in der Minderheit geblieben war. Die letztere hatte in ihrer Mehrheit einem liberalen Conservatismus gehuldigt. Eine solche schroffe Parteistellung, wie die neue Bürgerschaft zeigte, hatte es in unserm Bremen seit dem Sturze der Hundertundviermänner, mithin seit dreihundert Jahren nicht gegeben.

Zu der traurigen Spaltung in der Bürgerschaft gesellte sich nach und uach auch ein Zerwürfniß mit dem Senate, wozu die politischen

Verhältnisse des gesammten deutschen Vaterlandes in ihrer Beziehung und Wirkung auf unsern Staat wol die hauptsächlichste Veranlassung boten.

Bekanntlich wurde nach Auflösung der in Frankfurt tagenden deutschen Nationalversammlung zuletzt der alte Bundestag wieder ins Leben gerufen und die einzelnen deutschen Regierungen hatten die in ihren Ländern bestehenden, meistentheils seit 1848 neu eingeführten oder revidirten Verfassungen den Gesetzen und Beschlüssen des Bundes gemäß einzurichten, wobei ihnen im Nothfalle Unterstützung mittelst Waffengewalt zugesichert wurde. Unser Senat wollte der Vorschrift des Bundes baldmöglichst nachkommen, und die neue Verfassung, welche auf die außer Kraft gesetzten sogenannten „Grundrechte“ des deutschen Volkes, die das frankfurter Parlament entworfen und bekannt gemacht hatte, basirt war, einer Durchsicht und Aenderung unterwerfen; konnte aber auch in diesem Puncte mit der Bürgerschaft zu keiner Einigung gelangen. Eine Zögerung schien seiner Ansicht nach unzulässig, auch dem Bestehen unseres kleinen Freistaates, der dazumal aus allgemein bekannten Ursachen in vielen deutschen Staaten in sehr üblem Rufe stand, höchst nachtheilig sein zu können; daher nahm er zu dem von Bundeswegen angewiesenen Mittel seine Zuflucht. Ein Bundescommissair kam im März 1852 hierher, und im Einverständniß mit demselben erklärte der Senat die bestehende Bürgerschaft für aufgelöst, setzte mehre Abschnitte der neuen Verfassung außer Kraft und hob das Versammlungs- und Vereinsrecht zur Verfolgung politischer Zwecke vorläufig ganz auf. *)

Seit jenem Ereignisse sind drei volle Jahre vergangen. Unter dem Schutze des deutschen Bundes sind vom Senate und der neuconstituirten Bürgerschaft, die nach einem andern Wahlmodus berufen ist und nur aus einhundertundfunfzig Vertretern besteht, die damals für nothwendig erachteten Veränderungen vorgenommen. Manche Gesetze und Verordnungen, der revidirten Verfassung angemessen, sind seitdem

*) Durch einen Erlaß des Senates vom 19. Mai 1851 war nämlich das Vereinsrecht nur für die Dauer eines Jahres aufgehoben. Im Eingange desselben hieß es, daß eine solche Beschränkung im Interesse des Gemeinwesens für nöthig erachtet worden sei. Die betreffenden Vereine stellten darauf an demselben Tage ihre Wirksamkeit ein. Am Dienstage, den 20. Mai, erschien die letzte Nummer der democratischen Zeitung, die „Tages-Chronik.“

erlassen, und die Regierung unseres kleinen Staates geht ihren ruhigen, wohlgeordneten Gang. Die Zahl der Mitglieder des Senates ist während dieser Zeit überhäufter Geschäfte wegen, um zwei vermehrt worden. Vereine zum Zweck politischer Besprechungen sind bis heute nicht wieder ins Leben getreten. Das Schulwesen hat durchgreifende und umfassende Verbesserungen erfahren, deren zu Nutz und Frommen einer tüchtigen Jugendbildung, der sichersten Grundlage eines in sich kräftigen, gediegenen Bürgerwesens für kommende Zeiten, noch mehre zu erwarten stehen. An die Stelle der mit manchen Uebelständen begabten, in Form und Wesen veralteten Aemter und Zünfte der hiesigen Handwerker ist eine Gewerbeordnung getreten, die bereits in mehr, als einer Hinsicht ihren zeitgemäßen Character, ihren practischen Nutzen bewährt hat. Zur Wahrung der Intressen einzelner Gewerbe, wie des Gewerbestandes überhaupt, wird zu bestimmten Zeiten ein Gewerbeconvent zusammenberufen, an dessen Spitze zur besonderen Pflege und Regulirung von Gewerbesachen unter Inspection des Senates eine Gewerbekammer steht. Das Collegium der Aelterleute ist eingegangen; dafür nimmt eine Handelskammer und ein Kaufmannsconvent diejenigen Geschäfte wahr, die zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt unumgänglich nothwendig sind.

Der bremische Handel ist trotz starker Concurrenz und mancher ungünstigen Zeitverhältnisse in Flor geblieben. Bremen dankt dies nicht so sehr seiner glücklichen Lage an einem schiffbaren Strome, mit welchem es bis in die Mitte Deutschlands reicht, als vielmehr dem Unternehmungsgeiste und der Solidität seines Kaufmannsstandes und der weisen Vorsorge der Regierung, die stets bemüht ist, durch Verträge mit auswärtigen Staaten ihm freie Bewegung zu verschaffen. Durch den Anschluß an das Eisenbahnnetz, daß seine Fäden über ganz Deutschland verbreitet, und die Oberweserdampfschifffahrt, ist Bremen längst in erleichterten Verkehr mit dem Binnenlande, durch eine regelmäßige Postdampfschifffahrt in engere Verbindung mit Nordamerika getreten, und jährlich werden vom Staate im Interesse des Handels und der bedeutenden Rhederei erhebliche Opfer gebracht. Die bremer Flagge weht auf allen Meeren, ist bekannt und geachtet in allen Häfen der alten und neuen Welt. In hohem Ansehn steht sie namentlich in Nordamerika, wo sie unter denen aller seefahrenden Nationen nächst der englischen wol am häufigsten vorkommt.

Wo sich dem Verkehre eine neue Bahn erschließt, da sind bremer Kaufleute gewiß immer die ersten mit, welche ihre Schiffe dorthin senden. Bremens Ein- nnd Ausfuhr bewegt sich im Durchschnitte um die runde Summe von 40 bis 50 Millionen Thaler Werth. Die Haupteinfuhrartikel sind rohe Baumwolle und Taback, ferner Kaffee, Thee, Reis, Zucker, Häute, Bauholz, Theer, Thran, Färbeholz, Wein, englisches Baumwollengarn und Manufacturwaaren. Bremen ist gegenwärtig ein bedeutender Markt für Getreide, Rappsaat, Mehl, Schinken, Speck, Butter, Lumpen, Knochen, Rum, Sprit, Hanf- und Leinsaat u. s. w.; seine Kaufleute treiben im eigentlichsten Sinne des Wortes den Waarenhandel. Unter den Gewerben, deren Erzeugnisse unmittelbar in den Handel kommen, hat die Cigarrenfabrikation in jüngster Zeit in der Stadt selbst an Großartigkeit bedeutend abgenommen, jedoch haben viele bremer Kaufleute ihre Fabriken in das Gebiet deutscher Zollvereinsstaaten verlegt und dadurch einen Theil ihres Vortheils gerettet.

Besonders ausgedehnt wurde in den letzten Jahren die Rhederei und der Schiffbau betrieben. Bremen besitzt gegenwärtig 252 Seeschiffe, mit 63,872½ Last Tragfähigkeit *). Einzelne Handlungshäuser haben über zwanzig eigene Schiffe. Eine Haupttriebkraft zu ihrer Entfaltung fand die Rhederei in der neuesten Zeit durch die immermehr um sich greifende Auswanderungslust im deutschen Volke. Fast die Hälfte derer, die das deutsche Vaterland verlassen, um jenseits des Oceans eine neue Heimat zu begründen, geht über Bremen. Die Zahl der Auswanderer, welche ihren Weg über unsere Stadt nehmen, stieg im letzten Jahre auf circa 30,000. Mancherlei bekannte vortheilhafte Einrichtungen sind es, die Bremen im Inlande in dieser Hinsicht Ruf verschafften; wir gedenken hier nur der gesetzlichen Bestimmungen über Anzahl und Verpflegung der Passagiere, des Nachweisungsbureaus, das jedem Auswanderer unentgeltlich Rath und Belehrung ertheilt, des Auswandererhauses in Bremerhaven, der verbesserten Einrichtung der Schiffe u. s. w.

So hat unser Bremen dem Fortschritte und dem Bedürfnisse der Zeit vielfältig Rechnung getragen. Was lebenskräftig und der

*) Der Staatskalender giebt für dies Jahr an: 62 volle Schiffe, 96 Barkschiffe, 57 Brigs, 11 Schoonerbrigs, 1 Schoonerbark, 7 Galllioten, 5 Schoonergallioten, 10 Schooner, 1 Kuff, 2 Dampfschiffe.

weitern Fortentwicklung fähig aus alter Zeit herübergekommen, ist treu benutzt, um im neuen Gewande, in verbesserter Gestalt der Gegenwart zu dienen, den kommenden Geschlechtern aber eine Grundlage zu sein zum fernern Ausbau, wie ihn ein neuer Zeitgeist und neue Verhältnisse nöthig machen werden. Der Baum, der durch ein Jahrtausend seine Aeste und Zweigen getrieben hat, ist noch im vollen Wachsthum, im fröhlichen Entfalten. Bremen nimmt in seiner Bedeutung als einer der ersten Handels- und Verkehrsplätze der alten Welt rasch zu, die Grenze seiner Entwicklung ist bis jetzt noch nicht zu bestimmen. Nehmen wir es daher als ein Zeichen frischer, jugendlicher Kraft, als eine Bürgschaft für das Gedeihen unserer inneren staatlichen Verhältnisse im Leben der Zukunft, daß solche Kämpfe, wie die letzten Jahre sie gesehen haben, bei uns geführt wurden. Wo Gegensätze sich reiben, kann am Ende nur Gutes erreicht werden, so lange nämlich die eine Kraft die andere, ihr feindlich entgegenstrebende, nicht völlig besiegt und unterdrückt hat. Manche ersprießliche Einrichtung ist, wie oben bereits angedeutet wurde, getroffen; manche heilsame Veränderung herbeigeführt, und Bremens Wohlfahrt nicht gesunken. Die geistige Bildung hat in den letzten Jahren keinen Rückschritt gemacht, sich vielmehr verallgemeinert, indem sie auch in solche Kreise sich Bahn gebrochen, die vordem weniger empfänglich für sie zu sein schienen. Einzelne begabte Männer haben unverkennbar segensreich gewirkt, namentlich ist durch größere und kleinere Bildungsvereine, wir gedenken hier vorzugsweise des Vereins „Vorwärts!" zur Hebung der mittlern und untern Stände hiesiger Einwohnerschaft in geistiger und sittlicher Hinsicht Erhebliches geleistet. Die spätere Zeit wird die Namen jener Männer zu ehren wissen, denen hier in höherm oder geringerm Grade der öffentliche Dank gebührt. Sie wird unparteiisch urtheilen, und die Scheu mißachten, die dem freieren Lauf unserer Gedanken eine Grenze setzt.

Schlußworte.

Wir stehen jetzt am Ziele unserer Wanderung. Durch längst entschwundene Zeiten seid ihr uns gefolgt; wir haben Bild an Bild zu reihen versucht; das Thor der Gegenwart hat sich aufgethan. Mit jeder vorübereilenden Minute spinnt sich die Geschichte fort. Das Versprechen, euch aus Bremens Vergangenheit das Wesentlichste und Wichtigste vorzuführen, ist erfüllt. Ob dabei der Erwartung eines Jeden entsprochen ist, bleibt für uns ein Problem, da ein öffentliches Urtheil — wenn nämlich diese Arbeit von irgend einer Feder dessen gewürdigt werden sollte — meist nur einzelne Stimmen vertritt. Thorheit wäre es indeß, zu meinen, daß die in diesem Werke ausgesprochenen Ansichten, die Art der Behandlung des Stoffes, seine Uebersichtlichkeit und was sonst hierher gehört, von Jedermann unbedingt anerkannt werden wird, und Vermessenheit, zu glauben, daß es keine Fehler und Mängel habe. Mit Lust und Liebe haben wir es angefangen und zu Ende geführt, und gereicht es uns zur besondern Freude, hier der regen Theilnahme, die demselben geworden ist, öffentlich unsern Dank abzustatten. Uns gilt es als ein schönes Zeugniß, daß das Interesse für alles Vaterstädtische noch rege ist; daß Liebe und Begeisterung für bremische Geschichte noch die Herzen durchglüht. Möge dieses Buch dazu beitragen, daß das Letztere ungeschwächt fortdauere und sich auf das heranwachsende Geschlecht übertrage! In der Erfüllung dieses Wunsches würde der herrlichste Lohn enthalten sein für die Zeit und Mühe, welche die Ausarbeitung desselben verursacht hat.

In unserer Zeit, die mehr, als irgend eine frühere, Geistesbildung als das Paladium der Menschheit preist, dem jedes Alter und jeder Stand zustreben soll, mag ein Buch, das mit der Geschichte des Staates, in welchem wir leben, bekannt zu machen trachtet, wol unbedenklich als eine passende Erscheinung bezeichnet werden. Ist Geschichtskenntniß dem Gebildeten überhaupt ein Bedürfniß, so müssen ihm Mittheilungen über die Vergangenheit seiner Vaterstadt jedenfalls am wichtigsten erscheinen. Jeder muß zunächst im eigenen

Hause Bescheid wissen; muß den Boden kennen, in welchem seine ganze Existenz Wurzel geschlagen. Mit ganz andern Augen sieht man die Dinge an, sobald man weiß, wie sie so wurden, wie sie sind. Manche Gestaltung erweist sich als nothwendig, man lernt sie liebgewinnen und schätzen, sobald man von ihrer Bedeutung und ihrem Ursprunge unterrichtet ist.

Die Geschichte soll uns Aufschluß und zugleich Belehrung geben, wie unsere Zustände und Verhältnisse im Staatlichen, Religiösen und Gesellschaftlichen sich entwickelt haben; welcher Art die Bedingungen waren, die zum Kampf, aber auch zum Siege; zu manchen Beschwerden, aber auch zum Fortschritt führten; mit denen sich am Ende Glück und Wohlstand, Ruhm und Größe verband. So reich aber die Geschichte unserer Vaterstadt an Begebenheiten ist, so reich ist sie auch an Belehrungen. Allerdings fehlen dazu in diesem Buche die nöthigen Hinweisungen; jedoch in der Voraussetzung, daß bei den einzelnen Thatsachen der denkende Leser die etwaigen Anknüpfungspunkte für eine Betrachtung schon finden werde, und daß ihrer viele gefunden werden können, wer will das bestreiten? Zu wahrer, gediegener Belehrung gehört indeß auch wissenschaftliche Begründung der einzelnen Thatsachen, die Angabe der Beweggründe, die zu irgend einer Handlung leiteten, der genaue Nachweis der Quellen, und dies Alles ist hier übergangen worden, weil Hauptzweck war, den Stoff im Allgemeinen bekannt zu machen. Der Umfang des letztern ist nun, wie ihr gesehen, bald größer, bald geringer gewählt, je nachdem entweder das Interesse es heischte oder Vorlagen dazu vorhanden waren; namentlich ist das Bild der jüngsten Jahre in seinen Hauptzügen nur flüchtig hingeworfen, vielleicht kaum nach allen Seiten genügend skizzirt, aber wozu bedurfte es einer weiten Ausführlichkeit, wo ihr mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört habt? Vollständiger, als der beschränkte Raum dieses Buches ein Ausmalen gestatten konnte, wird es in eurer Erinnerung leben. Der Stoff, den namentlich die letzten sieben Jahre auch für Bremens Geschichte geliefert haben, ist zu umfangreich, um in einer nothwendigen Kürze erschöpfend dargestellt werden zu können; auch würde es schwer halten, da manche Verhältnisse noch zu neu, andere erst im Werden begriffen sind, den richtigen Standpunct zu gewinnen, von dem aus das Ganze sich klar überschauen läßt. Manche Einzelheit, die bei einer treuen, ausführlichen Schilderung aller Begebenheiten

nicht übergangen werden darf, hat hier ihren Platz nicht gefunden, weil sie — wir verhehlen den Beweggrund durchaus nicht — noch zu sehr vom Parteistandpuncte aus betrachtet und beurtheilt wird. Manche bedeutende Persönlichkeit, die in den letzten Jahren eine wichtige Rolle spielte, deren Character in Wort und That vor unser aller Augen sich hingestellt, ist nicht erwähnt worden, eingedenk des solonischen Wortes, daß man keinen Menschen vor seinem Ende glückselig preisen soll, wozu sich indeß noch einige Variationen machen lassen. Es giebt Ereignisse im Leben, bei welchen man erst Viel vergessen muß, bis man sich gewöhnt hat, sie rückwärts mit ruhigem, vorurtheilsfreiem Blick zu überschauen. Erst wenn ihre Verjährung eingetreten ist, man ihre Früchte geschaut, vielleicht auch genossen hat, gewinnt man von ihnen eine klare Ansicht, ein unbefangenes Urtheil. Gar oft weckt erst die Zeit eine tiefere Einsicht, so daß man die Weisheit schätzen lernt, die uns einen Weg führte, den wir anfangs mit innerem Widerstreben wandelten.

Dabei läßt sich indeß nicht verkennen, daß es im Leben auch Vorfälle giebt, über die unsere Ansicht und Meinung sich niemals ändert, ja, wenn wir nicht uns selbst verleugnen, unser ganzes Bewußtsein von Recht und Pflicht verletzen, alle Begriffe von Ehre, Religion und Sittlichkeit untergraben oder auf die Spitze stellen wollen, niemals anders denken und urtheilen können, als in dem Augenblicke, in welchem sie vorfielen. Ohne irgend welche Beziehungen anzudeuten, wollen wir nur des Meineides, Treubruches oder Verrathes erwähnen, wer könnte, wo sie begangen, jemals einen Grund auffinden, sie zu rechtfertigen oder gar als Kleinigkeiten hinzustellen? — Leider giebt es in der Geschichte Episoden, die dergleichen Verbrechen aufweisen; wir aber, in unserm Bremen, dürfen uns rühmen — abgesehen von Fällen, die Einzelnen zur Last gelegt werden müssen — daß zwischen unserer Obrigkeit und ihren Bürgern stets ein Geist der Biederkeit, Offenheit und des redlichen Vertrauens gewaltet hat, wie ihn andere Staaten in einer gleich langen Reihe von Jahren schwerlich schöner erfahren haben. Wol hat es einzelne Augenblicke gegeben, in welchen eine Meinungsverschiedenheit die hellere Einsicht trübte, Irrthum und Verblendung auf der einen oder anderen Seite vorwaltete, aber niemals machte der Kampf der Parteien, und wenn auch fast leidenschaftliche Erbitterung sich zeigte, den Grundsatz zu Schanden, daß alles, was

geschehe, dazu dienen müsse, das Wohl der Vaterstadt dauernder und fester zu begründen. Immer war es der Bremer Sinn, Freiheit mit Ordnung zu paaren, beim Erstreben des Besseren, Zweckmäßigeren, wo möglich an das Alte, Brauchbare anzuknüpfen; aus früherer Zeit überkommene Einrichtungen und Verhältnisse zu ehren und nur nach reiflicher Erwägung und Prüfung aller Umstände dem Neueren zu folgen. Umsturzmänner, Plänemacher und Worthelden, die alle Tugenden eines guten Bürgers, eines echten Menschenfreundes zur Schau trugen und doch innerlich voll Ehrgeiz, Eigennutz und Selbstsüchtelei waren; die alles Bestehende gern mit einem Male ausgerottet hätten, um eine neue Ordnung der Dinge zu versuchen; die von der Freiheit aller Menschen, der angebornen, naturwüchsigen, unendlich Viel und unendlich Großes fabelten und dennoch als die ärgsten Despoten erschienen, wenn es galt ihren Willen durchzusetzen, ihrer Meinung Ansehen und Einfluß zu verschaffen, haben hier auf die Dauer nie ihr Glück gemacht. Wenn übrigens in unserm Bremen bis auf die neueste Zeit häufig um gewisse Rechte, die Jeder unter allen äußern Umständen für sich zu erringen und zu wahren sucht, gekämpft wurde, so ist das kein entschiedenes Unglück. Wer ein Besitzthum hat, giebt es nicht gerne auf, um so weniger, wenn es ihm dadurch lieb und werth geworden ist, daß er es von Vorfahren schon übernommen und ererbt hat; wem es aber fehlt, der trachtet gerne dahin, seiner theilhaftig zu werden, sobald und so leicht, als möglich.

Darum vorwärts zum Kampf und zum Siege! — aber nicht in ungestümer, blinder Hast, sondern mit weiser Mäßigung! Jeder strebe in seinem Stande und Berufe nach Tüchtigkeit und vor Allem nach höherer Geistesbildung! Um Rechte und Freiheiten mag immerhin gestritten werden, aber nur mit dem Schwerte des Geistes, mit guten, ehrlichen Waffen! Der Fahne einer Partei mag ein Jeglicher schwören, — ein entschiedener Character bedingt dies sogar, — doch nur mit reinem Gewissen, ohne Arglist, aus freier, innigster Ueberzeugung. Wenn Haß und Leidenschaft dabei fern bleiben, kann das Wohl des Ganzen darnach nur um so kräftiger erblühen. Jedem sei es lebendig ins Herz geschrieben, „daß ein Staat allein durch die Tugenden seiner Bürger erhalten werden kann und daß Eintracht unüberwindlich macht!“

Anhang.

Kurze geographische Beschreibung des bremischen Staates.

Der Freistaat Bremen liegt in einer Niederung zu beiden Seiten der Weser, ungefähr 10 Meilen von der Küste und 15 Meilen von der offenen See. Seine Nachbarstaaten sind das Königreich Hannover und das Großherzogthum Oldenburg. Er enthält einen Flächenraum von 5 □Meilen (genau $4{,}_{634}$ oder fast $4^2/_3$ br. □Meilen). Es leben in ihm circa 80,000 Einwohner, wovon 58,000 auf die Stadt Bremen, 3500 auf Vegesack, 3000 auf Bremerhaven kommen und die übrigen auf das Landgebiet sich vertheilen.

Die größere Hälfte des bremischen Gebietes liegt am rechten Ufer der Weser, die kleinere am linken. Jene hat bei einer Länge von drei und einer halben geographischen Meile eine Breite von einer halben bis anderthalb Meilen, diese bei einer Länge von zwei und einer halben Meile nur wenig über eine halbe Meile Breite. Von den 101,500 □Morgen, die das ganze Gebiet mit Einschluß des Flächenraumes, den die Stadt Bremen einnimmt, ungefähr enthält, kommen 1500 □Morgen auf den Weserstrom, 70,700 □Morgen auf das rechte und 29,300 □Morgen auf das linke Weserufer.

Anstatt der alten Eintheilung in Gohen und Gerichte zerfällt das bremische Landgebiet seit 1802 in das Gebiet am rechten und in das Gebiet am linken Ufer der Weser. Die getrennt liegenden Städte Bremerhaven und Vegesack haben eine eigene Verwaltung. Jedem der beiden Hauptgebietstheile steht ein Mitglied des Senates als Landherr vor.

Das Gebiet am rechten Ufer der Weser wird zum Theil von den kleinen Flüssen, Lesum, Wumme und Worpe, zum Theil von den hannöverischen Aemtern Lilienthal und Ottersberg begrenzt. Das Gebiet am linken Ufer der Weser begrenzt das hannöverische Amt Syke, die Ochum, der Varrelgraben und das oldenburgische Amt Delmenhorst.

Die Umgegend von Bremen, wie auch die ganze untere Wesergegend besteht aus moorigen und sumpfigen Niederungen, mit hie und da angehäuften Sanddünen. Erst der emsige Fleiß der Menschen hat sie für den Anbau fähig gemacht. Die ersten Ansiedelungen fanden auf den höheren, der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten Stellen Statt, die man Wurten nannte, daher ihre Bewohner den Namen Wurstener oder Wurstsaten, d. i. auf dem Wurt Angesessene, erhielten.

Um das niedrigliegende Land gegen die Wasserfluten zu schützen, und es nutzbar zu machen, legte man Deiche an; dies geschah schon in sehr früher Zeit. Auf die Erhaltung derselben wurde viel Fleiß verwandt. Die Deiche an der Weser, Wumme und Ochum müssen noch von den Landbesitzern unterhalten werden. Je mehr Land einer hat, desto größere Lasten muß er tragen. Obgleich eine solche Verpflichtung schwer drückt, so kann sie doch nicht umgangen werden, weil die Wohlfahrt jedes Einzelnen davon abhängt.

Der Wunsch, die öden, sumpfigen Landstrecken um die Stadt bewohnbar und ertragfähig zu machen, bewog schon im Jahre 1106 den Erzbischof Friedrich I., fremde Ansiedler herbeizuziehen. Er berief eine Anzahl Niederländer, die im Wasserbau und der Bearbeitung von Ländereien wohlbewandert waren, daß sie den sumpfigen Boden durch künstliche Entwässerung trocken legten und ihm Früchte entlockten. Die von ihnen cultivirte Fläche bekam den Namen „das Hollerland“, welches Erzbischof Siegfried 1181 der Stadt verkaufte.

Der Landmann lebte aber damals in der drückendsten Leibeigenschaft. Die neuen Anbauer konnte nur ein besseres Verhältniß zu ihren Vorgesetzten anlocken. Der Erzbischof übergab ihnen daher ein Grundstück mit Erbrecht, wogegen sie die Verpflichtung auf sich nahmen, es urbar zu machen, eine geringe Abgabe, die nicht erhöht werden konnte, und der Kirche den Zehnten zu entrichten. Die Anbauer wählten sich einen Gemeinderichter und schlichteten ihre Streitigkeiten selbst. Auf diese Weise entstand das sogenannte Holländerrecht, das in seinem Einflusse auf die bäuerlichen Verhältnisse überhaupt von wichtigen Folgen war, indem andere Grundherren nach und nach genöthigt wurden, ihren Leibeigenen neben harten Pflichten, die sie ihnen aufbürdeten, auch Rechte einzuräumen. Im bremischen Stadtgebiete kam das Meierrecht auf, das noch in den meisten Puncten Geltung hat. Das Recht der Ablösung vom gutsherrlichen Verbande ist in neuester Zeit den Bauern zugestanden.

Der Boden im bremischen Gebiete besteht in Ablagerungen von Thon, Sand und Moor; er gehört zu den jüngsten Bildungen der Erde, dem aufgeschwemmten Lande.

Lehmboden findet sich im Gebiete am rechten Weserufer nur in den Feldmarken Horn und Vahr, von geringerer Ausdehnung bei den Dörfern Lesumbrook, Mittelsbühren und in einigen Wiesen, welche außerhalb der Weserdeiche liegen. Seine Mächtigkeit beträgt 1½ bis 5 Fuß. Am linken Ufer der Weser zeigt er sich nur in den außerhalb der Ochum liegenden, zur huchtinger Feldmark gehörigen Ländereien und in dem ganzen Districte zwischen Ochum und Weser.

Der Sandboden ist im bremischen Gebiete am verbreitetsten. Die ältesten angeschwemmten Sandlager hiesiger Gegend scheinen die Hügel zu sein, die nahe bei den Dörfern Oslebshausen und Grambke angetroffen werden, ebenso diejenigen, welche gleich hinter Vegesack das Weserufer bilden. Sie verdanken ihre Entstehung wahrscheinlich dem Meere, das in der Vorzeit seine Fluten über einen großen Theil Norddeutschlands wälzte, der jetzt meilenweit von der Küste entfernt liegt.

Reiner Moorboden kommt zum bremischen Gebiete gehörend nur jenseits der Wumme, in der Nähe von Lilienthal vor; mit Sand gemischt findet man ihn häufig auf Strecken diesseits der Wumme. Wenn auf der Bürgerviehweide einige Fuß tief gegraben wird, so trifft man eine Moorschicht, unter welcher jedoch wieder Sand liegt.

Zur Gewinnung von Brennmaterial wird das im bremischen Gebiete befindliche Moor fast gar nicht ausgebeutet, weil es nicht ergiebig genug ist und nur einen schlechten, leichten Torf liefert. Die auf das Abstechen des Moorbodens verwandte Zeit und Mühe lohnt sich nur dann einigermaßen, wenn dadurch Raum zur Anlegung von Kornfeldern gewonnen wird. In der borgfelder Feldmark soll für die Gewinnung von Torf noch der bessere Moorboden liegen.

Außer der Weser verdienen unter den fließenden Gewässern im Bremischen nur die Wumme und Ochum einige Erwähnung. Beide entspringen im Hannoverschen und durchschneiden das bremische Gebiet stellenweise. Die Wumme vereinigt sich eine Stunde vor ihrer Mündung in die Weser mit der Hamme, die gleichfalls aus dem Hannoverschen kommt und nimmt dann den Namen Lesum an. Sie mündet bei Vegesack. Die Ochum, auf dem linken Weserufer, ist unbedeutender, fließt bei Kattenthurm, Hakenburg und Warturm

vorüber durch das Oldenburgische in die Weser. Sie nimmt die Delme auf, welche aus der Haide bei Delmenhorst kommt. In den bremer Feldmarken befinden sich viele Abzugsgräben und manche Tümpel, hier Kölke genannt. Die Kölke sind häufig durch Deichbrüche entstanden, wie die Lage derselben, dicht an der dem Flusse abgewandten Seite der Deiche, es deutlich genug nachweist. Von schiffbaren Kanälen sind ihrer Nützlichkeit wegen zwei besonders anzuführen, der Kuhgraben an der östlichen Seite der Bürgerviehweide und der neue Torfkanal, dessen Anlegeplatz für die Torfschiffe hinterm Bahnhofe hergeht. Der Kuhgraben, welcher bei der Schleifmühle außerm Heerden- und Bischofsthore beginnt, wurde schon im dreizehnten Jahrhundert zum Schutz gegen unerwartete feindliche Anfälle angelegt. Beide Kanäle stehen mit der Wumme in Verbindung, von welcher wieder andere Gräben ausgehen, die tief in die Moorgegend der hannoverschen Aemter Lilienthal und Ottersberg führen.

Das Klima ist in hiesiger Gegend oft rauh und sehr veränderlich. Die Nähe des Meeres macht ihren Einfluß ziemlich bemerklich. Es kommen im Jahre mehr Tage vor, die neblig und feucht sind, als heiter und trocken. Oft wiederkehrende Winde, die dann oft Tage lang wehen, erhalten jedoch die Atmossphäre in solcher Reinheit, daß das Klima im Ganzen gesund genannt werden kann.

Die höher gelegenen Ländereien liefern Getreide, vorzüglich Roggen. Hafer und Gerste kommt nicht so häufig vor, und Weizen wird am wenigsten angebaut. Zum einheimischen Bedarf reicht indeß auch die Roggensaat bei Weitem nicht hin. Flachs wird hier und dort zum eigenen Verbrauche und Hanf, der besonders im moorigen Boden gezogen wird, zum Verkaufe angebaut. Die Kartoffelfrucht wächst auf vielen Aeckern und gedeihet namentlich im Sandboden recht gut, deckt jedoch ebenfalls den einheimischen Bedarf nicht. Der Obstbau wird noch nicht so betrieben, wie es von Rechtswegen geschehen sollte; dem Gemüsebau hingegen wird mehr Aufmerksamkeit zugewandt. Die niedriger gelegenen Ländereien, die an Bewässerung oft Ueberfluß haben, sind für den Graswuchs bestimmt. Ihr größter Theil ist Wiesenland. Weiden, um Vieh zum Fettmachen aufzutreiben, kommen nur in einigen Gegenden vor, wo der Marschboden einen solchen Erwerbszweig begünstigt. Schaf- und Bienenzucht ist gering, ja die erstere fehlt fast gänzlich; auch die Schweinemastung könnte erheblicher

sein. An Holzungen ist Mangel. Zwar geben die vornehmlich in der Gegend von Oberneuland häufig vorkommenden Eichen ein vortreffliches Bauholz, jedoch reicht es für den eigenen Verbrauch überall nicht aus. Fischerei wird in der Weser und vielen andern größern und kleinern Gewässern stark betrieben.

Wenn es in ältern Angaben heißt, daß die Einwohner Bremens von den Chauken abstammen, so läßt sich das von der gegenwärtigen Bevölkerung wol sehr wenig sagen. Allerdings giebt es noch manche alte, echtbremische Familien, indeß fehlt doch auch bei ihnen der Stammbaum, der in die Urzeit zuverlässig zurückführt. Die meisten bremischen Familien sind nach und nach aus den verschiedensten Gegenden eingewandert, dies gilt sowol von den Land- als von den Stadtbewohnern, von letztern jedoch am meisten. Jährlich erwirbt sich eine ansehnliche Anzahl Fremder das Staatsbürgerrecht. Allerdings prägt sich dann auch bei neu eingebürgerten Familien in einigen Generationen schon ein bremischer Typus aus, welches seine leicht erklärlichen Ursachen hat.

Die Volkssprache ist das Plattdeutsch, welches aber neben dem immer mehr Eingang findenden Hochdeutsch seine Eigenthümlichkeit und Besonderheit mehr und mehr verliert. Trotzdem, daß es selbst in einigen vornehmen Häusern mit besonderer Vorliebe im täglichen Verkehr noch gesprochen wird, läßt sich doch sagen, daß es im Allgemeinen so verschwindet, daß an seinem dereinstigen gänzlichen Aufhören kaum noch gezweifelt werden kann.

Die Mehrzahl der Bewohner Bremens ist protestantisch. Durch die vielen Einbürgerungen, namentlich von Personen aus dem Hannoverschen und Oldenburgischen, haben sich die Anhänger der lutherischen Confession so vermehrt, daß sie wol die größere Hälfte bilden, die Reformirten sind indeß im Besitz der meisten Kirchen. *) In den letzten Jahren haben auch einige jüdische Familien in der Stadt

---

*) Nach Angabe hiesiger Localblätter wurden in diesem Jahre in der Stadt 1170 Kinder confirmirt, 365 reformirter und 805 lutherischer Confession. Daraus ergiebt sich, daß wenigstens die große Hälfte stadtbremischer Einwohner lutherisch ist. Es sind in der Stadt 9 reformirte und 7 lutherische Geistliche angestellt, außerdem sind 2 catholische Priester und einige Methodistenprediger vorhanden, auch wird im Adreßbuche ein jüdischer Rabiner aufgeführt.

Aufnahme gefunden. Volles Staatsbürgerrecht ist ihnen jedoch bis jetzt nicht eingeräumt.

Für wissenschaftliche Bildung ist namentlich in neuester Zeit viel geschehen. Fast sämmtliche Unterrichtsanstalten haben wesentliche Verbesserungen erfahren und ganz neue Institute, wie eine Gewerbe- und höhere Bürgerschule, traten ins Leben. Mit der Zeit wird es hoffentlich immer mehr anerkannt werden, daß dem künftigen Handwerker ein höherer Bildungsgrad durchaus nöthig ist und darnach die jetzt noch sehr schwach besuchte Gewerbeschule sich einer regeren Theilnahme zu erfreuen haben. *)

Von den älteren Unterrichtsanstalten sind bemerkenswerth die Handels-, Gelehrten- und Navigationsschule. Unter den Gemeindeschulen stehen gegenwärtig die am Dom, zu U. L. Frauen und zu St. Remberti am meisten im Flor. Die Freischulen haben eine Einrichtung erhalten, die dem bremischen Staate nur zur Ehre gereichen kann. Ein gut eingerichtetes Seminar zur Heranbildung tüchtiger Volksschullehrer steht in Aussicht. Die Anstalt, welche bis heute diesen Namen trägt, wurde gegründet 1810. **)

Vortreffliche Hülfsmittel zur Erlangung höherer Geistesbildung gewähren verschiedene Bibliotheken. Die Jedermann zugängliche Stadtbibliothek im Schulgebäude an der Catharinenstraße besteht größtentheils aus Werken über Geschichte, besonders deutsche, Literatur, Alterthümer, Münzkunde, Rechtswissenschaft und Gottesgelahrtheit. Sie entstand schon im Jahre 1534 und erhielt 1628 bedeutenden Zuwachs durch die Bibliothek des Syndicus Buxtorf, später durch verschiedene andere Sammlungen, darunter auch die auf Bremen sich beziehenden Schriften des Professor Cassel. Zu ihrer fortwährenden Vergrößerung ist aus der Staatskasse eine kleine jährliche Summe angewiesen. Ein vom Staate angestellter Bibliothekar führt die Aufsicht und war derselbe bisher wöchentlich zweimal, am Dienstage und Freitage, im Locale der Stadtbibliothek für Besuchende gegenwärtig.

*) Die Gewerbeschule wurde zu Ostern dieses Jahres mit 26 Schülern eröffnet. Sie ist auf 2 Classen à 40 Schüler eingerichtet, deren Aufnahme mit vollendetem 14. Jahre erfolgt. Der Cursus dauert 2 Jahre.

**) Daß diese kurze Andeutung durchaus keinen Tadel auf die ehrenwerthen Männer werfen soll, die an der Anstalt unterrichtet haben und noch unterrichten, ist selbstverständlich.

Einem kleineren Theil des Publicums zugänglich sind nur die Bibliotheken der Gesellschaft Union und des Museums. Erstere besteht größtentheils aus historischen, statistischen, ethnographischen und die Handlungswissenschaften betreffenden Werken, letztere mehr aus Schriften über Naturwissenschaft, Statistik, Literatur, Geschichte u. s. w.

Bremen hatte von je her ausgezeichnete und gelehrte Männer aufzuweisen, die zwar nicht immer innerhalb seiner Mauern das Licht der Welt erblickten, doch aber den größten Theil ihres Lebens hier zubrachten. Besondere Berühmtheit erlangten die Namen der Geschichtschreiber Adam von Bremen und Arnold Hermann Ludwig Heeren, geboren zu Arbergen October 25, 1760, und der Aerzte Treviranus und Olbers, ersterer als Botaniker, letzterer als Astronom.

Heinrich Wilhelm Matthäus Olbers,

geboren am 11. October 1758 zu Arbergen im Hannoverschen, nahe bei Bremen, gestorben am 2. März 1840, war der Entdecker der beiden Planeten Pallas (am 28. März 1802) und Vesta (am 29. März 1807). Schon die Wiederauffindung der Ceres, am 1. Jan. 1802, machte seinen Namen unter den Männern der Wissenschaft in ganz Europa bekannt und geachtet. Er war Mitglied vieler auswärtigen gelehrten Gesellschaften und Ritter mehrerer Orden.

Mit seinem Vater, der 1760 als Domprediger hierher berufen wurde, kam er sehr jung nach Bremen. In seinem 14. Jahre erblickte er bei einem Abendspaziergange zufällig das Siebengestirn, das er noch nicht kannte. Schnell verschaffte er sich die nöthigen Karten und Bücher, um zu erfahren, zu welchem Sternbilde es gehöre, und studirte von da an mit größtem Fleiße die Himmelskunde, so daß ihm bald alle Sternbilder bekannt waren. Seit dem Jahre 1777 studirte er in Göttingen Medicin und daneben Astronomie, wozu ihm der berühmte Kästner, dessen mathematischen Vorträge er auch hörte, die trefflichsten Anleitungen gab. Im 21. Lebensjahre beobachtete er den ersten Kometen und berechnete die Bahn desselben. Die Ergründung dieses räthselhaftesten Theiles der Himmelskunde, der Kometenbahnen, begeisterte ihn so, daß sie bis in sein spätes Alter ihn vorzugsweise beschäftigte. Die astronomische Wissenschaft verdankt ihm eine neue und bequeme Methode, die Bahn eines Kometen aus drei Beobachtungen zu berechnen. Im Jahre 1780 wurde er in Göttingen zum Doctor der Medizin ernannt. Er begab sich im folgenden Jahre

nach Wien und kehrte von dort über Prag und Dresden nach Bremen zurück.

So hoch Olbers als Gelehrter stand, so groß und schätzbar war er auch als Mensch, als Familienvater und Bürger. Als Gelehrter bescheiden, duldsam, verträglich und unbefangen, war er als Arzt in seinem Berufe unermüdlich thätig, edel, hülfreich und gut; als Mensch rein, treu und wahr, voll Gemeinsinnes und innigster Theilnahme für Alles, was die Herzen seiner Mitmenschen in frohen wie in trüben Stunden bewegte. Wie sein Name, der im Reiche der Geister Unsterblichkeit gewann, unsrer Vaterstadt zur erhabensten Zierde gereicht, müsse sein Andenken ewig erhalten bleiben im Gedächtnisse bremischer Bürger.

* * *

Ueber die bremische Staatsverfassung sind in einigen Abschnitteu dieses Buches entsprechende Bemerkungen eingestreut, daher hier, um Wiederholungen zu vermeiden, nur einiges Allgemeine.

Genosse des bremischen Staats ist Jeder, der in demselben als heimatberechtigt anzusehen ist, und Bürger Jeder, der den Staatsbürgereid abgelegt hat. Mit vollendetem 25. Lebensjahre ist jeder männliche Staatsgenosse verpflichtet, den letztern zu leisten. Der feierliche Act der Ertheilung der Bürgerrechte geschieht auf der obern Rathhaushalle in Gegenwart sämtlicher Mitglieder eines hohen Senates. Jedes Mitglied des bremischen Staates genießt volle Freiheit der Person und des Eigenthums. Sclaverei oder Leibeigenschaft findet keine Anerkennung. Die Todesstrafe und andere entehrende öffentliche Strafen sind abgeschafft. Die richterliche Gewalt ist von der vollziehenden getrennt. Senat und Bürgerschaft haben gemeinschaftlich das Recht der Gesetzgebung; auch nimmt die Letztere durch Deputationen an der Verwaltung von Staatsämtern Theil. Die Censur ist aufgehoben, dagegen wird auf Grund der deßhalb gefaßten Beschlüsse des deutschen Bundes ein Preßgesetz ins Leben treten, um etwaigen Mißbrauch der freien Presse zu bestrafen und zu verhüten.

Die Einnahmen des bremischen Staates zur Führung des Staatshaushaltes und Deckung der erforderlichen Ausgaben bestehen in theils directen, theils indirecten Steuern und Abgaben. Es giebt eine Grund- und Erbesteuer, die nach pr. mille des Schätzungswerthes berechnet wird, für die Einwohner der Stadt Bremen eine Consumtionsabgabe und außer Stempelgebühren und Steuern auf Luxus-

gegenständen, verschiedene Handels- und Schifffahrtsabgaben und eine jährliche Einkommensteuer. Wenn die ordentlichen Einnahmen nicht hinreichen, so wird ein sogenannter Vermögensschoß bewilligt, den diejenigen zu entrichten haben die ein Vermögen von wenigstens 3000 Thalern besitzen. Jeder Schoßbürger schätzt sein Vermögen selbst und wirft seinen Beitrag verdeckt in eine Kiste. Wer versichert, daß er keine 3000 Thaler besitze, zahlt einen verhältnißmäßig geringern Beitrag. Obwol bei dieser Art der Steuererhebung der Staat die Größe der Einnahme ganz von dem Rechtlichkeitssinne seiner Bürger abhängig macht, also diese Steuererhebung als Vertrauenssache behandelt, so haben Berechnungen dennoch erwiesen, daß er dabei nicht im Nachtheil, sondern im Vortheil ist. Hier offenbart sich eine Ehrlichkeit, die als Rest der alten deutschen Treue in Bremen von den Ahnen auf die Urenkel vererbte. Wer wollte nicht wünschen, daß solche Heiligachtung des Mannesworts bis in die fernsten Zeiteu fortdauern möge!

Im diesjährigen Budget sind die Gesammtausgaben auf 1,211,226 Thlr. 57 Gr., die Gesammteinnahmen auf 1,123,168 Thlr. 20 Gr. veranschlagt. Nach diesem stellt sich ein muthmaßliches Deficit von 88,038 Thlr. 37 Gr. heraus. Im vorigen Jahre (1854) war indeß auch ein Deficit veranschlagt, das sich auf 109,389 Thlr. 46 Gr. belaufen sollte und der Abschluß ergab ein Kassensaldo von 110,097 Thlr. 52 Gr. Als Ursache davon wird die außerordentliche Einnahme des später bewilligten Vermögenschosses und der über den Anschlag steigende Ertrag einiger bedeutenden Einnahmeposten angegeben. Der Vermögenschoß lieferte 98,282 Thlr. 53 Gr., die Postanstalten brachten 43,000 Thlr. ein; die Einkommensteuer 83,000 Thlr. (brachte 1848 nur 47,000 Thlr.); der Accise- und Weserzoll 218,000 Thlr.; Stempel auf Wechsel 35,000 Thlr.; Erwerbung des Bürgerrechtes 44,000 Thlr.; Eisenbahnbetrieb 118,000 Thlr. u. s. w.

Die jährlichen Einkünfte unseres Staates steigen auf fast 1¼ Millionen Thaler, während sie vor 10 bis 12 Jahren zwischen sechs- und siebenhunderttausend schwankten. Die Staatsschuld betrug damals circa 3 Millionen Thaler, durch viele Anleihen zu außerordentlichen Zwecken ist sie in den letzten Jahren so gestiegen, daß sie gegenwärtig auf circa 8 Millionen Thaler angewachsen ist. Im Jahre 1842

waren nach Ablauf eines Zeitraumes von ungefähr 25 Jahren 1,352,133 ℛ︁ 34 ℊ︁ an Staatspapieren getilgt.

Die Stadt Bremen, welche unter den freien Städten Deutschlands den zweiten Rang einnimmt, liegt an beiden Seiten der Weser unter 26° 28′ 6″ östlicher Länge und 53° 4′ 48″ nördlicher Breite und an ihrem höchsten Punkte, am Dom, etwa 36 Fuß über dem Spiegel des Meeres zur Ebbezeit. Sie theilt sich in die Neustadt am linken und die Altstadt mit den Vorstädten am rechten Weserufer. Mit Ausschluß der Vorstädte, die keine scharfe Umgrenzung haben, bildet sie ein Ganzes von eiförmiger Gestalt und einem Umkreis von 17,460′ br. Maß, von welchem 8620′ auf die Altstadt, 6190′ auf die Neustadt, 700′ auf den Werder, 900′ auf die große Weser oberhalb der Brücke und 800′ unterhalb derselben und 250′ auf die kleine Weser zu rechnen sind. In grader Richtung vom alten Walle bis zum Werkhause beträgt ihr größter Längendurchmesser in der Altstadt 6600′, in der Neustadt 5700′, der größte Breitendurchmesser quer durch beide gezogen 4200′. Der Umfang der ganzen Stadt mit den Vorstädten wird auf ca. 3 Stunden geschätzt.

Auf Schönheit in Hinsicht ihrer Lage und Bauart kann unsere Vaterstadt keinen begründeten Anspruch machen, wenn sie auch im Ganzen das Gepräge der Wohlhabenheit und Sauberkeit trägt und im Einzelnen stattliche Gebäude und Häuserreihen, namentlich am Wall und in einigen neuangelegten Straßen der Vorstadt, angetroffen werden. Sie sieht bürgerlich nett und hier und da noch etwas altväterlich aus. An einigen engen und krummen Straßen der Altstadt, — und sie zählt deren nicht wenige, — stehen noch hohe Giebelhäuser mit spitzen Dächern, altmodigen Fensterrahmen, Gesimsen und breiten Erkern (Ausluchten), indeß verschwinden sie immer mehr. Die Bauart der Mehrzahl der neuen Häuser ist im Aeußern einfach und, wo sie reihenweise auftreten, oft kasernenartig, jedoch pflegen die meisten recht bequem und wohnlich eingerichtet zn sein. Die Bremer, die im Auslande ziemlich allgemein in dem Rufe stehen, recht nüchterne Verstandesmenschen und gute Rechnenmeister zu sein, lieben im häuslichen Leben doch ein gutes Stück deutsche Gemüthlichkeit. Die innerhalb der letzten Decennien besonders gesteigerte Baulust hat indeß durch die Hinwegräumung vieler altersschwacher und in ihren Formen veralteter Gebäude, und die Aufführung so vieler neuen zur Verschö-

nerung der Stadt wesentlich geholfen. *) Neue Straßen sind in Menge entstanden und diese haben nebst den alten, in der ganzen Altstadt wenigstens eine Bepflasterung, die billigen Anforderungen genügen kann. Die Fahrwege haben durchgehends behauene Steine und die Trottoirs sind nicht nur glatt und eben, sondern, wo der Raum es ermöglichte, auch breit und bequem. Durch Anlegung von Abzugskanälen ist für die Reinlichkeit der Straßen nach Kräften gesorgt. In der Neustadt und den Vorstädten wird hoffentlich mit der Zeit manche nothwendige Verbesserung auch vorgenommen werden. Die Anzahl der Straßen und Gebäude in Bremen wächst noch von Jahr zu Jahr. Bemerkenswerth ist dabei, daß von jeher gegen das Zusammenwohnen mehrerer Familien unter einem Dache eine starke Abneigung herrschte. Häuser, die von 3 oder 4 Familien bewohnt werden, gehören zu den Seltenheiten. Aus diesem erklärt sich auch die verhältnißmäßig große Zahl der Wohnhäuser und ihre durchschnittlich mittlere Größe. Gegenwärtig zählt die Stadt Bremen 486 Straßen, Höfe und Gänge mit ca. 9500 Häusern, im Jahre 1832 waren es 381 Straßen und Gänge mit ca. 7811 Gebäuden, im Jahre 1823 waren 7741 Gebäude da und vor einhundert und elf Jahren, nämlich 1744, gab es im Ganzen 5331 Gebäude.

Mit dem 1. October 1854 ist in der Altstadt und den Vorstädten die Gasbeleuchtuug eingeführt; in der Neustadt dauert einstweilen noch die Beleuchtung mittelst Oellampen fort. Die alte Gassenbeleuchtung war in den Jahren 1793 und 1794 für die Altstadt ins Leben getreten und darnach 1812 auf alle Stadttheile ausgedehnt worden. Die Gasflammen brennen ungefähr vierzig Schritt von einander entfernt und wird der Staat in diesem Jahre für sie an die Gasanstalt zu entrichten haben 24,666⅔ ℛ𝓉.

In Betreff der Regelmäßigkeit und Breite der Straßen kann über Bremen kein sehr günstiges Urtheil gefällt werden. Die Neustadt zeichnet sich in dieser Hinsicht noch am vortheilhaftesten aus, denn während daselbst fast alle Straßen eine ansehnliche Breite und gerade Richtung haben, finden sich in der Altstadt nur drei, di ziemlich parallel mit der Weser laufen, doch aber nicht frei von

*) Im Jahre 1854 wurden 179 Neubauten vollendet, 334,238 ℛ𝓉 an Werth; im Jahre 1853 aber 246, welche auf 660,940 Thaler Wer veranschlagt wurden.

Krümmungen und hervorspringenden Ecken sind. Die Vorstädte, in ihrer ersten Anlage ganz regellos, haben erst jüngster Zeit durch eine vom Staate anerkannte und eingeführte Bauordnung, — die indeß auch für Alt- und Neustadt gültig ist, — in einzelnen, größtentheils neuangelegten Straßen ein gefälligeres Ansehen gewonnen.

Unter den öffentlichen, freien Plätzen in Bremen muß man dem Domshofe unstreitig den Vorzug einräumen. Der untere vierte Theil desselben war früher mit Linden bepflanzt. Er ist in mancher Hinsicht auch historisch für die Stadt nicht unwichtig, wie sich aus der bremischen Geschichte leicht nachweisen läßt. Es umgeben ihn außer dem Dom, dem Stadthause, dem lutherischen Waisenhause und dem Museum mehrere große und schöne Privatgebäude, einige mit geschmackvollen Läden versehen; auch die beiden großen Gasthäuser, „zum Lindenhof" und „zur Stadt Frankfurt" gereichen ihm seit Jahren wesentlich zur Zierde. Seine Länge beträgt ungefähr 500, seine Breite 250 Fuß. Fast in unmittelbarer Verbindung mit ihm steht der Marktplatz, der ungefähr 200 Fuß lang und 180 Fuß breit ist. Früher war derselbe von einer Mauer umgeben, an die sich, nach der Wachtstraße zu, die Marktwache anlehnte. In seinem inneren Raum befanden sich die Fleischbänke. Er ist ausgezeichnet durch die Gebäude die an ihm liegen, Rathhaus und Schütting, so wie durch das altehrwürdige, 18½ Fuß hohe, auf gothische Art verzierte steinerne Rolandbild. *) Der dritte, eben nicht kleine, aber bis jetzt weder durch Form, noch Umgebung ausgezeichnete Platz der Altstadt ist die Domshaide. Er ist für die Aufstellung der Gustav-Adolphs-Statue bestimmt, welche für Stockholm in der königlichen Gießerei zu München angefertigt wurde, als Strandgut in die Hände der Hegolander kam, von welchen sie einige hiesige Kaufleute um die Summe von 3000 ℛ︀

*) Ueber die Rolandsäule ist schon S. 63 und 64 Einiges bemerkt worden, hier noch eine besondere Ansicht über Ursprung und Bedeutung des Namens Roland. Das Wort Land bedeutete in alten Zeiten auch einen Platz, Ort, wie z. B. der Ort, wo der Kaiser gewählt wurde, das Wahlland hieß. Die Stelle, wo über einen Verbrecher Gericht gehalten und der Stab gebrochen ward, hieß Rügeland. Rügen bedeutete Strafen, daher Rügeamt, Rügericht soviel als Strafamt, Strafgericht. Vielleicht entsprang der Name Roland aus der falschen Aussprache des Wortes Rügeland. Roland deutet also auf die Gerichtstelle, und das Schwert in der Hand der Bildsäule auf das Recht über Leben und Tod;

an sich brachten und der Stadt als ein Geschenk übergaben, das seines hohen Kunstwerthes wegen ihr zur besondern Zierde gereichen wird. Mit dem Postamente wird das schöne Standbild eine Höhe von 23 Fuß erhalten. Die Schweden haben sich bekanntlich eine andere Statue gießen lassen, die aber nicht so gut gelungen sein soll, als diejenige, welche jetzt Bremen angehört.

Als freie Räumlichkeiten sind in der Altstadt noch die, mit Bäumen und Gebüschen bepflanzten, vormaligen Friedhöfe, womit vier Kirchen, nämlich die zu U. L. Fr., St. Ansgari, St. Martini und St. Stephani, umgeben sind, erwähnenswerth. Die Neustadt besitzt außer dem freien Platz vor der Kirche den neuen Markt und den grünen Kamp. Der letztere dient im Sommer als Weideplatz für einige Kühe, wofür der Staat eine Vergütung empfängt.

Ausgezeichnet in seiner Anlage als Park und schätzenswerth als öffentlicher Spaziergang für die Bewohner der Stadt ist der Wall, welcher in der östlichen Altstadt mit dem alten Walle an der Weser beginnt und neben dem Zucht- und Werkhause am Saume der westlichen Altstadt an der Weser endigt. Er gehört zu den wenigen Sehenswürdigkeiten Bremens, die sich auch auswärts eines vortheilhaften Rufes erfreuen. Seine Breite beträgt durchschnittlich circa 500 Fuß, seine Länge wird auf circa 9000′ angegeben. Besondere Zierden gewähren ihm das Theater, die Kunsthalle und das Olbersdenkmal, welches von C. Steinhäuser in Rom aus weißem Marmor verfertigt ist und seit dem Ende des Jahres 1850 auf dem Platze sich erhebt, wo vordem das alte Theater stand.

Ueber die wichtigsten öffentlichen Gebäude, die theils der älteren, theils der neueren Zeit ihre Entstehung verdanken, kann hier, außer den zerstreuten Mittheilungen, die frühere Seiten dieses Buches schon enthalten, in Kürze nur noch das Nachfolgende angeführt werden:

Das Rathhaus, imponirend durch Größe, Bauart und Lage, ehrwürdig durch sein Alter, wurde 1405 in Bau genommen und nach 5 Jahren vollendet. *) Auf seinem Platze stand das Haus des Bürgermeisters Götje Frese, seit hundert Jahren unbewohnt und verfallen, und das Amthaus der Lohgerber. Nach Norden ward es 1491 erweitert und im Jahre 1545 legte man die Wittheitsstube an.

---

*) Siehe Seite 126.

An der Vorderseite über der Gallerie stehen sieben Kurfürsten und ein Kaiser, deren Tragsteine mit besonderer Kunst verfertigt sind. Im Jahre 1612 wurden die beiden Gallerien und die drei Giebel mit ihrem reichen Zierrath durch den Steinmetzen Lüder von Bentheim gemacht. Die Gallerie hatte früher ein Dach und Fenster, die bei Haltung eines peinlichen Gerichts geöffnet wurden. Die Gemälde in der großen obern Halle sind ohne künstlerischen Werth, jedoch bietet das Innere des Rathhauses Manches dar, was wenigstens einer flüchtigen Ansicht würdig ist. Zur Zeit des Baues empfing ein Arbeitsmann bei eigener Kost 8 Schwaren, kostete ein Tausend Ziegelsteine 28 Grote und eine Karre Kalk 8 Grote. Berühmt ist der

Rathskeller, in welchem sich ein Vorrath höchst kostbarer Rheinweine befindet. Diejenige Abtheilung, wo der älteste Rebensaft aufbewahrt wird, heißt die Rose. Das älteste Stückfaß ist vom Jahre 1625; jedoch soll ein alter Moselwein den Preis über alle davon tragen. Zwölf andere Stückfässer sehr alten Rheinweines heißen die zwölf Apostel, von welchen Judas Ischariot den besten birgt. Dieser Wein, meistens Hochheimer und Rüdesheimer, stammt aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Man hat die Berechnung aufgestellt, daß von dem 1625ger Rheinwein, den Einkaufspreis Zins auf Zins geschlagen, ein Glas jetzt weit über 700,000 ℛ𝓉 kostet. Bekannt sind Bachus auf der Tonne, der jetzt in der Verlängerung des Kellers unter der Börse sitzt und die sogenannte Flüsterecke in dem großen Zimmer nach dem Dome zu. Dies Letztere ist eine akustische Merkwürdigkeit, die in der Regel durch Zufall entstand und an andern Orten auch wol angetroffen wird. Der Handel mit Rheinwein war in alter Zeit Monopol des Rathes. Zur Nachtzeit konnte man Wein nach der Straße herauf bekommen, indem in einer Ecke die Vorrichtung dazu in einem Becher bestand, der an einer Schnur aufgezogen und niedergelassen werden konnte. Der oberste Aufseher des Kellers hieß ursprünglich Wynmann, dann Kellerhoppenmann, weil der Handel mit Hopfen bis ins 16. Jahrhundert auch ein Privilegium des Stadtweinkellers war, und zuletzt Kellerhauptmann. Unter demselben stand ein „Wynmester“ und ein „Wynroper“, der den Wein auf den Straßen ausrief. Die Einnahme des Kellers stand nicht in jedem Jahre gleich. Vor 10 — 20 Jahren brachte er jährlich ca. 4000 ℛ𝓉 ein, im vorigen aber 12,498 ℛ𝓉 20 𝔤𝔯.

Die **Börse** konnte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts aus den Einkünften des schuldenfreien Rathskellers erbaut werden. Man ersah dazu den offenen, mit Bäumen bepflanzten Platz unter „Wulbrichs Linden“, wo die Herren (Kaufleute) des Mittags spazieren gingen. Nach der Zeichnung eines französischen Flüchtlings, Namens Proves, begann der Bau 1686. Die Ausführung mißlang. Ein zweiter Baumeister, der für vieles Geld das Werk verbessern und vollenden sollte, entfloh mit Weib und Kind, worauf zwei andere Meister es zu Ende führten. Der Bau kostete 25,000 ℛ𝓉.

Der **Schütting**, welcher dem Rathhause gegenüber liegt, hieß anfänglich „das Kaufhaus“. Die Vorsteher oder Aeltermänner der Kaufmannschaft erwarben schon 1425 ein großes Haus, um in demselben ihre Zusammenkünfte zu halten. Dasselbe ward 1537 wegen Baufälligkeit niedergerissen und an derselbigen Stelle das jetzige Gebäude errichtet.

Das **Stadthaus** am Domshof ist aus dem vormaligen erzbischöflichen Palatio hervorgegangen und hat seine gegenwärtige Gestalt erst nach der französischen Zeit gewonnen. Ein Theil desselben ist zur Hauptwache und ein anderer Theil für die Postanstalt eingerichtet. Auf dem Stadthause haben verschiedene administrative Behörden, darunter auch die Polizei, ihren Sitz; auch enthält es ein Zimmer für vorläufig Verhaftete.

Das **Museum**, eine der ersten Anstalten, welche vormals in dieser Art existirten, (ist leider einem größeren Publicum schwer zugänglich, daher es Tausende in Bremen giebt, die von seinen Schätzen wol einmal gehört, aber noch nichts gesehen haben) entstand durch Zufall, indem mehre Bürger sich 1774 zu einer Lesegesellschaft für historische Schriften verbanden, dem sich bald Vorlesungen über Naturphilosophie, Naturgeschichte, Physik, Astronomie u. s. w. anschlossen. Es enthält eine kostbare Sammlung von Natur- und Kunstgegenständen, Modellen, physikalischen Instrumenten 2c. und eine Bibliothek von ca. 45,000 Bänden. Zuerst befand es sich in einem Hause in der Neustadt, darnach in dem Gebäude das unter dem Namen „das alte Museum“ bis vor circa 15 bis 18 Jahren am Domshofe lag und abgebrochen ward, als die Seemannsstraße angelegt wurde, und endlich in dem Eckhause am Schüsselkorb, das als eines der schönsten Gebäude am Domshofe allbekannt ist.

Die **Kunsthalle**, vor dem Osterthore liegend, wurde 1847 erbaut. An der Stelle befand sich eine Vertiefung, „der alte Pohl", in welchen man Bauschutt, auch wol Straßenkehricht ablud. Der Staat schenkte dem Kunstverein den Platz, der ihn ebnen und das jetzige schöne Gebäude darauf errichten ließ. Die seit einigen Jahren regelmäßig darin stattgehabte Gemäldeausstellung erfreute sich stets einer regen Theilnahme von Seiten des Publikums. Von besonderem Interesse sind in der Kunsthalle einige Modelle aus Gyps von C. Steinhäuser in Rom. *)

Das **Theater** wurde im Jahre 1843 vollendet. Es erfuhr in Hinsicht der Räumlichkeit für die Zuschauer gleich nach seiner Eröffnung bittern Tadel und seitdem im Innern mehrfach verbesserte Einrichtung; wurde aber, was die Akustik anbelangt, sehr gelobt. Die erste Aufführung am 16. October brachte das Schauspiel „Hans Sachs". Es ward auf Actien gebaut, und ist nach Auflösung der Gesellschaft, die schweren Verlust hatte, Privateigenthum geworden. Daß das alte Theater auf dem Olbersplatze stand, ist weiter oben bemerkt. Dasselbe war kaum mehr, als eine große Bretterbude, deren Vordertheil massiv aus Backsteinen aufgeführt und mit einer Vorhalle geschmückt war, deren Dach vier dicke, plumpe Säulen stützten. Dies alte Theater war 1792 erbaut worden. Der Platz des neuen Theaters war vormals eine Bastion, der Tempelberg genannt. Vor der Errichtung des alten Theaters waren es meist wandernde Schauspielertruppen, die an diesem oder jenem Platze in einer Bretterbude spielten. Der Schauspieldirector Abt, welcher hier 1783 starb, hatte sich so viel Achtung und Freundschaft zu erwerben gewußt, daß er mit großer Feierlichkeit in der Johanniskirche beerdigt wurde.

Ausgezeichnet ist auch das Gebäude „die **Union**" durch seine Bibliothek und großen Concert- und Ballsäle, „die Erholung" in ähnlicher Art, und das Krameramthaus durch sein antikes Aeußere. Diese beiden letztgenannten Häuser liegen am Ansgarikirchhofe.

Dem **St. Petri Dom** gehört unter den kirchlichen Gebäuden Bremens die erste Stelle. Er ist ausgezeichnet durch Größe und in

---

*) Auf dem Gottesacker außer dem Doventhore befindet sich, von der Hand desselben Künstlers angefertigt, ein Grabmonument, das um so mehr der Beachtung werth erscheinen muß, als Bremen an öffentlich aufgestellten Kunstwerken eben nicht reich ist.

gewisser Hinsicht auch durch Schönheit, wenn er gleich als Ganzes den Namen „Kunstwerk“ nicht beanspruchen kann. Sein Ursprung ist aus dem früher Mitgetheilten bekannt. Seine Länge beträgt 297, seine Breite 124 und seine Höhe über 100 Fuß. Für seine innere Ausstattung ist in dem letzten Decennium Erhebliches geschehen. Stühle, Orgel, Altar, Alles ist in würdiger Weise erneuet. Das Altarbild und die neuen Fenster mit Glasmalereien sind werthvoll und verdienen eine genaue Besichtigung. Der Domsthurm, einst der höchste in Niedersachsen, mißt bis zur Grenze des alten Mauerwerkes oben 162 und bis zur Spitze 182 Fuß (?). Am 14. Februar 1656 verlor er seine hohe Spitze, indem ihn mitten im heftigsten Schneegestöber der Blitz entzündete. Von ihm durch den an der Marktfronte noch befindlichen Giebel getrennt, erhob sich ein zweiter Thurm, dessen Spitze aber nur das Mauerwerk des erstern erreichte. Derselbe stürzte 1638 mit 8 Glocken und der Uhr zusammen, zerschmetterte zwei Häuser und tödtete acht Menschen. Von diesem Thurm ist nichts mehr zu sehen. Sein schönes Portal ist von einem Hause überbaut. Im Chor der Kirche ruht bei den Erzbischöfen auch der bekannte Freiherr Adolph von Knigge, Verfasser des viel gelesenen Buches: „Ueber den Umgang mit Menschen“. Berühmt ist der sogenannte Bleikeller des Domes, der seinen Namen daher erhalten haben soll, weil in ihm die Bleitafeln gegossen sind, womit der Dom vormals gedeckt war. Seine noch nicht genügend erklärte Eigenschaft, todte Körper vor Verwesung zu schützen, entdeckte man vor 200 Jahren durch Zufall. Die älteste der menschlichen Leichen, die in ihm gezeigt werden, soll bereits 400 Jahre darin liegen. Im Umgange (Kreuzgange) des Doms findet sich auf einem Stein das Wappen der Stiftsritter von Stein, zwei flache Hände, die wie abgehauen aussehen. Davon erzählt die Sage die alberne Geschichte, daß ein Knabe seine Mutter geschlagen habe und als er gestorben sei, habe die Erde die ruchlosen Hände nicht bedecken wollen, bis die Mutter dieselben mit Ruthen gepeitscht. *) Von der Unwissenheit bremischer Domherren in christkatholischen Zeiten erzählt die Fama, daß sie einstmals schon Ostern feierten, als die andern Christen den Sonntag

---

*) Das Buch, „Bremens Volkssagen“ von Friedrich Wagenfeld enthält diese Sage in veränderter Weise erzählt, Seite 2, No. 2.

Oculi begingen, das gab Veranlassung zu einem Spottreim in lateinischen Worten, der in deutscher Sprache also heißt:

Die bremischen Esel sangen; Ich bin auferstanden ꝛc.
Während das Volk Gottes sang: Meine Augen ꝛc.

Die **Kirche unserer lieben Frauen.** Es ist ungewiß, ob Willerich II. oder Ansgarius das erste hölzerne Gebäude, das den Namen Veitskirche trug und im Jahre 916 abbrannte, erbauen ließ. Die darnach wieder errichtete, neue Kirche stand bis 1160, dann brach man sie wieder ab und baute die jetzige aus Quadersteinen. Sie war die erste Pfarrkirche der Stadt. Erzbischof Gerhard V. theilte mit päpstlicher Bewilligung die Gemeinde in 3 Pfarrsprengel. Die Kirche hat zwei Thürme. In dem kleinern hängt die Glocke, die gegenwärtig zum Läuten dient. Der Organist dieser Kirche hatte die Verpflichtung, das steinerne Kreuz (Vasmerkreuz) jährlich einmal zu besichtigen und für dessen Erhaltung zu sorgen, wofür er 2 bremer Mark erhielt. Das Innere der Kirche bietet wenig Sehenswerthes dar. Einige Aufmerksamkeit verdient das Altarbild und die Glasmalerei in einigen Fenstern. Am Sonnenweiser der Kirche steht ein lateinischer Vers folgenden Sinnes:

„Wie dem Zeiger der Schatten, so folgt der Tod unsern Schritten.“

Die **Martinikirche** ward im Jahre 1376 durch den Rathmann Arend Donelden begonnen und in acht Jahren vollendet. Früher war sie ihrer niedrigen Lage wegen regelmäßig dem Eindringen des Hochwassers der Weser ausgesetzt.

Die **Ansgarikirche,** welche 1243 nach Ablauf von 13 Jahren so vollendet war, wie wir sie noch sehen, verdankt ihre Entstehung einer Stiftung des Ansgarius zur Unterhaltung zwölf armer Priester (?). Der stattliche, 324 Fuß hohe Thurm soll sich durch eigenes Gewicht tragen und ohne Fundament gebaut sein. Die Kirche besaß in früherer Zeit viele Altäre und Ländereien mit glänzenden Einkünften, so daß der Kirchenschatz an goldenen und silbernen Geräthen, seidenen Meßgewändern, gestickten Fahnen u. s. w. sehr bedeutend war. Sie hat gegenwärtig ein schönes Altargemälde von dem berühmten Maler Tischbein aufzuweisen, welches 2000 Thaler kostete. Historisch bemerkenswerth ist das Denkmal Arend von Gröplingens (s. Seite 84).

Die **Stephanikirche** erhebt sich an einer Stelle, wo früher Galgen und Rad stand. Eine weiße Frau, berichtet die Sage, hält

in ihrer Umgebung nächtliche Wanderungen, auch die berüchtigte Sake treibt dort ihren Spuk und eine gläserne Kutsche fährt die Sippen hinunter. Wir erinnern hier an diese wunderlichen Dinge, weil sie noch im Munde schlichter Leute existiren und als ein Rest alten Aberglaubens in jenem Stadtviertel am längsten als eigentliche Volkssage fortbestanden. Die jetzige St. Stephanikirche ist wahrscheinlich 1179 schon vorhanden gewesen. Die schlanke Thurmspitze brannte im Jahre 1754 ab, bei welchem Feuer die Glocken und die Orgelpfeifen schmolzen. Eine neue Orgel, die 12,000 ℛ︀ kostete, wurde schon 1768 den 11. December eingeweiht, auch die Glocke wieder hergestellt, eine neue Thurmspitze aber wird erst in den nächsten Jahren der Stadt und der Kirche zur Zierde gereichen. An einem Pfeiler des Thurmes steht folgende plattdeutsche Inschrift:

„Hyr hyt yderman lyke unde recht
Hyr licht herr, frowe, maget und knecht
Gelerde un Kinder liggen ock hir by
Duncket dy dat unterschet der person sy,
So kam und schowe se alle wol an
Un segge, welker ist de beste darvan.“

Die **St. Paulikirche** in der Neustadt wurde 1682 geweihet. Vierzig Jahre lang wurde der Gottesdienst in einem großen Wohnhause gehalten, das nachmals ein Gasthof war.

Die **St. Rembertikirche** in der Vorstadt ist aus einer Kapelle hervorgegangen, die unter der Benennung „de Secken Karke“ (Siechenkirche) einem Hospital für Aussätzige angehörte. Diese Kapelle wurde 1547 bei der Belagerung Bremens zerstört. Im Jahre 1596 ward eine neue errichtet, zu der außer den Brüdern und Schwestern zu St. Remberti, (gesunde Leute, die von den geringen noch übrigen Mitteln des Stiftes unterhalten wurden), auch nach und nach die Vorstädter sich hielten, als zu ihrer Pfarrkirche. Nach 140 Jahren mußte die neue Kirche, die schon baufällig geworden war, eingerissen werden und 1737 wurde die jetzt noch stehende fertig. Der erste Geistliche zu St. Remberti, der sich dem Protestantismus zuneigte, Johann Bornemacher, kam auf seiner Rückreise von Wittenberg, wo er Luther besucht hatte, durch Verden, fing in der Domkirche mit dem Prediger, der von der Kanzel herab das Lob der Maria verkündigte, einen Wortstreit an, ward festgenommen und außerhalb der Stadt als Ketzer verbrannt. Die Kirche ist seit 1841 von dem Rembertistifte

getrennt und unter die Verwaltung der Gemeinde gestellt worden. — Der Pröven, seit mehreren Jahren durch Neubau erweitert und verschönert, wird gegenwärtig von einzelnen männlichen und weiblichen Personen, ja auch von kleinen Familien bewohnt. Früher bekamen die Aufgenommenen gegen eine gewisse Einlage freie Wohnung, Nahrung und Feurung, jetzt haben sie nur das Erstere, für das Zweite wird in Geld vergütet. Das Wort Pröven kommt von dem lateinischen Präbende d. i. Pfründe. Als das Stift noch Hospital war, hießen auch die Kranken Prövener; wie denn eine Urkunde vom Jahre 1502 anfängt: "Johann Wetenkamp, eyn uthsettisch Prövener ꝛc.

Die **Michaeliskirche** in der Vorstadt wurde 1700 eingeweihet. Die alte Michaeliskirche, die an einer andern Stelle stand, war Grabstätte von 4 Erzbischöfen gewesen.

Die **Johanniskirche**, früher auch die Klosterkirche genannt, wird von Kunstkennern nach dem Dom als das schönste kirchliche Gebäude Bremens bezeichnet. Sie mißt 200′ in der Länge, 62′ in der Breite und ist 60′ hoch. Das Chor allein ist 70′ lang. Acht schlanke Pfeiler tragen das kühne Gewölbe. Schon bald nach der Reformation, als Brabanter und Franzosen, die im eigenen Lande wüthender Glaubenshaß verfolgte, sich hier nach und nach ansammelten, entstand eine französisch reformirte Gemeinde, die in dieser Kirche Gottesdienst hielt. Andere Gemeinden benutzten sie ebenfalls, wenn ihre eigenen Kirchen dem Gottesdienste aus irgend einer Ursache nicht geöffnet werden konnten. Es liegt in ihr der französische Marschall Herzog von Richelieu, der hier 1757 an den Blattern starb, begraben. Lange Zeit dienten ihre herrlichen Räume als Waarenlager, bis sie vor ca. 30 Jahren den Katholiken zum gottesdienstlichen Gebrauch überwiesen wurde.

Ueber die milden Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten, woran Bremen von alten Zeiten her so reich ist, kann hier nur Einiges seinen Platz finden. Zunächst erwähnen wir das **Armenhaus**, dessen Gründung in das Jahr 1696 fällt. Es liegt am westlichen Ende der Altstadt, stößt mit seiner Rückseite an die Weser und bildet ein vollkommenes Viereck, das einen geraumigen Garten einschließt. Es beherbergt über 200 arme Leute beiderlei Geschlechts. Aufnahmefähig ist nur, wer das bremische Bürgerrecht besitzt und 60 Jahre zählt. Auf die Confession wird keine Rücksicht mehr genommen. Die Einrichtung des Hauses ist musterhaft; auch ist eine Kirche dabei.

Das **Armeninstitut** theilt milde Gaben an Arme aus, die sich selbst eine Behausung schaffen. Es besteht seit 1775 und wird vorzugsweise durch Sammlung an Geldbeiträgen durch die ganze Stadt unterhalten. Wer nicht zur Classe der Armen gehört, ist zum Geben verpflichtet; die Größe der Gabe ist zwanglos. Für dies Jahr sind von einzelnen mit Glücksgütern gesegneten Bürgern 150 bis 300 ℛ𝓉 eingezeichnet. Die freiwilligen Gaben belaufen sich in Summa auf ca. 35,000 ℛ𝓉.

Das **Arbeitshaus** zwischen den beiden Brücken besteht aus drei parallel laufenden Gebäuden, die durch zwei andere, die sie rechtwinklig durchschneiden, so verbunden sind, daß im Innern sechs Höfe liegen. Diese Anstalt steht mit dem Armeninstitute in Verbindung und ist zugleich eine Straf- und Besserungsanstalt für fremde und einheimische Bettler, Trunkenbolde, Faullenzer u. s. w. Der Bau des Hauses begann 1830 an der Stelle, wo früher der prächtige Zwinger, die Braut, lag. Es kostete 47,500 Thaler.

Das **Mannhaus** am Stephanikirchhofe, welches zwölf bejahrten Männern zum Aufenthaltsorte dient, wurde 1831 für 7000 ℛ𝓉 erbaut. Früher geschah die Aufnahme in diese Anstalt unentgeldlich, nunmehr wird ein hohes Einkaufsgeld entrichtet. Gegründet wurde sie schon im Jahre 1678 durch den Rathsherrn Carsten Meier.

Das **neue Krankenhaus**, verbunden mit einer Irrenanstalt, liegt am östlichen Ende der Vorstadt in der sogenannten Wisch. Dies großartige Gebäude ward in einundzwanzig Monaten vollendet und im Sommer 1851 eröffnet. Am 24. Juli nahm die Uebersiedelung der Kranken aus der alten in die neue Anstalt ihren Anfang. Die öffentliche Krankenanstalt war bis 1823 in einem Locale in der Neustadt, das früher zu einem Ballhause gedient hatte, seitdem bis zum oben erwähnten Zeitraume an der Großenstraße. Die Anzahl der aufgenommenen Kranken hat sich seit 20 Jahren verdreifacht. Im Jahre 1834 wurden 647 Kranke aufgenommen, im Jahre 1854 aber 1932, wie die öffentlichen Berichte darüber besagen. Bis zum 1. Mai d. J. war Hr. Dr. D. E. Meier Arzt der Anstalt mit 1200 Thlr. Gehalt. Seine Frau war die bekannte Schriftstellerin Louise Aston. Der jetzige Arzt der Anstalt, Hr. Dr. Lorent, hat ein Einkommen von ca. 2000 Thalern.

Gebäude, welche zu Wohnungen für alte Wittwen bestimmt sind, giebt es in Bremen mehrere, wir gedenken hier nur der größeren.

Das **St. Petri Wittwenhaus** liegt in der Buchtstraße und wird von 28 Matronen lutherischer Confession bewohnt, die sämtlich freie Feuerung haben. Die 12 ältesten unter ihnen erhalten monatlich Geld (jede 1 ℛ︀ 24 gl) und Brot. Die Stiftung ist sehr alt und gehörte früher dem Erzstifte an. Das jetzige Gebäude steht ungefähr 25 Jahr. Auf dem Brunnen neben dem Hause steht ein Bischof (wahrscheinlich den berühmten bremischen Heiligen St. Hulpe vorstellend) der einem knienden Bettler ein Almosen reicht.

Das **St. Nicolai Wittwenhaus** am untern Ende der Molkenstraße wurde im Jahre 1599 durch Engel von Ankum, geborne Barnefür gestiftet, welche in ihrem Testamente ihr Wohnhaus zum Aufenthalte von zwölf armen Wittwen bestimmte und dabei eine Summe von 2000 Thalern zur Unterstützung aussetzte. Später ward das Chor der Nicolaikirche zu diesem Zwecke ausgebaut und vor circa 25 Jahren das jetzige Gebäude aufgeführt. Es beherbergt 24 arme Wittwen reformirter Confession, die paarweise ein Zimmer bewohnen, das im Winter geheizt wird. Außer der freien Wohnung und Feuerung erhält jede 25 ℛ︀ jährliche Unterstützung.

Das **Jacobi Wittwenhaus** auf der Tiefer dient acht alten Frauen zum Aufenthalte. Im Jahre 1683 hieß es bei einer Sammlung, daß die Stiftung schon 400 Jahre alt sei. Anfangs bestand die Stiftung als ein Gasthaus für Pilger, die nach St. Jago di Compostella wallfahrteten, wo die Spanier den Leichnam des Apostels Jacobus des älteren, den Herodes enthaupten ließ, gefunden haben wollten. An seinem Grabe sollten zur Heilung für Kranke Zeichen und Wunder geschehen, daher man häufig Pilgrimme für Geld erkaufte, die dann dorthin zogen, Gelübde erfüllten und beteten. Jährlich sandte der Rath zu Bremen eines Gelübdes wegen, daß er in schwerer Zeit gethan, ein Geschenk, und am Tage St. Peter und Paul erhielt jeder Arme, welcher kam, ein Weißbrot. Die Pilger trugen ein mit Jacobsmuscheln verziertes Gewand, einen großen Hut, Stab und eine Kürbisflasche. In dem sehr engen Gange, der von der Holzpforte auf die wüste Stätte und in den Schnoor führt, steht das Abbild eines Pilgers, der im Volksmunde „der Jaksmajor“ heißt; auch auf dem Brunnen des Jacobikirchhofes findet sich ein ähnliches. Am Jacobitage 1656 stifteten sieben Freunde, hiesige Bürger, die St. Jacobimajors-Brüderschaft, welche 1661 auf zwölf

Mitglieder vermehrt wurde und für zwölf arme Frauen das Haus ankauften, an welchem sich noch das hölzerne Standbild befindet. 1819 wurde dasselbe wieder verkauft. Eine Jacobiminoris-Brüderschaft entstand schon im 13. Jahrhundert, die sich die Aufgabe stellte, zwölf arme Männer zu unterstützen.

Sehr groß ist die Zahl der Unterstützungs- und Pensionscassen für Wittwen.

Das **reformirte Waisenhaus** an der Hutfilterstraße ist im Jahre 1816 erbaut.

Das **lutherische Waisenhaus** am Domshofe wurde 1785 bezogen.

Bis zur französischen Zeit hatte Bremen drei Waisenhäuser, das sogenannte blaue, rothe und das lutherische. Das rothe Waisenhaus entstand 1599, das blaue 1684, lag an der Großenstraße (altes Krankenhaus), das 1692 eingerichtete lutherische befand sich in der Nähe des jetzigen. Während der französischen Zeit wurden sämmtliche Waisen in dem am Domshofe belegenen Gebäude untergebracht. Das blaue Waisenhaus wurde darnach mit dem rothen zum jetzigen reformirten vereinigt. Die zweckmäßige Einrichtung, die Waisen nicht nach dem Confessionsunterschiede, sondern nach den Geschlechtern einzutheilen, wurde schon 1816 vorgeschlagen, ist aber leider bis heute nicht erfolgt. Beide Anstalten erfreuen sich einer musterhaften Organisation.

Das **St. Johannis Waisenhaus** für katholische Waisenkinder, wozu auf der Hoppenbank hinter dem St. Rembertistifte ein Haus eingerichtet ist. ist eine Schöpfung der neuesten Zeit, die in Betreff öffentlicher Unterstützung durch milde Beiträge in Zukunft sich hoffentlich auch einer regen Theilnahme zu erfreuen haben wird.

Das **Haus Seefahrt** wurde im Jahre 1545 durch Kaufleute und Schiffer zur Versorgung alter unvermögender Schiffer und deren Wittwen errichtet. Im Jahre 1663 wurde es neu gebaut. Die Hinterhäuser sind neuerdings meistentheils erneut, auch ist ein Nebengebäude außerm Stephanithore errichtet.

Das **St. Ilsabeen Gasthaus** oder Gasthaus der heiligen Elisabeth ward 1499 von Rath und Bürgerschaft gestiftet, um armen Kranken Obdach nnd Pflege zu geben, weil es nicht ungewöhnlich war, daß die Armen im Winter auf Kirchhöfen und Straßen trost-

und hülflos verschieden. Frau Alecke Gherdt Busen bewies sich gegen dies neue Gasthaus besonders mildthätig, erklärte aber, daß ihre Vorschriften nur so lange gültig bleiben sollten, bis man in kommenden Zeiten sonder Arglist etwas Besseres gefunden habe. Das Bessere ist längst eingeführt. In dem stattlichen Gebäude an der Hutfilterstraße wohnen gegenwärtig Frauen und Jungfrauen, die freie Feurung und monatlich Gelder bekommen. Das Eintrittsgeld beträgt 200 Thaler.

Das **Catharinenstift** im Schüsselkorbe ist 1820 neu gebaut worden und nimmt gegen Einkaufsgeld bejahrte Frauenzimmer aus höherm Stande auf. Das alte Gebäude wurde noch das Beguinenhaus genannt, weil es 1599 den 9. Juli die Beguinen (siehe Seite 66) bezogen, welche bis dahin das Haus bewohnten, das der Nicolaikirche gegenüber lag und zum rothen Waisenhause eingerichtet ward. Mit der Einführung der Reformation ist also auch die ursprüngliche Einrichtung dieses Stiftes gänzlich umgeändert worden.

Noch mancher nützlichen Anstalt, wie z. B. des Taubstummeninstitutes, der Kinderbewahranstalten und einiger Gebäude, wie des Bahnhofgebäudes, der Gefangenhäuser u. s. w, könnte hier gedacht werden, wenn der beschränkte Raum dieses Buches nicht zum Schluß drängte, den die Ortschaften des bremischen Gebietes bilden werden.

Die **Stadt Vegesack** am Einfluß der Lesum in die Weser ist hauptsächlich von Schiffern und solchen Gewerbsleuten bewohnt, die mit dem Schiffbau und der Schifffahrt in nächster Verbindung stehen. Der Hafen wurde schon 1619 angelegt, kann aber von größern Seeschiffen nicht erreicht werden. Sehr volkreich und ihrer Schönheit wegen im Sommer von Bremern viel besucht, ist die Umgegend. Die anziehendsten Punkte heißen St. Magnus, wo wahrscheinlich das Schloß der uralten Grafen von Lesmona stand, Schönebeck nnd Leuchtenburg, das erstere mit einem Herrenhause, das der alten Familie von der Borch angehört, und Blumenthal. Hinter der Kirche zu Blumenthal liegt eine Anhöhe, der Burgwall genannt, auf welcher die Burg Blumenthal einst von mehreren mächtigen Adelsfamilien erbauet ward. Im Jahre 1436 wurde sie den Bremern überlassen und kam nachmals in die Hände verschiedener Familien. Wann sie zerstört wurde, oder ob sie nach und nach zerfiel und verschwand, weiß man nicht.

Die **Stadt Bremerhaven,** wie Vegesack ganz von Hannover eingeschlossen, liegt an der Mündung der Geeste in die Weser. Der Grundstein zu der Schleuse des alten Hafenbassins wurde am dritten Juli 1827 gelegt. Vor dem Hafen liegt ein Damm und dahinter das Fort William, von Hannoveranern besetzt. Der Ort blühete rasch empor und hat schöne, regelmäßige Straßen. Außer manchen geschmackvoll aufgeführten Privathäusern ist das Hafenhaus, Wohnung des Hafenmeisters und des Amtmanns, das Auswandererhaus und die Kirche der Erwähnung werth. Der Grundstein zu der Kirche wurde am 29 Mai 1846 gelegt. Das Fundament machte indeß große Schwierigkeit, der sumpfige Boden bewirkte, daß die aufgeführten Mauern sanken, rissig wurden und wieder abgetragen werden mußten. Erst im Jahre 1853 konnte man den Bau wieder aufnehmen, Bauconducteur Loschen führte ihn aus. Die Einweihung der stattlichen Kirche, die ein hoher schöner Thurm ziert, fand am 22. April 1855 Statt. Die großen Postdampfschiffe "Washington und Hermann", welche eine regelmäßige Verbindung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika unterhallen, ankern auf der Rhede von Bremerhaven. Der Washington brachte am 8. Mai von Amerika außer einer Waarenladung 176 Passagiere, 14,000 Briefe und eine Baarfracht von 85,900 Dollar. Er hatte am 21. April Mittags Newyork verlassen und war am 6. Mai in Southampton angelaufen, hatte aber auf der ganzen Reise gegen heftige östliche Winde zu kämpfen. Nicht weit von Bremerhaven liegt der alte Flecken Bremerlehe, jetzt Lehe an der Weser benannt, ihm gegenüber im Oldenburgischen das Dorf Bleren (Pleccatessem) und an seiner Seite der hannoversche Ort Geestemünde. Die Weser ist dem Fort gegenüber ca. 5100 Fuß breit. Der Wasserweg von Bremen bis Bremerhaven beträgt 9½ Meile. Bei nicht allzu seichtem Wasser legen die Dampfschiffe ihn in reichlich 4 Stunden zurück. Helgoland liegt vom Hafen 12 und die Badinsel Norderney 15 Meilen entfernt. Nach Curhaven an der Elbemündung correspondirt ein electromagnetischer Telegraph, ebenso nach Bremen.

Unter den Dörfern im bremischen Gebiete sind zwölf Kirchdörfer: Gröplingen, Walle, Grambke, Mittelsbühren, Horn, Oberneuland, Wasserhorst, Borgfeld, Rablinghausen, Seehausen, Huchting und Arsten. Die vier letztgenannten liegen am linken Ufer der Weser.

Die Dörfer Gröplingen und Oslebshausen waren schon frühe angebaut und sind wol die ältesten im Stadtgebiete. Die Gegend von Horn und Oberneuland hat eine bedeutende Anzahl herrlicher Landgüter mit geräumigen Sommerwohnungen, Eigenthum begüterter Familien in der Stadt, aufzuweisen. Oberneuland hat in kleinen Gehölzen prächtige Eichen. Früher muß es daselbst sehr waldreich gewesen sein, denn noch findet man dort einige Fuß unter der Erde starke Eichenstämme, die gewöhnlich gleichförmig von Westen nach Osten liegen und wahrscheinlich durch Orkane umgeworfen wurden. Durch seine uralten knorrigen Eichbäume, die wirklich malerische Gruppen bilden, ist die rhinsberger Straße zwischen Schwachhausen und Horn ausgezeichnet. Das Dorf Borgfeld, nicht weit von dem schön gelegenen, hannoverschen Orte Lilienthal, war sonst ein Patrimonialgericht unter bremischer Hoheit, der Familie von der Lith gehörig. Von zwei Brüdern verkaufte der eine, Junker Klaus, die Hälfte des Gerichtes 1595 für 7000 bremer Mark, die ihm am 17. März ausgezahlt wurden, an den Rath zu Bremen, die andere Hälfte kam durch Erbschaft an die Familie Brandt, die es bis in die neuere Zeit besaß und den Titel „Erbrichter zu Borgfeld“ führte; nach und nach kam auch sie an die Stadt. Hastedt ist das größte bremische Dorf; es zählt ca. 3000 Einwohner. Am linken Weserufer sind im Sommer durch angenehme ländliche Partien und freundliche Lage am Weserstrom die Dörfer Woltmershausen, Rablinghausen und Lankenau ausgezeichnet.

Außer den Städten beläuft sich die Anzahl aller Dörfer und Ortschaften im bremischen Gebiete auf achtundfunfzig. Es sind die Orte: Horn, Rhinsberg, Lehe, Lehesterdeich, Oberblockland, Vahr, Hinterdeich, Oberneuland, Hodenberg, Kattrepel, Rockwinkel, Blockdeich, Haide, Kämenade, Sebaldsbrück, Osterholz, Tenever, Ellen, Schevemoor, Niederblockland, Hemptstraße, Wummensiede, Wasserhorst, Borgfeld, Warf, Butendiek, Timmersloh, Verenmoor, Hastedt, Schwachhausen, Münte, Lesumbrook, Mittelsbühren, Niederbüren, Grambke, Burg, Dungen, Gröplingerdeich, Gröplingen, Walle, Oslebshausen, Woltmershausen, Wartthurm, Rablinghausen, Lankenau, Strohm, Seehausen, Hasenbühren, Kirchhuchtingen, Mittelshuchtingen, Brockhuchtingen, Varrelgraben, Grolland, Arsten, Habenhausen, Kattenesch, (Wolfskuhle) Neuenlande, Buntethorsteinweg.

Berichtigungen.

Seite	Zeile		statt	soll stehen
2	19	von oben:	nech	noch
3	6	von unten:	Rehrn	Rahn
8		in der Note:	stätischen	städtischen
11	11	von unten:	Erscheinnungen	Erscheinungen
21	3	von oben:	nes	jenes
36	17	von oben:	in und um	in und vor
42	3	von oben:	Koppen	Koggen
43	11	von oben:	bisher	besser
46	4	von unten:	Meerflächen	Moorflächen
116	2	von oben:	rechtfertigenden,	rechtfertigenden
120	14	von unten:	Feindseligkeiten,	Feindseligkeiten
150	18	von oben:	mein der	indem er
193	25	von oben:	itter	Ritter
214	9	von oben:	vorloren	verloren
226	17	von oben:	ruhe	ruhte
231	7	von oben:	aher	daher
258	2	von oben:	an	in
295	16	von unten:	hat	haben
295	6	von oben:	40 bis 50 Mll. ß	80 bis 90 Mll. ß.

Druck von C. Schünemann in Bremen.

Berichtigungen.

Seite	Zeile	statt	soll stehen
2	19 von oben:	nach	noch
3	6 von unten:	[illegible]	[illegible]
5	in der Note:	[illegible]	[illegible]
11	11 von unten:	Erscheinungen	Erscheinungen
21	3 von oben:	[illegible]	jenes
36	17 von oben:	in und um	in und vor
42	3 von oben:	[illegible]	Roggen
48	11 von oben:	[illegible]	besser
48	14 von unten:	[illegible]	[illegible]
116	2 von oben:	rechtfertigenden	rechtfertigenden
200	14 von unten:	[illegible]	[illegible]
180	18 von oben:	wenn der	indem er
208	25 von oben:	[illegible]	[illegible]
214	[illegible] von oben:	verloren	[illegible]
229	17 von oben:	[illegible]	ruhte
243	5 von oben:	[illegible]	[illegible]
254	27 von oben:	[illegible]	am
293	16 von unten:	[illegible]	[illegible]
295	6 von oben:	40 bis 50 Mill.	80 bis 90 Mill.

Krueger, Johann

Bilder aus der Geschichte Bremens ... nebst einer Kurzen, geographischen Beschreibung des bremischen Staates

Bremen 1855